This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,729

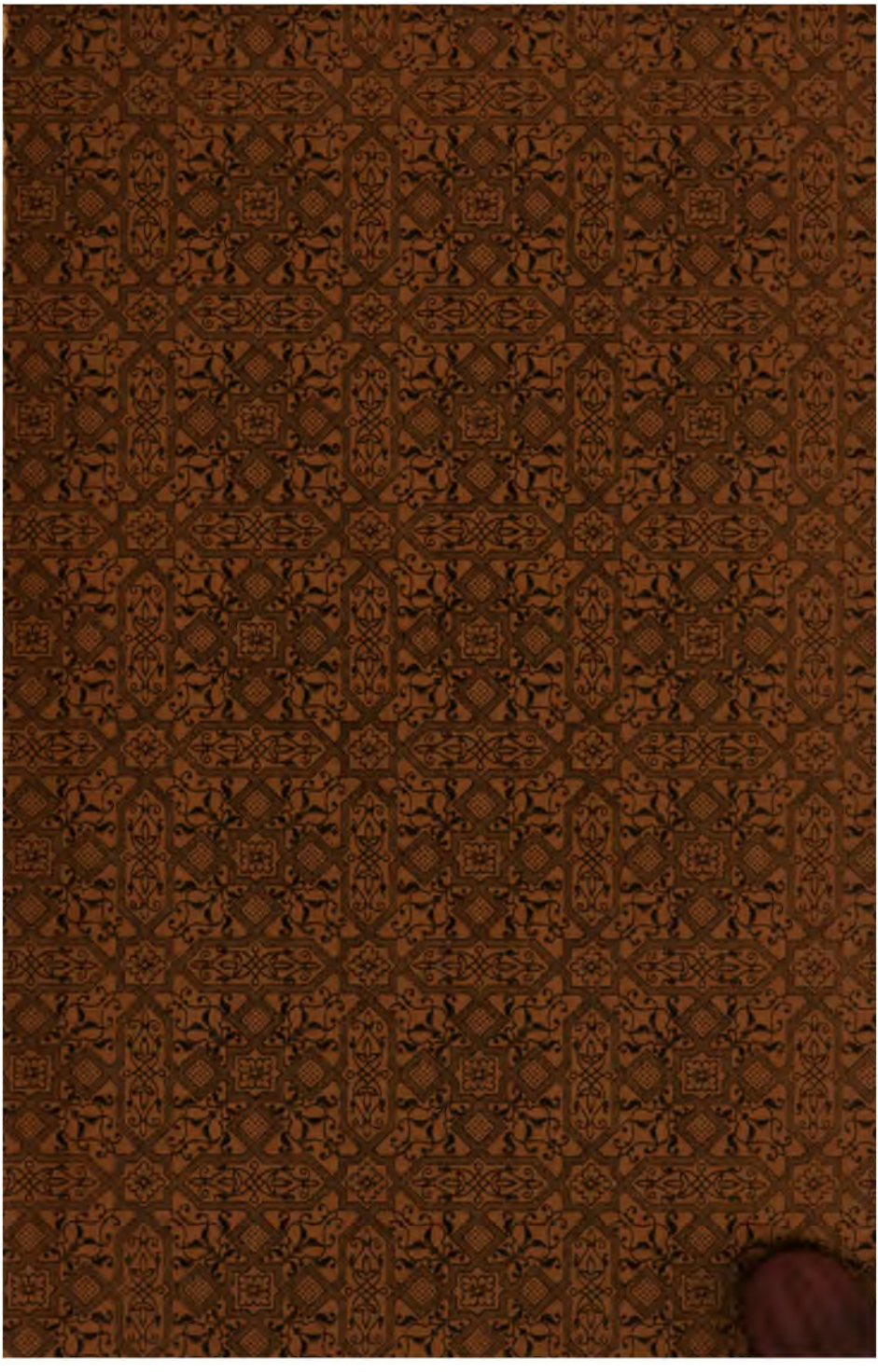
Franz Grillparzer.

Ein Bild seines Lebens und Dichtens.

Von

A. Trahert.

University of Alberta Library



Franz Grillparzer.

Geboren am 15. Januar 1791; gestorben am 21. Januar 1872.

Franz Grillparzer.

Ein Bild seines Lebens und Dichtens

von

A. Trabert.

Mit Illustrationen von E. Mozeluch, Eduard Lukich von Lükichheim und Th. Mayerhofer.

Wien 1890.

Verlag Austria, Dreischer & Comp.

Neubau, Schottenhofgasse Nr. 3.

838
G860
T76

Alle Rechte vorbehalten.

German
Funke
8.3.54
88861

5-10-54 MiFP

Statt Vorwortes.

Verehrliche Verlagsbuchhandlung!

Sie erinnern sich noch: als am 31. December v. J. Ihre Aufforderung an mich erging, ein Buch über Grillparzer zu verfassen, erschrak ich vor der Kürze der Frist, welche Sie mir aus Gründen zu stellen hatten, die nicht ein Gegenstand meiner Erörterungen sein können. Die Liebe zur Sache war aber doch so mächtig in mir, daß ich mich über alle Bedenken hinwegsetzen mußte und ohne Verzug an die Ausführung ging. Ich erfüllte Ihren Wunsch sozusagen in einem Wurf, und obschon heute die mir gestattete Frist noch nicht ganz abgelaufen ist, bin ich doch schon im Stande, Ihnen mein Manuscript druckfertig zu überreichen.

Kein Buch für Gelehrte soll daraus werden; keines für Professoren und Katheder-Recensenten, sondern, wie Sie mir es zum Gesetz gemacht hatten, ein Buch für das Volk; ein Buch mit der Bestimmung, einzudringen in alle Schichten der großen deutschen Nation, um in denselben an dem Bilde unseres Dramatikers Franz Grillparzer und durch die Schilderung seines dichterischen Schaffens, die in trüber Zeit theils abgeblaßten, theils wohl ganz vergessenen Ideale wieder zu erwecken, die einst der Stolz und die Kraft

unserer Väter waren und unsere wahrhaft von Gott begnadeten Dichter auf die steile Höhe ihrer Kunst gehoben haben.

Ein Buch für das Volk zu Ehren Grillparzer's, aber keines, das die Schwächen und Fehler seines Helden trügerisch verdeckt, oder gar mit erlogenem Glorienschein zu umgeben versucht. Ein Buch, das wahr ist nicht blos gegen den Mann, den es feiert, sondern auch gegen die hohen Ziele der Kunst. Letzteres insbesondere dann, wenn der zu Feiernde von denselben abgeirrt ist, oder wohl gar gegen dieselben angekämpft hat. Grillparzer ist glücklicherweise als Dichter so groß, daß die Ableugnung seiner Schwächen ihm kaum zur Ehre gereichen möchte; denn Licht im Lichte verschwindet, umgeben von seinem Schatten aber strahlt es heller und heller.

Eines noch habe ich mir ganz besonders angelegen sein lassen: Wo immer ich trotz dem Indifferentismus in Glaubenssachen, den Franz Grillparzer in seinem langen Leben und nicht minder als Schriftsteller so vielfach bethätigt hat, in seinen Werken auf christliche, auf katholische Ueberzeugungen und Grundansichten stieß, habe ich diese scharf hervorgehoben und glaube mir dadurch nicht blos den Dank aller noch glaubensstarken Katholiken Oesterreichs und Deutschlands verdient zu haben, sondern mich auch — obgleich es z. B. die „christlich-conservative Reichspost", ein Blatt, das jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle erscheint, noch heute wagen darf, neben dem Kosmopolitismus des Geldsackes und dem staatsruinirenden Princip der Socialdemokratie, neben „Juden und Heiden" die Katholiken als Diejenigen zu bezeichnen, die als Antipatrioten zu bekämpfen seien — der An-

erkennung jener besseren und einsichtsvolleren Protestanten diesseits und jenseits unserer Reichsgrenze für versichert halten zu dürfen, welche trotz allem, was sie von Rom trennt, mit Rom doch einig allermindestens in dem einen Zielpunkte sind: in den christlichen Völkern den Glauben an den geoffenbarten dreieinigen Gott zu erhalten und zu befestigen.

Klingt das polemisch, so kann ich leider nicht helfen. Mein Buch dogmatisirt nicht, nicht einmal in einer einzigen Zeile, aber es bekennt, auf christlichem Standpunkte zu stehen, und urtheilt von diesem aus mit aller nur irgend möglichen Toleranz, die ich ja auch für mich selbst so nöthig habe; aber auch mit dem Freimuthe, der sich nicht scheut, die Dinge und Erscheinungen das zu nennen, was sie in Wahrheit sind.

Mit diesem Bekenntnisse wünsche ich meinem Buche eine glückliche Fahrt im weiten Ocean der Völker Oesterreichs und Deutschlands.

Wien, 21. März 1890.

A. Tr.

Einleitung.

Acht Millionen Oesterreicher deutschen Stammes und sie alle doch nur Stiefkinder der Mutter Germania — wäre das nicht schmerzlich für uns, ja wäre es nur denkbar? Und doch! Man ist gar nicht selten in der Lage, es recht tief zu empfinden. Nur zu oft wurde es und wird es draußen im deutschen Reiche vergessen, wie schwer einst die Ostmark Jahrhunderte lang, nur nothdürftig unterstützt von Anderen und sehr oft allein, den schweren Kampf gegen den erobernd, sengend und mordend vordringenden Islam bestanden hat. Nicht für sich, sondern für ganz Europa, insbesondere aber für Deutschland. Man hat dort gut reden, daß wir, der nach Osten vorgeschobene Posten der westeuropäischen Cultur, doch gerade in cultureller Beziehung hinter unseren westlichen und nördlichen Stammesgenossen lange Zeit zurückgeblieben seien; denn wohl könnten wir entgegnen: Für Euch war es schon möglich, in friedlicher Entwicklung thätig zu sein, während wir und unsere slavischen Brüder noch auslugen mußten, ob nicht ferner Städtebrand die Nähe der islamitischen Barbarei verkündige; oder ob nicht gar der Klageruf der Unglücklichen zu uns dringe, die, mit schweren Ketten beladen, in die Sclaverei geschleppt wurden. Soll ich das Jammerlos der Hunderttausende schildern, die einst so zu Grunde gingen? Das Los derer, die so in unsagbarem Elende verkommen sind, nachdem sie erst an Leib und Seele geschändet wurden? Die Bewohner der Ostmark waren es, die so gelitten haben, die hiergegen — ihr Adel an der Spitze, die Bischöfe voran —

im Kampfe für Europa gestanden sind und nicht müde wurden, zu ringen, bis endlich, endlich Prinz Eugen, der edle Ritter die Macht des Halbmondes zerbrach.

Aber noch wütheten die Janitscharen in den blutgetränkten Gefilden, die heute Oesterreich heißen, und schon erhob sich ein neuer gefährlicherer Feind in der Gier nach Weltherrschaft, die den Kronenträger Frankreichs erfüllte. Auch so entstand uns ein Kampf, der seine blutigen Spuren in drei Jahrhunderte eingrub und den wir — man denke an die Schlachten, die der alte Wurmser noch wenige Jahre vor seinem Ende am Rhein geschlagen hat — auch wieder nicht selten allein haben bestehen gemußt. Allein, oder, um noch besonders der Zeit zu gedenken, in der Ludwig XIV. das Elsaß raubte, verlassen und verrathen von Denen, welchen das Gold Frankreichs, der blinkende Sündenlohn, verführerischer klang, als der Ruf zur Pflicht, den der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation aus der Wiener Hofburg ergehen ließ.

Könnte uns unter diesen Umständen der Vorwurf, in der Cultur zurückgeblieben zu sein, mit Recht gemacht werden so dürften ihn doch allermindestens nicht diejenigen erheben, denen wir ihre Culturarbeit möglich gemacht haben. Nicht diejenigen, die mit mehr Leichtfertigkeit als rechtfertigendem Grunde zu fragen pflegten oder wohl gar noch pflegen: Was kann denn Gutes aus dem katholischen Oesterreich kommen? Und welche sich in dieser Frage selbst dann noch gefallen, wenn sie beispielsweise sehen, daß ihre Doctoren der Medicin noch als gereifte Männer nach Wien wandern, um in den Hörsälen unserer Mediciner noch einmal Schüler zu werden; welche, wenn sie unsere Stätten der theatralischen Kunst, die Leistungen der k. k. Hofschauspiele erblicken, sich doch banglich fragen möchten: Haben wir daheim etwas gleich Großes? Und welche, wenn sie unser neues Rathhaus, unser Parlaments-

haus, unsere in den letzten Decennien entstandenen Dome anschauen, sich einigermaßen der Nothwendigkeit bewußt werden, bescheiden zu schweigen, anstatt zu tadeln.

Doch ich habe hier nicht die Absicht, die Ungerechtigkeit der Frage: Was kann Gutes aus Oesterreich kommen? irgendwie zu verfolgen. Mein Buch soll und will ein versöhnendes sein, und zwar ein versöhnendes auf dem engbegrenzten Raume der deutschen Belletristik. Es soll aus dem Leben und Schaffen eines österreichischen Dichters den Beweis erbringen, daß auch die Ostmark Männer hat, die sich den Besten aus den Territorien des jetzigen deutschen Reiches an die Seite stellen dürfen.

Aber konnte denn das bisher überhaupt bezweifelt werden? Ich greife auf's Gerathewohl in meine Bücherei. Dabei geräth mir das vortreffliche Lesebuch von Dr. Otto Hellinghaus: „Deutsche Poesie von der Romantik bis auf die Gegenwart" in die Hände, welches in seiner Auflage vom Jahre 1882 Proben von siebzig Dichtern bringt. Sechzig von diesen sind innerhalb der Grenzen des jetzigen deutschen Reiches geboren und nur neun haben das Licht der Welt in Oesterreich erblickt. Dies „Nur" aber ist doch nur eine große Täuschung. Denn den sechzig Dichtern aus Deutschland entspricht eine Bevölkerung von siebenundvierzig, den neun österreichischen eine solche von nur acht Millionen Deutscher. Wer sich nur ein klein wenig auf Adam Ries versteht, wird also sofort ausrechnen können, daß, was die relative Fruchtbarkeit — nicht an Dichtungen, davon spreche ich nicht — sondern an Dichtern anbelangt, für die Reichsdeutschen allerdings ein Vorsprung herauskommt, aber doch nur ein solcher, der schon verschwindend klein ist. Man mag das Zufall nennen, aber das Spiel dieses Zufalles ist doch so interessant, daß ich ihm noch einen Augenblick folgen darf. Jener Vorsprung ist nämlich so klein, daß das Verhältniß sofort das umgekehrte und das Plus auf Seiten Oesterreichs wäre,

wenn z. B. nur zufällig auch noch der österreichische Poet Carl Beck in die Hellinghaus'sche Sammlung hineingerathen wäre. Sein Schlummerlied aus dem „Janko" würde der letzteren kaum zur Unehre gereicht haben. Ich meine jenes, das in seiner ersten Strophe, wie folgt, lautet:

„Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh' zur Ruh'!
Lieblich weht des Abends Kühle,
Werde kühl auch Du.
Träume, daß ein Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht —
Träume, geh' zur Ruh'!"

Aber wie gerathe ich da an Carl Beck, den ich durchaus nicht zu meinen Lieblingen rechne? Um zu zeigen, daß Oesterreich seit den Tagen der Romantik an deutschen Dichtern, die froh wie die Lerche ihr Lied schmettern, nicht arm geworden ist, könnte ich neben den neun, von denen Hellinghaus Proben gibt*), um nur Einiger zu gedenken, auch noch die Namen Carl von Leitner, Adolf Pichler, L. Foglar, J. Pfeifer, Al. Meßmer und — last not least — Josef Seeber nennen.

Aber was sage ich doch? Auch Franz Grillparzer ist in dem Buche von Hellinghaus unberücksichtigt geblieben; Grillparzer, der Stolz seiner Vaterstadt Wien, der Stolz aller Deutschen des großen Donaureiches, und dabei ein Romantiker, dessen Lyrik wohl schon deswegen nicht unberücksichtigt bleiben darf, weil Derjenige von den nach ihm Erstandenen, der ihm als Dramatiker den Rang abläuft, erst noch geboren werden muß. Dieser Ausspruch beruht nicht blos auf meiner persönlichen Ueberzeugung; auch in der sechsten Auflage von Wilhelm Lindemann's Geschichte der deutschen Literatur (1889)

*) H. J. v. Collin, Lenau, Anastasius Grün, K. E. Ebert, Joh. Nep. Vogl, G. Seidl, v. Feuchtersleben, L. Dreves und K. Hamerling.

wird ein ganz gleicher gethan, indem dort Franz Grillparzer der bedeutendste „Nachclassiker" genannt und das Urtheil über ihn in den Schlußsatz zusammengefaßt wird: „Können wir uns auch nicht mit den Ausführungen Volkelt's einverstanden erklären, der Grillparzer's Genie über das Goethe's erhebt, so bleibt doch P. Heyse's Wort zu Recht bestehen, daß er unter dem flachen Nachwuchse als ein gottbegnadeter Tragöde dasteht."

Also auch wir, die Oesterreicher, können uns, obgleich vorwiegend Katholiken, auf dem Gebiete der Poesie schon einigermaßen sehen lassen, und sind durchaus nicht gewillt, überall da, wo es sich um die Vertheilung des Lorbeers handelt, der den Dichter schmückt, unbeachtet hinter den Anderen zu stehen. In dieser Ueberzeugung schicke ich mich an, für Diejenigen der Fünfundfünfzigmillionen-Nation, die unsern Franz Grillparzer noch immer nur sehr wenig oder gar nicht kennen; für Diejenigen, welche trotz allem, was in den letzten Decennien zu besserer Würdigung Grillparzer's geschehen ist, mit dem Namen dieses Dichters nur die absprechende Notiz eines ihm feindlichen oder sonstwie abgeneigten Literaturhistorikers im Gedächtnisse behalten haben, ein Bild nicht blos seines Lebens, sondern auch seines Schaffens zu zeichnen und zugleich auch seinen österreichischen Patriotismus in's rechte Licht zu stellen.

Wie er sich geräuspert und gespuckt hat, werde ich dabei nicht erzählen. Ich könnte es nicht, auch wenn ich es wollte, denn ich habe es ihm nicht abgesehen; und wenn ich es je gesehen hätte, würde ich darüber schweigen. Ich werde auch nicht neue Enthüllungen über das bringen, was er selbst mit den Schleiern seines Schweigens umwoben hat. Nicht geheime menschliche Sünden werde ich aufdecken; ihn nicht mit der Spürnase eines Jagdhundes auf verbotenen Wegen suchen, um vielleicht irgend eine Pikanterie anfügen zu können. Ich

werde nicht mein Auge zudrücken vor seinen Fehlern, aber ihn auch nicht lieblos zerfasern und zerfranzen, um mir selbst damit einen Nimbus zu geben, den ich verachte. Dafür steht mir Grillparzer als ganzer Mann trotz seinen Schwächen viel zu hoch. Ich nehme ihn, wie er sich uns selber gibt in der gewissenhaften Schilderung eines großen Theiles seines eigenen Lebens. Ich zeichne ihn, wie er vor mir steht in dem von ihm Geschaffenen, und wie er leibt und lebt in seinen größtentheils so schönen, so kräftigen und schlagenden Sentenzen voll Geist und Witz.

Ich beschränke mich dabei auf den ganzen und vollendeten Grillparzer, wie er in der Cotta'schen Ausgabe von 1872 vor mir steht. Seine Jugendarbeiten und was man inzwischen sonst noch ausgegraben hat, um den ganzen Mann — ich möchte fast sagen: noch „gänzer" zu machen, lasse ich absichtlich unbeachtet und weise insbesondere das zurück, wovon ich vielleicht glauben müßte, daß heute er selbst die Veröffentlichung mißbilligen möchte.

Wollte ich anders vorgehen, würde ich fürchten, mich zu versündigen an ihm, zu dem ich in Ehrerbietung emporblicke. Die Handlangerarbeit der kleinen Tagelöhner, deren Sammelfleiß nur das Material herbeischafft, um den Geist eines heimgegangenen Großen für seine Nachwelt zu verwässern, hat er selbst immer für verderblich und lächerlich gehalten. Mein Buch soll deshalb nur eine laute Einladung des Inhaltes sein: Versucht es, sich mit meinem Helden vertraut zu machen! Lernt in ihm den Dichter kennen, der unser Dioskurenpaar Goethe und Schiller zu einem Dreigestirn macht, das Schiller, Goethe und Grillparzer heißt.

Franz Grillparzer's erste Lebensjahre.

Die Wetter der französischen Revolution warfen ihren blutigen Schein weithin über Europa. Die Nationalversammlung von Frankreich hatte sich für souverän erklärt. Mirabeau, bezahlt vom Könige, damit er die Revolution im Interesse der Monarchie eindämme, war ihr Jupiter tonans und Ludwig XVI. ihr Gefangener.

In dieser Zeit, in welcher die Welt gewaltsam aus ihren festen Bahnen geschleudert wurde, lebte ein Wiener Advocat, den uns der eigene Sohn später als einen streng rechtlichen, kalten, schroffen und verschlossenen Mann, aber als warmen Freund der Natur geschildert hat, welchem, wenn er mit seiner Familie den Wienerwald durchstreifte, das Eis des Herzens schmolz, so daß er warm und mittheilsam wurde. In einer ähnlichen Stimmung hatte sich der starre Mann einst entschlossen, ein Weib zu nehmen und seinen Hausstand zu gründen. Der Entschluß war trotz den Stürmen der Zeit ein wohlberechtigter, denn dieser Heiratscandidat verstand sein Jus aus dem ff und eine zahlreiche Clientel versprach ihm eine sorgenfreie Zukunft. Er war ja auch ein Mann ohne Bedürfnisse. Blumenzucht war in den Stunden der Erholung seine liebste, ja fast einzige Beschäftigung, indem nur noch eine andere hinzukam: Er las gern, aber nur Ritter- und Geistergeschichten, die in das dunkle Haus Nr. 10 am Bauernmarkt so recht paßten. Seine eigene Natur freilich und den ihm anhaftenden Mangel an gesunder Lebensklugheit, das allzu-

geringe Verständniß für die vielfachen und leider nicht abzuwehrenden Bedürfnisse des Lebens, hatte er bei dem Entschlusse, eine Braut heimzuführen, wohl doch zu wenig in Anschlag gebracht. Wir sehen das aus der Art und Weise, wie er im entscheidenden Augenblicke in dem schon genannten Hause für eine Wohnung sorgte.

Der junge Advocat war nämlich eines Abends bei einem Freunde zu Gast. Er sah eine Flucht großer Zimmer, die alle glänzend erleuchtet waren. Das war eine Wohnung wie er sie für sich, sein Weib und seine Kanzlei suchte; denn noch hockte man damals nicht in engen Räumen so aufeinander, wie heute. Auch ohne Stadterweiterung hatte die alte Kaiserstadt noch Raum für ihre Bewohner. Nur nicht viel Licht durfte man brauchen, wenn es nicht Kerzen- und Lampenlicht sein sollte.

Der Hausherr speiste damals noch recht gern, falls er geladen wurde, bei seinem Miether, auch wenn dieser den Miethvertrag gekündigt hatte. Das kam dem Wohnungsuchenden wie ein gnädiger Wink des Himmels vor. Es bedurfte nur weniger Worte, und der neue Miethvertrag war fröhlich abgeschlossen bei Scherz und Becherklang.

Als das neuvermählte Paar — die junge Frau war eine geborne Sonnleithner — eingezogen war, gefiel ihm die Wohnung schon weniger. Letztere war nicht kleiner geworden und schien sich im Gegentheil noch ausgedehnt zu haben in's Breite und Tiefe. Aber die Wohnung war schrecklich düster; ein Theil der Wohnräume wollte selbst bei blinkendem Sonnenschein nicht hell werden. Das kam daher, daß die eine Hälfte der Wohnräume ihre Fenster nicht nach dem Bauernmarkt hin hatte, wie der neue Miether geglaubt, sondern in den Hof ging, die anderen aber nur den Ausblick in ein knapp drei Schritte breites, „dunkles und schmutziges" Sackgäßchen gewährten, für das es weder Sonne noch Mond gab. Die

Familie hatte aber nun einmal diese Wohnung, gewöhnte sich an dieselbe und fühlte sich sehr bald leidlich wohl darin.

Hier war es, wo am 15. Jänner 1791 ein Knäblein geboren wurde und in der heiligen Taufe den Namen Franz erhielt. Daß es hier das Licht der Welt erblickte, darf ich nicht sagen; es sah ja nur den düsteren Schein des Sackgäßchens. Anderen aber sollte das Knäblein einst eine Leuchte werden; denn es wurde nicht blos ein niedlicher Blondkopf aus ihm, sondern der Blondkopf ward auch ein von Gott begnadeter Dichter, dessen Name zwischen den Sternen steht, leuchtender und strahlender als auf der Marmortafel, die uns heute die Stätte zeigt, wo Franz Grillparzer vom Tage der Geburt an die erste Jugend verlebt hat.

Ich lade den freundlichen Leser ein, dem Hause mit mir einen Besuch zu machen. Wir gehen von der Kärntnerstraße aus am Stephansdom vorüber. Ehe wir an das erzbischöfliche Palais kommen, wenden wir uns links in die kurze, jetzt auch ziemlich breite Straße, die den alten Namen die „Brandstätte" führt. Aus der Brandstätte gelangen wir unmittelbar auf den Bauernmarkt und zwar zwischen den Häusern Nr. 4 und 6. Lesern, die in Wien unbekannt sind, muß ich mittheilen, daß sie sich unter dem Bauernmarkt nicht etwa einen freien Platz vorzustellen haben, sondern eine nicht sonderlich breite Straße, die uns, wenn wir uns nach rechts wenden und so den aufsteigenden Hausnummern folgen, auf den Hohen Markt führt. Wir schreiten übrigens, nachdem wir zwischen den Häusern Nr. 4 und 6 in die Straße eingetreten sind, in der bezeichneten Richtung nur noch etwa 50 Schritte weiter und haben dann das Geburtshaus Franz Grillparzer's zu unserer Rechten.

Das Haus, an dem wir die schon erwähnte Nr. 10 bemerken, ist vier Stockwerke hoch, und obgleich jeder Stock in der Stirnseite des Hauses nur sieben Fenster hat, so breit,

daß ein Zinscasernbaumeister von heute, wenn er auf dieselbe Stelle ein neues Haus setzen möchte, mindestens achtzehn Fenster anbringen würde. Die ganze Vorderseite ist ohne jedweden architektonischen Schmuck. Das Gebäude hat gegenwärtig einen düsteren, schmutziggrauen Anstrich, und wenn man davorsteht, möchte man glauben, es habe nie anders ausgesehen. Die daran angebrachten Geschäftsschilder scheinen bestrebt zu sein, mit dem Anstrich in Harmonie zu kommen. Nach einigem Suchen entdecken wir schräg über der Eingangsthür zwischen dem vierten und fünften Fenster des ersten Stockwerkes eine kleine Marmortafel, die einmal weiß gewesen ist und den Namen Franz Grillparzer's zeigt.

Und nun suchen wir auch das kleine Sackgäßchen zu entdecken. Wir treten zu diesem Zweck in den Hof des Hauses und durchschreiten denselben. Nachdem wir das gethan haben, stehen wir vor einem niedrigen, etwas verdächtig aussehenden Gange, der die eigenthümliche, aber in alten Wiener Gebäuden nicht seltene Form eines nur halben Thores hat. Wir wagen es, diesen Gang zu passiren und haben nun, was wir suchen: das hier endende, knapp drei Schritt breite Sackgäßchen. Auf den Plänen von Wien heißt es: die Kramergasse. Wohin es führen mag? Versuchen wir es. Wenn wir dem Gäßchen folgen, kommen wir zu dem Punkte, an welchem es senkrecht auf den Lichtensteg stößt, und wir sehen nun auch gleich, daß das bekannte Rothgassel seine gerade Fortsetzung ist. Ich bekenne hier aber, daß ich schon zwanzig Jahre in Wien wohnte, ehe ich von dem Vorhandensein des Kramergäßchens eine Ahnung bekam.

Der kleine Blondkopf, von dem ich zu erzählen habe, war der erstgeborene Sprößling unseres Rechtsgelehrten, und die junge Frau, die ihn an ihr Herz drückte, die beste Frau der Welt, aber eine Musikantenseele, die Alles um sich her vergaß, wenn die Töne einer schönen Musik an ihr Ohr

schlugen. Sie war grenzenlos gutmüthig und sehr reizbar. Was man heutzutage geistige Bildung nennt, fehlte ihr. Einziger Ersatz dafür war das Wenige, was sie aus dem Umgange mit ihren Altersgenossinnen davongetragen hatte, und ihre Kunstfertigkeit im Clavierspiel. Sie hatte aber guten Willen und mühte sich redlich ab, Ordnung im Haushalte herzustellen; nur hatte sie das besondere Mißgeschick, daß sie sehr oft mehr verwirrte als ordnete. Schlimmer noch war es, daß sie, als die Pflicht an sie herantrat, in die Erziehung ihrer Kinder selbstthätig einzugreifen, hiezu unfähig war, und daß ihr Gatte, weil er diese Unfähigkeit gar nicht wahrnahm, die Ueberwachung der Kinderzucht trotzdem einzig und allein seiner Frau überließ. Auch das war nicht gut für die Kinder, daß die Mutter, wenn sie nicht am Clavier saß, gar zu gern still vor sich hinbrütete und — fast niemals lachte. Trieben's nun die sich selbst überlassenen Knaben, deren Zahl allmälig auf vier wuchs, zu toll, so forderte sie den Hauptlärmmacher vor sich und strafte ihn damit, daß er an einem Strumpfbande stricken mußte, eine Kunst, in welcher der Jüngste es sehr bald der geschicktesten Strickerin gleichthat. Daß er der Schlimmste von den Vieren war, soll damit nicht gesagt sein. Er war eben der Jüngste und Sanfteste, der seiner Mutter noch am meisten gehorchte und es auch mit dem Stricken sehr gewissenhaft nahm.

Viel älter als dieser Jüngste und nicht blos von diesem, sondern auch von den beiden anderen Brüdern im Charakter grundverschieden, wuchs unser Blondkopf Franzel, wie er selbst erzählt, in seinem düsteren Heim, in welchem die Abgeschlossenheit des Vaters neue Bekanntschaften fast unmöglich machte, sehr vereinsamt auf. Aber die Phantasie der Kinder pflegt sich zu helfen. Die Kinderstube glich an Größe fast einer Reitschule. Sie lag, wie die ganze Wohnung, im ersten Stock und empfing ihr spärliches Licht durch Glasfenster und eine

Glasthür aus einem engen Hofraum von gleicher Höhe, der für unseren Franzel um so geheimnißvoller wurde, als er für ihn und die Brüder strengstens abgesperrt war. Neben der Küche lag ein dunkles Gewölbe von gewaltigen Dimensionen, das zur Aufbewahrung des Holzes diente. Aus dem Gewölbe führte eine Holztreppe in einen höher gelegenen Raum, der zur Aufnahme von entbehrlichem Geräthe und sonstigem Trödel bestimmt war. Alle diese schauerlichen Räume bevölkerte die Phantasie der Kinder und insbesondere die unseres Franz mit Zigeunern, Räubern und — Geistern. Liest man das in unseres Helden eigener Lebensbeschreibung, so glaubt man schon seine „Ahnfrau" spuken zu sehen. Unsichtbare Ratten aber, die in diesen dunklen Räumen hausten, gaben den obligaten Lärm dazu.

Von der Küche führte noch ein langer Gang in ein abgesondertes Zimmer, das die Magd und der Bediente, miteinander verheiratet, mit ihrem Kinde bewohnten. Zur Pflege dieses Kindes hielt sich die Magd als Magd der Magd ein halbwüchsiges Mädchen. Wenn letzteres, ganz so schmutzig wie das Kind, mit diesem auf einem der Gänge erschien, war es für unseren Franz und seine Brüder, als wenn hier die unbekannten Bewohner einer noch unentdeckten Welt hausten.

Eine plötzliche Abwechslung kam in dieses Leben dadurch, daß Grillparzer der Vater gemeinschaftlich mit seinem Schwager und seiner Schwiegermutter ein Haus in Enzersdorf am Gebirge kaufte, das die Familien der Käufer im Sommer bewohnten.

Das Verlockende dabei war für den stillen Blumenliebhaber der Garten gewesen, in dem er mit Wollust seine Lieblinge pflegen konnte. Im Garten befand sich ein Teich und hinter diesem ein geheimnißvoller Strich Landes, den ungepflegte Gewächse mit breiten Blättern bedeckten. Huflattig, Meerrettig, struppige Schlingengewächse und Gott weiß, was sonst noch. Franz und seine Brüder bevölkerten nun

auch diesen Raum mit den Gespenstern aus der Stadt. Einmal, während Franz mit einem seiner Brüder in einem von allen drei Familien gemeinsam benutzten Saale unter dem Billard spielte, bekam er den wirklichen Besuch eines der Gespenster. Ein gemeinsamer Aufschrei verkündete die Noth, in der sich die Knaben befanden, und als sie befragt wurden, was sie gesehen hätten, war es für Franz eine schwarze Frau mit wallendem Schleier gewesen, während der Bruder meinte, das Gespenst habe wie ein Hörndler*) ausgesehen.

Die Lust an dem Besitz in Enzersdorf war nur von kurzer Dauer. Dem blumenzüchtenden Advocaten wurde der Landaufenthalt verleidet, weil seine noch unverheirateten Schwägerinnen ihm die duftenden Beete rücksichtslos plünderten und die wilden Knaben seines Schwagers sie grausam in den Grund traten. Das war natürlich nicht zum Aushalten. Der Besitz in Enzersdorf mußte wieder verkauft werden.

Muster-Pädagogie

mit josephinistischem Beigeschmack.

Schon in Enzersdorf, zwischen den Blumen seines Vaters, ging für unseren Franzel das erste Leid der Kinderzeit an, indem der Enzersdorfer Schulmeister mit der Aufgabe betraut wurde, dem kleinen sinnigen Burschen das ABC beizubringen. Der würdige Schulmonarch löste seine Aufgabe ohne große Schwierigkeit, obgleich sein kleiner Student mitunter geschmollt oder gar getrotzt zu haben scheint. Franzel hätte sonst wohl kaum Ursache gehabt, den wunderlichen Namen des Eselbindens, womit sein Herr Professor das Schmollen und Trotzen zu bezeichnen pflegte, seinem Gedächt-

*) Also wie ein Hirschkäfer.

niſſe einzuverleiben. Genug, unſer Franzel lernte die Buchſtaben und vielleicht auch die erſten Kunſtſtücke des Buchſtabirens, obſchon er ſich ſpäter dieſer Thatſache nicht mehr erinnerte.

Schlimmer ging's, als unſer kleiner Held nun auch ganz geſchwind zum Clavierviruoſen gemacht werden ſollte. Seine eigene Mutter übernahm dieſen Unterricht. Sie gellte dabei ihrem Söhnlein die Töne der einzelnen Noten ſo heftig in die Ohren und riß ihm die Hände, wenn der Kleine einen Fehlgriff machte, ſo gewaltthätig von den Taſten, daß dem armen Jungen das Clavier zum Gegenſtande des Entſetzens wurde, obgleich er zweifelloſes Talent für Muſik hatte.

Als es mit der Mutter nicht weiter ging, wurde der ausgezeichnete Contrapunktiſt Johann Mederitſch für Franzel als Lehrer gewonnen. Charakteriſtiſch für dieſen Meiſter war es, daß er beſtellte Arbeiten wohl anfing, aber nie vollendete, und als er in Dienſten des letzten Königs von Polen ſtand, ſeine Wohnung, ſo oft der König bei ihm vorfuhr, durch eine Hinterthüre verließ, ſo daß ihn der König entlaſſen mußte, ohne ihn je ſpielen gehört zu haben. Den kleinen Grillparzer ſchloß der liederliche Virtuos raſch in's Herz. Aber anſtatt ihm Unterricht auf dem Clavier zu geben, ſpielte er mit ſeinem Schüler ſehr oft unter dem Clavier, und Frau Grillparzer ließ die beiden Kinder, das junge und das alte, luſtig auf allen Vieren umherkriechen, wußte ſie doch, daß Mederitſch die Unterrichtsſtunde nicht ſchließen werde, ohne daß er erſt für die Mutter ſeines Lieblings auf dem Clavier in ſeiner genialen Weiſe phantaſirte und fugirte.

War er zum Abhalten der Stunde zu faul, ſo ſchickte er als ſeine Stellvertreterin ſeine alte, häßliche, aber vortreffliche Schweſter, die in den Ruhepauſen den Knaben in Anwendung der damals noch ſehr unbekannten Lautirmethode am Inſtrumente und ohne ſich eines Buches zu bedienen, leſen lehrte.

Eine für Kinder bearbeitete „Bibliſche Geſchichte“ befriedigte Franzel's erſte Leſewuth. Dann aber las er mit dem Stubenmädchen ſeiner Mutter — „Die Zauberflöte“. Dies Textbuch und ein Gebetbuch waren der einzige literariſche Beſitz des Mädchens. Obenan aber ſtand für den Leſer und die Leſerin der alte Schikaneder. Das kam daher, daß die glückliche Beſitzerin des Textbuches einſt bei Aufführung der „Zauberflöte“ mitgewirkt hatte, indem ſie einen Affen ſpielte.

Eine weitere Befriedigung ſeiner Leſewuth gewährten dem Knaben eine alte Ueberſetzung der romantiſch und ſagenhaft aufgeputzten Geſchichte Alexander's des Großen vom ſpätrömiſchen Schriftſteller Quintus Curtius Rufus und mehr noch die Heiligen- und Wundergeſchichten des Pater Kochem. Letztere begeiſterten den ſechs- oder ſiebenjährigen Knaben ſo, daß er Geiſtlicher werden wollte und der alten Köchin vom Stuhle herab rührende Predigten hielt. Wenn er ſich aber gar dazu verſtand, ihr auf dem Clavier — ſo weit, daß er das konnte, hatte er es doch gebracht — den Marſch vorzutragen, der bei der Hinrichtung Ludwigs XVI. geſpielt worden ſein ſollte, zerfloß ſie jedesmal in Thränen.

Predigen mochte der Knabe, beten aber hatte er noch nicht gelernt. Sein Vater war durch und durch joſephiniſtiſch geſinnt und hielt das Beten für überflüſſig. Die Mutter ging wohl Sonntags in die Kirche, wobei der Diener hinter ihr hermarſchirte, um das Gebetbuch zu tragen; daran aber, die Herzen ihrer Kinder auf Gott und Jeſum Chriſtum zu richten, ſcheint ſie niemals gedacht zu haben. In die Kirche wurden die Kinder nie geſchickt, ſo daß Franzel, als er ſpäter Gymnaſiaſt geworden war und nun dem Gottesdienſte beiwohnen mußte, von dem, was auf dem Altare vorging, auch nicht den entfernteſten Begriff hatte. Er kniete nieder, wenn die Anderen knieten, und erhob ſich, wenn ſich die Anderen erhoben; das war damals ſein Gottesdienſt. Einmal aber hat er in ſpäteren

Jahren doch beten gekonnt, und ich erzähle das gleich hier, um dann über die schreckliche Religionslosigkeit, in welcher Franz Grillparzer seine Kinder- und Knabenjahre verbracht hat, einen Schleier zu werfen.

Die Radirungen zum Vaterunser, mit denen einst der geniale Historienmaler Josef Ritter von Führich als fünfundzwanzigjähriger Mann die Grundlage seines Künstlerruhms geschaffen, waren es, welche auch Grillparzer als schon vollendeten Dichter zu einem Vaterunser begeisterten. Ich hebe daraus nur die folgenden schönen Stellen hervor:

Wohl hast Du die Erde schön gemacht,
Und ich danke Dir d'rum, mein Herr und Vater.
Blumen sind da und Früchte, Quellen und Bäume,
Frühlingsluft und Sommerfreude, Alles auf's Beste;
Auch gute Menschen, die Dir dienen und recht thun.
Aber ich kenne doch was Schön'res, mein Herr und Vater,
Und, als hätt' ich's geseh'n einmal in früh'rer Zeit,
Schwebt es mir vor in meinen besten Tagen;
Ein Land, wo dieser Körper nichts begehrt
Und, wenn es nichts gewährt, auch nichts versagt;
Wo der Gedanke Willen ist
Und Willen ist die That;
Die That im Wollen und im Denken schon;
Das Land, wo, unsr'er Sonne gleich, das Recht
Und, wie der Mond, die Pflicht den Tag und Nächten leuchtet;
Wo das Gefühl nicht blind
Und der Verstand nicht taub ist allzumal;
Dort möcht' ich sein, mein Herr und Vater,
Bei Dir, in Deiner Nähe,
Und darum, Herr, o höre!
Zu uns komme Dein Reich.

Ich bin kurzsichtig und schwach .....
Daher walte Du mir und meinem Thun,
Führe mich, leite mich,
Und nicht meiner, Herr,
Dein Wille geschehe!

Wenn wir all' uns liebten hienieden,
Wie Du uns liebst, mein Herr und Vater;
Wenn der Menſch den Menſchen ſäh' im Freunde
Und auch in ſeinem Feinde nur den Menſchen,
Dann wäre nicht dort oben blos Dein Reich,
Und unter uns wär' es, auch hier, hienieden,
Und der Liebe Machtgebot geſchäh,
Wie im Himmel, alſo auch auf Erden.

Weiter iſt der Dichter nicht gekommen. Schon vor der Bitte: „Unſer täglich Brot gib uns heute!" hat er leider Halt gemacht, obſchon wir ſehr bald von einer Zeit zu ſprechen haben werden, in welcher ihm gerade die Bitte um's tägliche Brot ſehr Noth gethan hätte. Wenn ihn ſchon ſeine Mutter beten gelehrt hätte, wäre Franz Grillparzer's „Vater Unſer" gewiß nicht Fragment geblieben.

Kehren wir nach dieſer vorzeitigen Abſchweifung in eine viel ſpätere Zeit in die Kinderſtube zurück oder vielmehr unter das Clavier, unter dem noch Mederitſch mit ſeinem Lieblinge zu ſpielen pflegte. Der Knabe ſollte jetzt doch noch etwas mehr lernen und wurde in eine vielbelobte Privatſchule geſchickt, in der er — Nichts lernte. Franzel trieb nämlich in dieſer Schule nur, was ihn anzog, und vernachläſſigte alles Uebrige, wozu auch der Uebelſtand beitrug, daß er, weil er fertig leſen konnte, ſogleich in die zweite Claſſe geſetzt wurde, für die ihm alle übrigen Vorkenntniſſe fehlten. Das Einmaleins z. B. hat er in dieſer Schule nicht gelernt und iſt auch ſpäter mit demſelben nie recht vertraut geworden. Zu dem, was er jetzt anfing, brauchte er es nicht. Unterſtützt von zwei älteren Verwandten, begann er nämlich Komödie zu ſpielen, wobei ſeine Brüder mitwirken mußten und der jüngſte die Damenrollen zu übernehmen hatte. Man führte übrigens nur Ritterſpiele auf, in denen die Damenrolle darin zu beſtehen pflegte, daß ſich die Holde von den tapferen Rivalen, die um ſie kämpften, auf der Bühne hin- und her-

schleppen lassen mußte. Die Spielenden improvisirten, nachdem Franzel nur im Allgemeinen bestimmt hatte, wie das Stück verlaufen und enden solle. Für die Ouvertüren sorgte Mederitsch. Auch die Zwischenacte füllte das alte Kind mit seinen entzückenden Improvisationen auf dem Claviere aus. Auf Vermehrung des Personals war er gleichfalls bedacht, indem er sein lahmes Töchterlein bestimmte, sich mit dem jüngsten Grillparzer in die Damenrollen zu theilen. Aber ehe noch der Winter, in welchem diese Spiele begonnen hatten, ganz zu Ende war, mußten sie — schwerlich zum Unglücke der Mitwirkenden — plötzlich für immer abgebrochen werden.

Das aber kam so: Ein älterer Bursche, der mit der Familie Grillparzer weitläufig verwandt war, hatte sich erboten, für das Geld, das sich in der Sparbüchse der Kinder befand, Helme und Harnische aus Pappe anzuschaffen, verschwand aber mit dem Gelde, ohne das Versprochene zu liefern. Diese Gaunerei wurde ruchbar. Auch Grillparzer der Vater, der mit Verboten immer sehr schnell bei der Hand war, aber nie darnach fragte, ob sie befolgt würden, hörte von der Sache und untersagte jede weitere Aufführung. Das Verbot hatte diesmal so streng geklungen, daß es ausnahmsweise befolgt wurde.

Es war nun die Zeit gekommen, den Knaben Franz für das Gymnasium vorzubereiten, und dazu wurde für ihn und seine Brüder ein Hauslehrer aufgenommen. Die Wahl war eine köstliche, wie wir sogleich sehen werden. Der Auserwählte war ein Theologe Namens Gärtner. Er war nach Franz Grillparzer's Schilderung mit einer an Stumpfsinn grenzenden Indolenz behaftet und von großer Blödsichtigkeit. Er las immer, verlor dabei aber seine Bücher, indem er, wenn er den Platz wechselte, nicht mehr wußte, wo er sie gelassen hatte. Mit seiner sonstigen Habe ging es ganz ebenso, so daß seine Schüler fort und fort etwas zu finden hatten.

Den ehrlichen Finder, der ihm die Sache zurückbrachte, belohnte Herr Gärtner damit, daß er ihn davon dispensirte, dies oder jenes zu lernen. Seine Schüler machten sich das sehr bald in großem Style zu Nutzen. Hatte er nicht genug verloren, so nahmen sie seine Sachen aus den offenstehenden Kästen und Schubladen, und der Dispens wurde dann auf alles Lernen für den ganzen Tag ausgedehnt.

Auch allerhand andere Teufeleien wurden ausgeführt, deren Opfer jedesmal der arme Herr Gärtner war; doch sorgte Franz dafür, daß die Sache nicht zu sehr ausartete oder gar sich in's Boshafte verirrte, während ein älterer Vetter sich den Spaß machte, fortwährend zu schüren und zu hetzen. Eine der kleinen Schelmereien aber, die Franzel selbst ausgeheckt hatte, ist so schön, daß ich sie mit seinen eigenen Worten erzählen muß.

„Gärtner liebte es, Morgens lange im Bette zu liegen. Da stürze ich denn eines Tages in's Zimmer, mit der Nachricht, es sei eine Frau da, die unsere Wohnung besehen wolle, in der Absicht, sie zu miethen. Gärtner springt im Hemde aus dem Bette und flüchtet sich hinter einen Vorhang, der eine abgesperrte Verbindungsthüre mit der Nachbarwohnung bedeckte. Unterdessen führe ich meinen Bruder herein, in den Kleidern unserer Mutter, den ich ersuchte, Platz zu nehmen und die Rückkunft unserer Eltern abzuwarten. Da setzt sich denn der Bube in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Vorhang gekehrt, in einen Sessel und bleibt ein paar Stunden lang sitzen, indeß der arme Hofmeister im Hemd und mit bloßen Füßen alle Qualen der Angst und der Kälte erduldete."

Die Thätigkeit dieses originellen Informators im Grillparzer'schen Hause dauerte in ihrer vollen ungestörten Glorie fast ein ganzes Jahr. Da mit einem Male machte ihr der Zufall ein jähes Ende. Es ereignete sich nämlich, daß Grill-

parzer der Vater einen lateinischen Brief nach Ungarn zu schreiben hatte, über irgend einen Ausdruck im Zweifel war und sich erinnerte, daß er dem Hauslehrer gleich bei Beginn des Engagements eine Summe Geldes gegeben hatte, um dafür ein lateinisches Lexikon und die sonst nöthigen Bücher zu kaufen. Er begibt sich also zu seinen Knaben und verlangt nach dem Wörterbuche. Da aber stellt sich heraus, daß das Geld, welches Gärtner zum Anschaffen der Bücher bekommen hatte, noch unverwendet im Kasten lag und von allen Büchern, die der Herr Candidat vor fast schon Jahresfrist hätte kaufen sollen, auch nicht ein einziges angeschafft worden war. Der Sünder wurde sofort entlassen.

Das Ereigniß ist übrigens ganz so charakteristisch für den Vater, wie für den Lehrer. Mir wenigstens scheint es ein Beweis dafür zu sein, daß der Advocat die erziehlichen Pflichten, die ihm als dem Vater seinen Kindern gegenüber oblagen, gar nicht weniger vernachlässigt hat als der Hauslehrer die seinigen.

Statt des Entlassenen wurde nun ein Anderer aufgenommen; ich mag aber von Ersterem nicht scheiden, ohne einen Blick in seinen ferneren Lebenslauf zu werfen.

Gärtner war, wie schon gesagt wurde, als er im Grillparzer'schen Hause eintrat, Theologe. Gleich nachher aber sattelte er um und wurde Mediciner. Später gab er auch die Medicin auf und wurde Jurist. Als solcher trat er gleichzeitig mit Franz Grillparzer als Conceptspraktikant bei der Finanzhofstelle ein und wurde so der College seines weiland Schülers. Seine Concepte faßte er französisch ab und übersetzte sie in's Deutsche. Zu diesem schrullenhaften Vorgehen hatte ihn nur der Umstand bestimmt, daß ihm einst vorgeworfen worden war, er verstehe kein Französisch. Um diesen Tadel gründlich von sich abzuweisen, hatte er sich so eifrig auf das Studium der Sprache Frankreichs geworfen, daß

er zuletzt diese besser beherrschte, als seine eigene Muttersprache.

Seinem Nachfolger in der Hofmeisterstelle bei Grillparzer wurde die Aufgabe gestellt, unsern Franz nun doch noch in aller Geschwindigkeit mit Zuhilfenahme der Ferien für das Gymnasium reif zu machen. Die Aufgabe war schwer, aber mit Aufopferung von sechs oder acht großen Oleanderstöcken in Kübeln, die unmittelbar vor dem Aufnahmetermin dem examinirenden Professor gespendet wurden, gelang sie vortrefflich. Die Trinkgelder florirten eben — wer hat daran gezweifelt? — schon damals.

Franzel galt von jetzt an als Halberwachsener und erreichte damit ein heißersehntes Ziel. Er konnte nun über die Bibliothek seines Vaters verfügen. In dieser fand und verschlang er mit wahrem Heißhunger Cook's Weltumseglung, eine reichhaltige Theaterbibliothek, die von Schiller und Goethe nichts, von Shakespeare den „Hamlet" und „Lear", Lessing's „Nathan", Dichtungen von Ewald Kleist, von Geßner und Anderen enthielt. Geßner bewunderte er, für Kleist fehlte ihm das Verständniß. Der Vers störte ihn noch. Am „Nathan" ärgerten ihn die fünffüßigen Jamben und „der matte Schluß". Im Uebrigen paßte diese Lectüre so recht in seine religionslose Erziehung. Der kostbarste Schatz der väterlichen Bibliothek war übrigens für Franz eine alte, jetzt vergessene Weltgeschichte in mehr als neunzig Bänden. Man vermag kaum zu denken, mit welcher Gier der Knabe — mehr war er ja noch nicht — alles das verschlang. Bei seinen Tanten aber hatte er schon vorher „Tausend und eine Nacht" in einer uralten Uebersetzung, Goethe's „Götz", „Clavigo" und „Claudine von Villa bella" und von Schiller „Wallenstein's Lager" und „Die beiden Piccolomini" gefunden. Aber auch mit der Lectüre Schiller's hat er damals nicht viel anzufangen gewußt. Die „langen Reden" in den „Piccolomini" ermüdeten ihn

und wurden ihm geradezu ungenießbar. Aber war's denn nicht eine Tollheit, dem Knaben alles das in die Hände zu geben? Wäre es zu verwundern gewesen, wenn dies Uebermaß von Lectüre, bei deren Aufzählung ich obendrein nicht Weniges ganz unerwähnt gelassen habe, den armen Jungen aufgerieben hätte? Mich dünkt aber, diese Methode, die Jugend zu erziehen, welche während der ersten Decennien unseres Jahrhunderts in Oesterreich noch möglich war, erklärt die Verwüstungen, welche ihr folgten und theilweise noch bis in die Gegenwart hineinragen, so vollständig, daß das Erfinden noch anderer Zerstörungsursachen höchst überflüssig ist und eigentlich nur versucht wird, um von der wahren Grundursache abzulenken.

Die ersten Verse.

Die Oleanderstöcke hatten also ihre Schuldigkeit gethan und Franz Grillparzer konnte auf dem Gymnasium seine gelehrten Studien beginnen. Er ging Anfangs auch recht tapfer in's Zeug. Aber bei der wunderlichen Vorschule, aus der er kam, fehlten ihm zu Allem und Jedem die unerläßlichen Vorkenntnisse. Die Schulcompositionen wimmelten von Fehlern, und wenn er rechnen sollte, schien ihm jede Zahl ein unergründliches Geheimniß zu sein. Die Lehrer stellten ihn deshalb sofort auf eine Linie mit den allermittelmäßigsten Schülern der Classe, und was in solchen Fällen gewöhnlich geschieht: Als Franz Grillparzer seinen Fleiß so schlecht belohnt sah, fing er an, sein Lernen auf das knappste Maß des Nothwendigen einzuschränken, und machte sich dabei, ein echter Sohn seines Vaters, oft recht unangenehm durch seine Verschlossenheit. Man zweifelte schon an der Möglichkeit seines Fortkommens, und seine eigene Mutter befand sich unter den Zweiflerinnen. Besser wurde er von seiner Großmutter er-

kannt. „Laßt ihn nur gehen", meinte sie; „er hat's, wie die Geis, zwischen den Füßen." Mit den „Füßen" meinte sie natürlich — der Engländerin gleich, die ihre Brust „den Hals" nennt — die ganzen Hinterbeine der Ziege, also auch die Oberschenkel, welche den Quell der süßen Milch schützen.

Die Großmutter trug in dieser ihrer guten Meinung auch kein Bedenken, es wohlgefällig zu dulden, daß ihr Franzel nicht selten von seinen Büchern abgerufen und wieder zum Komödienspiel herangezogen wurde. Sie hatte drei erwachsene, aber noch unverheiratete Töchter, dazu auch noch ein paar Söhne, die alle nach damaliger Wiener Art in der Aufführung von Conversationsstücken einen unermüdlichen Eifer entwickelten. Als die Mitwirkung Franzel's verlangt wurde, sträubte er sich ganz entschieden, zum Theil aus angeborener großer Schüchternheit, zum Theil auch, weil er, wie auch seine Mutter, an dem Sprachfehler litt, das Z nicht recht aussprechen zu können. Die Mandelmilch aber und die Torte, die in den Zwischenacten herumgereicht wurden, besiegten seinen Widerstand. Jenen Sprachfehler aber überwand er später dadurch, daß er, wie Demosthenes, Kieselsteine in den Mund nahm und sich dabei im Sprechen übte.

Sein Unfleiß hinderte ihn nicht, im Gymnasium von Classe zu Classe weiterzurücken. In der ersten Humanitätsclasse eroberte er sich dann durch einen Aufsatz über die Vergänglichkeit der Zeit, zu welchem er den Stoff aus seiner Geschichtskenntniß schöpfte, die erste Anerkennung, und, was ihm mehr werth war, einen Freund. Schüler beurtheilen ihre Mitschüler immer besser als der Professor den Schüler. So ging es auch hier. Dieser Mitschüler hieß Meiller, war eines Müllers Sohn aus Neunkirchen und hatte seine Studien erst sehr spät anfangen können, so daß er jetzt schon fast zwanzig Jahre alt war und darum seine erst elf- bis dreizehnjährigen Kameraden weitaus überragte. Rasch erkannte er darum auch,

daß in dem Kopfe des Jüngsten, der hoch oben auf dem hintersten Berge saß, etwas Besonderes stecke. Er schloß sich ihm an, nicht zu Grillparzer's Nachtheil. „Sein Einfluß auf mich", erzählt dieser selbst, „war höchst vortheilhaft, besonders da er mein früher unzusammenhängendes Wesen zur Einkehr in sich selbst trieb; nur daß aus einer mir angeborenen Neigung zum Gegensatz sein Ernst mich in eine Lustigkeit warf, die mir früher fremd war." Jener in seinem Ernste schrieb damals schon ein historisches Trauerspiel, Franz Grillparzer aber ein Lustspiel, in dem er seine Professoren als unglückliche Liebhaber carikirte.

In der letzten Humanitätsclasse sollten lateinische Verse geschmiedet werden. Da aber Franz Grillparzer absolut keinen Begriff von der Quantität lateinischer Silben hatte, so fiel der Versuch gar kläglich aus. Dagegen ging ihm nun schon das Geheimniß der deutschen Verskunst auf, und es zeigte sich, daß er sich auf diesem Gebiete sofort mit einiger Sicherheit zu bewegen wußte. In unserem Capitel „Grillparzer als Lyriker" werden wir ausführlicher darüber zu sprechen haben. Jetzt, in der letzten Humanitätsclasse, sollte unser junger Freund, nachdem er sich so ungeschickt im lateinischen Versbau versucht hatte, als Hausaufgabe ein beliebiges deutsches Gedicht machen und suchte lange, fast schon verzweifelnd, nach Stoff und Form. Er sucht bis in die Nacht hinein. Da steht mit einem Male, als er trostlos aus dem Fenster der Kanzlei seines Vaters blickt, in seltener Reinheit der Mond über ihm, und aus der Seele des Suchenden sproßt wie eine Blume die schöne Strophe:

Wandle, wandle, holder Schimmer,
Wandle über Berg und Au,
Gleitend wie ein kühner Schwimmer
In des stillen Meeres Blau.

Noch ein paar andere Strophen, weniger gut als die erste, reihten sich an, und das Gedicht war fertig. Der Professor aber, der das Zeug gehabt hätte, diese Arbeit zu würdigen, erkrankte leider, und so entging dem jungen Dichter die verdiente Anerkennung. Er erntete diese aber reichlich auf einem anderen Gebiete, in seinen sachlichen Erklärungen des Horaz nämlich, deren Originalität den Lehrer nicht selten staunen machte.

Diese Anerkennung hatte noch das Gute, daß Franz Grillparzer jetzt auch der lateinischen Sprache, die er bisher vernachlässigt hatte, Interesse abgewann, und nun in derselben mit doppeltem Eifer nachholte, was er bisher versäumt hatte.

Ein junger Löwe zeigt seine Krallen.

Seinen Uebergang in die Universitätsstudien leitet Grillparzer selbst mit dem Geständniß ein: „Nun kam eine trübe Zeit für mich". Eine Zeit — sie war sogar mehr als trüb, nicht blos für Franz Grillparzer, sondern für ganz Europa. Gottes Zorn schien die Welt dafür züchtigen zu wollen, daß sie ihres Herrn vergessen hatte, und er züchtigte schwer.

In Frankreich rasten seit der Ermordung des Königs und der Königin die Schreckensherrschaft und blutiger Bürgerkrieg. Dann ging der corsische Komet auf, den sich der Ewige als seine Geißel ersehen hatte. Bevor der rothe Schein dieses Irrsterns den Schrecken bis in die Steppen Rußlands verbreitete, im Herbste 1795, hatte in den Siegen, die Clersait und Wurmser am Rhein erfochten, die Reichs- und Kaisertreue der Habsburg-Lothringer noch einmal hell aufgeleuchtet; von da an aber ging es abwärts. Niederlage folgte auf Niederlage, bald verschuldet, bald unverschuldet.

Der Corse wurde Kaiser von Frankreich, seine Vettern Könige der von ihm eroberten Länder, die deutschen Rheinbundsfürsten seine armseligen, ihre Völker in seinem Dienste hinschlachtenden Vasallen.

Soll ich an noch mehr des Unheils erinnern? Ich erwähne nur kurz den Rückzug des Generals Mack nach Ulm und seine elende Capitulation, nachdem er seine Armee vorher so zersplittert hatte, als wenn sein einziger Zweck der gewesen wäre, unsere zerstreuten Streitkräfte dem Feinde vereinzelt an's Messer zu liefern. Der Unglückselige wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt, dann aber zu zweijähriger Festungsstrafe begnadigt.

Ich erinnere weiter an den siegreichen Einzug Napoleon I. in Wien am 13. November 1805 und an das Aufschlagen seiner Residenz in Schönbrunn. Ich erinnere an die Kopflosigkeit, die, einer sehr durchsichtigen Lüge der Franzosen Glauben schenkend, die Donaubrücke bei Wien den Händen Murat's übergab, um so die Russen, die, um Hilfe zu bringen, in Eilmärschen heranrückten, dem Verderben zu weihen.

So stand es um Oesterreich, als der fünfzehnjährige Franz Grillparzer ein sechsstrophiges Gedicht verfaßte, dem er die Ueberschrift „Schlecht und recht" gab. Nur eine einzige der sechs Strophen sei hier mitgetheilt, um daran den Ton des Ganzen erkennen zu lassen:

„Daß Schurken sich berathen
Und Fürst und Land verrathen,
Das ist nicht recht;
Doch sie zu pensioniren,
Statt sie zu arquebusiren,
Ei! Das ist schlecht."

Der Refrain: „Das ist schon recht", „Das wäre recht" und „Ei! das ist schlecht", kehrte in jeder Strophe wieder und machte so dies Spottgedicht eines Fünfzehnjährigen, das

von seinem Verfasser später ein „elender Gassenhauer" genannt wurde, zu dem Mannesaufschrei des Zornes in dem Elend der Zeit. Als es Grillparzer seinem Vater mittheilte, wurde dieser blaß vor Schrecken. „Zerreiß es!" rief er, „zerreiß es sofort, denn ein solches Gedicht setzt Deine ganze Zukunft in Gefahr."

Das Gedicht wurde zerrissen; aber man weiß nicht, wie es kam: Abends hörte es Grillparzer der Vater, in einem Gasthause, in welchem er ein Glas Bier trinken wollte, zu seinem noch größeren Schrecken laut vorlesen. Das Gedicht machte dann, von aller Welt bewundert, die Runde durch die ganze Stadt; der Name des Verfassers aber blieb hiebei unbekannt.

Ich will den von Grillparzer selbst verdammten „Gassenhauer" hier nicht schön färben. Auch die Krallen eines Löwen sind nicht sonderlich hübsch, aber es liegt eine ungeheure, der Bewunderung würdige Kraft in der kralligen Tatze; und auch in jenem Gassenhauer sehe ich zum ersten Male die vorgestreckten Krallen eines jungen Löwen.

Der Vater Grillparzer's hatte es übrigens nicht gern, wenn ihm der Sohn Gedichte vorlas. Selbst wenn er dieselben gut fand, pflegte er warnend hinzuzufügen: „Poeten endigen fast immer auf dem Mist." Der Sohn dichtete natürlich doch. Schon des Letzteren fortgesetzter Umgang mit Meiller spornte dazu an, und gern hätten Beide schon jetzt ein belletristisches Journal „Irene" herausgegeben, wenn nicht die Censurbehörde so klug gewesen wäre, die Herausgabe zu untersagen.

Ich habe übrigens das Geständniß Franz Grillparzer's, daß mit seinem Abgang auf die Universität eine trübe Zeit begann, nicht mit Rücksicht auf die damals so traurige Weltlage citirt, sondern weil ihm seine erste Studentenzeit zu einem verlorenen halben Jahre geworden ist. Fast noch Knabe, trat er in die akademische Freiheit ein und wollte diese Freiheit

nun auch vollauf genießen. Nach den Studienvorschriften sollte er Philosophie und philosophische Philologie, Mathematik und Geometrie, Geschichte und Naturgeschichte studiren, seine Professoren aber waren pedantisch, zopfig und langweilig, und unser Franz zog es deshalb vor — Nichts zu lernen, obschon er sehr gewissenhaft jede Vorlesung besuchte, um Allotria zu treiben. Nachts aber las er wieder, und zwar mit solcher Gier, daß er nur die Zeit beklagte, die ihm dadurch verloren ging, daß er sich mühselig — heute hat man kaum noch einen Begriff davon — mit Stahl, Stein, Zunder und Schwefelfaden Licht machen mußte. Er las jetzt schlechtere Bücher, als er früher gelesen: Spieß, Kramer und Lafontaine. Er las jede Nacht bis zum Morgen, der nur für Andere hell wurde, und las weiter in den Tag hinein.

Schon in diese Zeit fällt auch eine verrückte Liebschaft, wenn man die Neigung zu einer aus der Ferne angebeteten Schauspielerin und Sängerin so nennen darf. Das Beste an dieser Neigung, die Grillparzer selbst „das Vorspiel künftiger Herzensangelegenheiten" nennt, ist zweifellos das gewesen, daß unser Bruder Studio zu sich selber sagte, die Angebetete sei weder so schön, noch eine so große Künstlerin, wie er das sich selbst weiß mache. Die Neigung war trotzdem so heftig, daß der Anbeter in ein nervöses Fieber fiel, als er die Entdeckung machte, daß sich seine unschöne Schöne einem alten Wüstling verkauft habe. Eines aber war in solchen Verirrungen sein starker Schutz: Ein lebendiges Schamgefühl und starker Sinn für das Recht, wobei Grillparzer den Begriff „Recht" nicht blos juridisch, sondern auch moralisch nahm.

Das erste Halbjahr der Studentenzeit ging unter den geschilderten Umständen zu Ende; der Studio mußte seine ziemlich strenge halbjährige Prüfung ablegen und bekam in einem oder zweien der Prüfungsgegenstände eine schlechte Note. Den Vater hatte er deshalb nicht zu fürchten. Der sah über

solche Kleinigkeiten hinweg. Sein eigenes Selbstgefühl aber empörte sich, und Franz Grillparzer wurde sodann als Student so fleißig, daß er mit sich selbst zufrieden sein konnte. Die philosophischen Studien wurden so absolvirt und Franz widmete sich nun der Rechtswissenschaft. Damit aber verlor er seinen treuen Freund Meiller, der sich der Theologie widmete und bald nachher starb.

Er hat wohl noch das Bewußtsein mit in's Grab genommen, daß sein Freund über die Gefahr, ein verbummeltes Genie zu werden, in welcher er ihn ziemlich lange hatte schweben sehen, glücklich hinaus sei.

„Unser tägliches Brot gib uns heute!"

Mit siebzehn Jahren begann Franz Grillparzer seine juridischen Studien und betrieb dieselben zwar nicht Tag für Tag, aber doch in den letzten sechs bis acht Wochen eines jeden Semesters mit eisernem Fleiße. Er that das, um seinem Vater mit Vorweisung eines guten Zeugnisses Freude zu machen. Dieser Zweck wurde erreicht und er selbst lernte dabei.

Auch einen neuen Freund fand er, der es ihm blieb für's ganze Leben. Franz Grillparzer wurde nämlich mit der Familie des Hofsecretärs Wohlgemuth bekannt. Bei dem Sohne dieser Familie, der ebenfalls Jurist und nur ein Jahr älter als Franz Grillparzer war, versammelten sich täglich die drei oder vier Besten seiner Studiengenossen zu wissenschaftlichen Unterhaltungen. In diese Versammlungen, an denen fortan auch unser künftiger Dichter theilnahm, blitzten Leibnitz, Fichte und Kant herein, indem deren Theorien erörtert wurden, und bald kam auch wieder ein Studiosus Altmütter, zu den Freunden, der eine Zeit lang von der Wiener Alma mater verbannt gewesen war und sein Exil in Prag über-

ſtanden hatte. Dieſer Altmütter, der damals Juriſt war, aber ſich eifrig mit Chemie befaßte und ſpäter ein hochangeſehener Profeſſor der Technologie wurde, ſchloß ſich vom erſten Augenblicke an dem Jüngſten der Geſellſchaft, unſerem Grillparzer, freundſchaftlich an. Altmütter war ein ſchwarzer, gedrungener, unſchöner Menſch, aber begabt mit ſprudelndem Humor und blitzendem Verſtande. Er und Grillparzer trafen ſich fortan täglich ſchon Vormittags bei ihrem Kameraden Wohlgemuth, und Beide waren dann auch noch Abends vier, fünf Stunden lang zuſammen, ſich gegenſeitig anregend und fördernd, auch wenn ſich dieſe Förderung nicht im Einzelnen nachweiſen läßt.

Die jungen Leute ſtifteten für ſich auch eine „Akademie der Wiſſenſchaften", in der ſchriftliche Arbeiten vorgetragen wurden, um nachher einer Discuſſion unterzogen zu werden. Altmütter und Grillparzer aber ſparten das Schreiben, um ſich mehr nur an die Discuſſion zu halten. Auch ein Journal der Thorheit wurde gegründet, vielleicht, um die wahre Weisheit gerade in dieſem niederzulegen. Bald wurde auch wieder Theater geſpielt, wobei eine ſchöne erſte Liebhaberin beinahe wieder Unheil geſtiftet hätte.

Aber auch dieſes ſorgloſe Schlaraffenleben, wie es Grillparzer ſelbſt nannte, nahm ein jähes Ende. Grillparzer der Vater, erſt 46 Jahre alt, wurde ernſtlich krank. Er hatte eine koſtſpielige Wohnung aufgenommen und ſie mit vielem Aufwande eingerichtet. Ein Sollicitator ging ihm mit einer beträchtlichen Summe Geldes durch. In Folge der Kriege ſtockten die Geſchäfte. Die Clientel wurde kleiner und kleiner. Es kam das Jahr 1809 mit ſeinen verlorenen Schlachten. Es folgte die Beſchießung Wiens, während welcher Franz Grillparzer unter den Vertheidigern auf dem Walle ſtand und feuern half, leider auch in die eigene Landwehr hinein, die man in dunkler Nacht nicht geſehen hatte.

Unter solchen Umständen ist das Gesundwerden schwer, insbesondere wenn die finanziellen Verlegenheiten des Kranken täglich wachsen. Der gewissenhafte Advocat führte Buch über Einnahmen und Ausgaben, die er monatlich einander gegenüberstellte. Da wurden denn die Ausgaben immer größer, während die Einnahmen stufenweise sanken. Zuletzt stand als Einnahme ein großes, mit unsicherer Hand geschriebenes Nihil da. Der Mann, dem das Schuldenmachen ganz so schrecklich wie das Stehlen war, mußte ein Darlehen aufnehmen.

Die Stadt wird endlich übergeben, Napoleon I. zieht zum zweiten Male (13. Mai 1809) in Wien ein, und nun treibt Fieberunruhe den Kranken durch die Straßen der Stadt. Wo Streit entsteht, nimmt er Partei für seine Wiener gegen die Eindringlinge. Die Donner von Aspern wecken dann noch einmal die Hoffnungen des Patrioten. Umsonst; denn auf Aspern folgt Wagram.

In dieser schweren Zeit blieb Franz Grillparzer viel zu Hause und fing zu seiner eigenen Beruhigung zu musiciren an. Es zeigte sich jetzt, daß er bei dem liederlichen Contrapunktisten, der mit ihm unter dem Claviere gehockt hatte, doch etwas gelernt hatte. Er fand nun seine Melodien von selbst und sang seinem kranken Vater zur Freude: „Es war ein König in Thule" nach eigener Melodie, oder er stellte einen Kupferstich vor sich und setzte die darauf dargestellte Handlung in Musik. Beiläufig sei hier auch gleich erwähnt, daß er seine musikalischen Studien später wieder aufnahm und ein guter Clavierspieler, in der Musik ein tüchtiger Sachkenner wurde und selbst an größere Compositionen sich heranwagen konnte.

Doch zurück zum Krankenlager des Vaters! Als die Bestimmungen des Schönbrunner Friedens bekannt wurden, der, abgeschlossen auf Grundlage der Znaimer Waffenstill-

ſtandsbedingungen am 14. October 1809, ein Drittel der öſterreichiſchen Monarchie an den Sieger abtrat, da brach dem Kranken das Herz. Die Familie ſaß, ſeinem Wunſche gemäß, in dem Zimmer, in dem er gebettet war, zu Tiſch, nachdem er kurz vorher befohlen hatte, daß ihm der Tractat gebracht werde. Da hören die am Tiſche Sitzenden ein paar ſtärkere Athemzüge, ſpringen auf und ſehen einen Sterbenden.

Die letzte Habe mußte nun zum Bezahlen von Schulden verwendet werden. Die ausſtehenden Forderungen waren uneinbringlich. Der Todte hatte zwar durch ſeine Einzahlungen in die Facultätscaſſe ſeiner Witwe eine Penſion zugeſichert, aber als zwei Jahre nach ſeinem Tode, 1811, die erſte Zahlung flüſſig wurde, betrug dieſe Penſion jährlich 90 fl. in Papier.

Franz Grillparzer war, als man ſeinen Vater zu Grabe trug, etwa achtzehn Jahre alt und ſtand im vorletzten Jahrgange ſeiner juridiſchen Studien. Sein Bruder Carl war in abenteuerlicher Weiſe verſchwunden. Camillo, der dritte von den Brüdern, fand eine Verſorgung als Clavierlehrer. Adolf, der Jüngſte, der eine hübſche Stimme hatte, war im Singen unterrichtet worden, um Hofſängerknabe im kaiſerlichen Convicte zu werden, und da unſer Franz im Rufe eines guten Juriſten ſtand, verſchafften ihm ſeine Profeſſoren unaufgefordert Informationsſtunden bei zwei Cavalieren, die ihn reichlich honorirten.

Hätte er in der Erinnerung an all' dies Traurige und die darin gefundene Hilfe ſein „Vater unſer" nicht doch vollenden ſollen?

Das zurückgewieſene Drama.

An anderer Stelle wurde bereits erzählt, wie unſer Franz Grillparzer, als ihm zum erſten Male „Wallenſtein's

Lager“ und „Die beiden Piccolomini“ in die Hände fielen, die Piccolomini der langen Reden und der Verse wegen noch ungenießbar und langweilig fand. Natürlich konnte das nicht immer so bleiben. Als ihm im zweiten oder dritten Semester seiner Universitätszeit Gelegenheit wurde, „Die Räuber“, „Cabale und Liebe“, „Fiesko“ und „Don Carlos“ zu lesen, ging es ihm in seiner Begeisterung wie allen angehenden Dichtern: er glaubte sich in Aehnlichem versuchen zu müssen. Dank seinem schon mehr geläuterten Geschmack waren es aber nicht „Die Räuber“, die ihn zur Nachahmung reizten, sondern „Don Carlos“, an welchem ihm der Umstand, daß er in Jamben geschrieben war, jetzt schon nicht mehr schreckte.

Sein eigenes Drama sollte ein historisches sein. Der Gegenstand desselben war der Geschichte Peters des Grausamen entnommen. Die ermordete Gattin Peter's, Blanca von Castilien, sollte die Heldin des Stückes sein.

Der junge Poet ging an die Arbeit, förderte sie aber nur sehr langsam, und das Drama wurde obendrein auch noch sehr lang. Die eigenen Reden im Drama haben ihm jetzt schon zweifellos gefallen. Sogar zu viel; denn sie dehnten sich so gewaltig aus, daß, wie Grillparzer selbst in heiterer Laune erzählt, zur Aufführung des ganzen Stückes wohl zwei volle Abende nothwendig gewesen wären.

Als das Drama fertig war, wurde es sorgsam eingeschlossen, ohne daß ein fremdes Auge darauf verweilt hatte.

In der Noth, in die Grillparzer durch den Tod seines Vaters gerathen war, erinnerte er sich seiner Arbeit und kam auf den Gedanken, Geld daraus zu schlagen. Freund Altmütter wurde in's Vertrauen gezogen, und nun setzten sich Beide hin und schrieben das Drama sorgfältig ab. Wohlgemuth half als Dritter. Aber schreibe Einer besser als er kann. Altmütter's Handschrift war eine schreckliche und trotz

aller Mühe, die er sich gab, waren die Hieroglyphen, die er malte, nur schwer zu enträthseln.

Die Abschrift war endlich fertig geworden und Grillparzer überreichte sie seinem Onkel, dem Bruder seiner Mutter, der nach vielen Irrfahrten Secretär und Dramaturg des Wiener Hofburgtheaters geworden war. Grillparzer glaubt aber, der Mann sei trotz seiner Verwandtschaft zu ihm, dem Autor, nie dazu gekommen, in das Manuscript auch nur einen Blick zu werfen. Oder hätte er doch die Hieroglyphen Altmütter's entdeckt und wäre dann abgeschreckt worden durch diese? Müllner's „Schuld" war ihm einst in zierlicherer Reinschrift zugeschickt worden und mußte ein volles Jahr in dem Pulte dieses Dramaturgen liegen, bevor der Schatz (das ist das Müllner'sche Drama damals gewesen) von einem Anderen gehoben wurde. Die Dickleibigkeit der Grillparzer'schen Tragödie sorgte wohl einigermaßen dafür, daß diese nicht eben so lange die Hut des Dramaturgen für sich in Anspruch nehme. Zu einer recht dauerhaften Geduld haben sich Grillparzer und seine Freunde aber doch bequemen müssen. Sie zählten die Tage, die Wochen, die Monate, und die Zeit wurde vom Zählen nicht kürzer. Endlich kam die Resolution. Sie lautete kurz, das Ding sei nicht zu brauchen. Eine Würdigung des Talentes, das hier seine Arbeit vorgelegt hatte, war vom Herrn Onkel im Amte nicht für nöthig erachtet worden.

Dieser Onkel im Amte muß überhaupt ein eigenthümlicher Kauz gewesen sein. Hatte er es doch als ein Zeichen des Unsinns seiner Zeit getadelt, daß Jemand auf den Gedanken kommen könne, ein Drama „in Stanzen zu schreiben". Unter „Stanzen" aber verstand er Müllner's Trochäen.

Beiläufig bemerkt: Wer die „Schuld" aus dem Pulte des Dramaturgen befreite und auf die Bühne brachte, war der Schauspieler Harteur, der ein packendes Stück zu seinem

Benefice ſuchte. Die „Stanzen“ klangen dann wirklich von den Brettern herab und wie ganz Deutſchland, ſo ſchwelgte auch Wien in Rührung und Entzückung.

Gerecht mag aber das kurze Verdict über Grillparzer's „Blanca von Caſtilien“ zweifellos geweſen ſein. Der eigene Verfaſſer verdammte ſie dazu, in ſeinem Pulte begraben zu bleiben.

Im närriſchen Hauſe.

Grillparzer hatte ſeine juridiſchen Studien abſolvirt, und ungefähr gleichzeitig entſagten die beiden adeligen Herren einem weiteren Eindringen in die Wiſſenſchaft, in welcher er ſie bisher unterrichtet hatte. Dem jungen Manne drohte wieder das ganze Elend des Lebens, das in dem Worte „Armuth“ liegt. Aber auch jetzt kam unerwartete Hilfe. Ein reicher Graf — ſeinen Namen verſchweige ich, und wer ihn durchaus wiſſen will, mag ihn bei Kuh nachſchlagen — hatte einen Neffen, deſſen allgemeine Ausbildung ein ſehr unwiſſender Hofmeiſter beſorgte, und da der Neffe auch in die Geheimniſſe der Themis eingeweiht werden ſollte, ſo ſuchte man einen hierzu befähigten Inſtructor. Der angebotene Gehalt für letzteren war nur ein mäßiger, aber es war glänzende Verpflegung zugeſagt und Grillparzer nahm an, weil er vor dem Eintritt in den Staatsdienſt einen ſtarken Widerwillen hatte.

Der vornehme Graf, der ihn engagirte, war einſt Geſandter an einem großen deutſchen Hofe und Concommiſſarius in Regensburg geweſen. Hoffentlich hat er als ſolcher nicht viel zu amtiren gehabt, denn Grillparzer ſelbſt ſchildert ihn als eine wahre Caricatur. Er ſei höchſt bornirt geweſen, ſagt er, eigenwillig, geizig und bigott. Nur für zwei Dinge ſorgte dieſer alte Herr luxuriös: für den Pferdeſtall und die Küche. Er ſelbſt aber fuhr aus Furcht vor den Cabriolen

seiner besseren Rosse immer nur mit zwei alten Schimmeln aus, die an einen niedrigen Wurstwagen gespannt waren. Die Schimmel durften es sich dabei bequem machen und während der Ausfahrt, wenn sie Lust dazu hatten, am Wege grasen.

Die Lieblingsbeschäftigung des alten Herrn war das tägliche Studium seines mit Sorgfalt zusammengestellten Menüs. Man konnte sich bei ihm beliebt machen, wenn man an der Tafel tüchtig zugriff; und da damals unser Grillparzer „eine gute Klinge schlug," so wurde ihm der alte Herr rasch sehr gewogen. Letzterer kam täglich vor der Tafel zu ihm und ging das Menü mit ihm durch, um festzustellen, bei welcher Speise man gehörig einhauen und bei welcher man sich klugerweise zurückhalten müsse, um noch Platz für den nachfolgenden, weit besseren Gang zu haben.

Die Gattin des Alten war aus fürstlichem Hause und wurde deshalb die Frau Fürstin genannt. Wir erfahren von Grillparzer nur, daß sie sehr fromm war und täglich, wahrscheinlich sehr zu seiner Verwunderung, zur Kirche fuhr. Letzteres geschah auch dann, wenn die Familie zur Sommerszeit auf ihren ländlichen Besitzungen verweilte, von denen eine in der Nähe des Wallfahrtsortes Maria Stip lag.

Während die Frau Fürstin ihren Andachtsübungen oblag, gaben sich ihr Gemahl, ihr Neffe und der neue Informator der Jagdlust hin. Da aber Grillparzer seiner Kurzsichtigkeit wegen nur selten traf, der Neffe sogar noch seltener, so gehörte die ganze Jagdbeute in der Regel dem alten Herrn, hinter dem stets der Jäger stand, um immer gleichzeitig zu schießen. Fiel das Wild, so war der alte Herr immer stolz auf seine höchsteigene Sicherheit im Treffen. Lief es aber unversehrt davon, so drehte er sich zornig um und schalt den Jäger: Du Esel!

Die Bauern des alten Herrn waren Stockböhmen, er aber verstand von der Sprache derselben kein Wort und pflegte sie deshalb immer nur lateinisch anzureden. Natürlich war ihnen das ganz so unverständlich, als wenn er sich spanisch mit ihnen unterhalten hätte, und der „Esel!“ flog nun den Bauern auf den Kopf.

Grillparzer verkehrte anders mit dem Bauernvolke. Er lernte Böhmisch, wenigstens so viel, daß er jedes Ding, das er brauchte, mit seinem böhmischen Namen zu bezeichnen wußte.

Auch sein schon früher einmal betriebenes Studium der englischen Sprache griff er hier wieder auf und lernte sie gründlich, jedoch nur zum Zwecke des Lesens. Anlaß dazu gaben ihm die englischen Werke, die er in der reichhaltigen Bibliothek seines jetzigen Brotherrn fand, namentlich Shakespeare. Wie entfremdet er damals seinen kirchlichen Pflichten war, ergibt sich aus dem Geständnisse, daß er, wenn er seinen Schüler in den Gottesdienst begleiten mußte, was aber gewöhnlich die Frau Fürstin selbst that, den „Vicar of Wakefield“ mitnahm, den man im Schlosse für ein Gebetbuch hielt.

In politischer Beziehung nannte unseren Grillparzer sein Brotherr, der übrigens mit dieser Bezeichnung immer sehr schnell bei der Hand war, einen „Jacobiner“. Um den hierin liegenden Verdacht nicht zu steigern, setzte Grillparzer, wenn er jetzt jemals Verse schrieb und wohl gar, wie in seinem „Schlecht und recht“, die Politik streifte: „Uebersetzung aus dem Englischen“, darüber, so daß die Verse wie eine harmlose Studie aussahen.

Neben alledem nahm Anfangs der Unterricht, den Grillparzer dem Neffen seines Brotherrn zu geben hatte, nur sehr wenig Zeit in Anspruch. Es geschah aber, daß der alte Hofmeister mit Pension entlassen und ein neuer wohl gesucht, aber nicht aufgenommen wurde. Die Folge davon war, daß

sich Grillparzer nunmehr den ganzen Tag über mit seinem nicht sehr talentvollen Schüler zu befassen hatte, was ihm namentlich in Wien sehr lästig wurde, weil es ihm den ferneren Umgang mit Altmütter fast unmöglich machte.

Eine Kirchenfahrt auf dem Wurstwagen, die von der bei Maria Stip gelegenen Gutsherrschaft aus unternommen wurde, brachte Grillparzer dem Tode nahe. Grillparzer hatte nämlich mit der Fürstin in der Caroſſe mit den Prachtpferden fahren sollen, der Exminister aber bestand darauf, daß er sich zu ihm setze. Die Fürstin fuhr nach Maria Stip voraus und der Wurstwagen sollte mit seinen Insassen rasch folgen. Grillparzer bekam die Zügel und die Peitsche in die Hand, da sein Herr Principal vollauf mit Tabackschnupfen und Nasenschneuzen beschäftigt war. Ein Gewitter, das schon lange gedroht hatte, brach los, ehe Maria Stip in Sicht kam, und durchnäßte die Insassen des Wurstwagens bis auf die Haut. Als in diesem Zustande das Reiseziel endlich erreicht wurde, waren die Häuser, in denen sich Grillparzer trockene Kleider ausborgen wollte, geschlossen, und er mußte so, wie er war, in's Gotteshaus flüchten. Der Frost schüttelte ihn und sehr rasch entwickelte sich ein heftiges Nervenfieber. Von aller Welt schon aufgegeben, erholte er sich und folgte der inzwischen abgereisten Herrschaft nach Wien. Man schrieb 1813, und unterwegs erhielt er Kunde von der Völkerschlacht bei Leipzig. Mehr einem Todten als einem Lebendigen ähnlich, erreichte er mühsam seine Vaterstadt, um dort noch einmal auf das Heftigste zu erkranken. Die sorgsame Pflege des Dr. Closset, der einst auch seinen Vater behandelt hatte, rettete ihn, und Grillparzer hat nicht zu erzählen vergessen, daß der menschenfreundliche Arzt für seine Mühen kein Honorar nahm.

Der Genesene nahm den unterbrochenen Unterricht im Hause des Grafen, in das jetzt auch wieder ein Hofmeister

eingetreten war, so wieder auf, wie er ihn begonnen hatte; doch trat bald eine eigenthümliche Mißstimmung gegen ihn ein, deren Grund aber dem von ihr Betroffenen erst nach Jahren bekannt wurde. Im gräflichen Hause war nämlich eine Nichte erschienen, die bisher ihre Erziehung in einem Kloster erhalten hatte. Zwischen ihr und Grillparzer entstand ein freundschaftlicher Verkehr, hinter dem aber weder er noch sie etwas Anderes suchte als pflichtschuldige Höflichkeit. Nun aber war Grillparzer, als die Krankheit, von welcher er in Maria Stip genesen war, in Wien abermals ausbrach, zu seiner Mutter gebracht worden, und so erfuhr man im Hause des Grafen von den ärmlichen Verhältnissen der Witwe. Die sechzehnjährige Comtesse nahm sich das zu Herzen, packte heimlich ihren Schmuck zusammen und übergab ihn ihrer Kammerjungfer, damit ihn diese, ohne zu sagen, von wem er komme, der Frau Grillparzer bringe, um so deren Noth zu lindern. Statt aber das zu thun, gab die Kammerjungfer dem Grafen Kenntniß von dem heimlichen Auftrage der Comtesse, und was nur ein aus gutherzigem Unverstande bezwecktes Almosen hatte sein sollen, wurde von der Familie als ein Zeichen heimlicher Liebschaft gedeutet.

Zu einer Erörterung dieser Angelegenheit ist es zwischen Grillparzer und dem Grafen aber gar nicht gekommen. Letzterer scheint sich darauf beschränkt zu haben, nur bei der Frau Fürstin und der kleinen Comtesse seinem Aerger polternd Luft zu machen, und Grillparzer setzte den Unterricht ahnungslos fort. Die Verstimmung aber sah er gegen sich fortdauern, und als endlich gefunden wurde, daß der Neffe schon des Unterrichtes nicht mehr bedürfe, wurde das Dienstverhältniß — mehr war es ja nie gewesen — zu allseitiger Zufriedenheit gelöst.

Der Bibliothekstrottel.

Schon längere Zeit vor seinem Austritte aus der Hofmeisterstelle bei dem Grafen, den das vorausgegangene Capitel schildert, noch im Februar 1813, war Grillparzer als unbesoldeter Praktikant bei der k. k. Hofbibliothek eingetreten. Jetzt, nachdem er seines Instructorpostens enthoben war, vollständig frei und im Besitze einer kleinen Abfindungssumme, die ihm der Graf vertragsmäßig hatte zahlen müssen, ging er daran, sich eifrigst seinem Dienste in der Bibliothek zu weihen. Aber leider hatten fast alle anderen dortigen Beamten von dem, was er wollte, keinen Begriff. Nach Grillparzer's eigener Schilderung müssen sie wahre Jammergestalten gewesen sein. Sie benahmen sich seinen eigenen Worten nach „wie die Invaliden im Zeughause, wie der Hund beim Heu". Sie glaubten genug gethan zu haben, wenn sie das Vorhandene aufbewahrten, das Seltene den Besuchern zeigten und — alte Classiker in allen möglichen Ausgaben ankauften. Da fing Grillparzer wieder zu lesen und zu studiren an. Insbesondere suchte er sich jetzt im Griechischen zu vervollkommnen und fand in dem Beamten Eichenfeld einen Collegen, der sich ihm in gleichem Streben anschloß. Beide setzten sich in das abgeschlossene Manuscriptencabinet, um hier ungestört zu arbeiten. Aber war das nicht Empörung? Wollten die Beiden vielleicht gar literarische Geheimnisse entdecken und Veröffentlichungen machen, zu denen der Erste unter „den Hunden beim Heu", der Ober-Custos der Anstalt, unfähig war? Ihn, den Ersten im Amte, so schändlich in den Schatten stellen? Aber wozu war er denn Erster? Er verbot den Beiden den Eintritt in's Manuscriptencabinet! Als vernünftiger Mensch einem solchen Trottel untergeben zu sein — es ist entsetzlich.

In der Hofbibliothek begann Grillparzer nun auch sein Studium des Spanischen. Bertuch's Uebersetzung des Don Quixote hatte ihn dazu angeregt. Er fing mit einer uralten Grammatik an, die ihm zufällig in die Hände fiel und noch aus der Zeit vor Lope de Vega und Calderon stammte. Auch war er so glücklich, irgendwo ein Wörterbuch zu entdecken, das — weil der ganze Buchstabe A darin fehlte — für einen Papiergulden zu haben war. Dann erschien Schlegel's Uebersetzung einiger Stücke Calderon's, von denen unsern Grillparzer besonders „Die Andacht zum Kreuze" anzog. Aeußerlich so ungläubig, daß er statt eines Gebetbuches den „Vicar of Wakefield" mit in die Kirche nahm, barg Grillparzer also doch so viel Christenthum in der Tiefe seines Herzens, daß ihn jenes Schauspiel Calderon's nicht abstieß, obwohl es vom Anfange bis zum Ende nur eine Verherrlichung der Wunderkraft des Kreuzes ist. Darf ich hier zur Charakterisirung des Ganzen einige wenige Worte daraus mittheilen? Ich wähle diejenigen, die in der letzten Scene des letzten Actes der Priester Alberto spricht:

„Unter so viel Werken Gottes
Wisse, wer auf Erden wohnt,
Seiner Wunder allergrößtes;
Meine Stimm' erhöh' sein Lob.
Als Eusebio*) war gestorben,
Ließ der Himmel weilen noch
Seinen Geist beim starren Leichnam,
Bis er beichten erst gekount.
So viel Gnad' erlangt die Andacht
Zu dem heil'gen Kreuz bei Gott."

*) Er hatte, ohne daß er selbst oder sonst wer von diesen verwandtschaftlichen Beziehungen Kenntniß hatte, seinen Bruder im Zweikampfe getödtet und seine Schwester, bevor auch er selbst im Kampfe fiel, aus dem Kloster entführen wollen; das Kreuz auf ihrer Brust aber schreckte ihn ab, als er in ihre Zelle schon eingedrungen war.

Grillparzer fand übrigens die Schlegel'sche Ueberſetzung ungenügend und verſuchte ſich, um zu ſehen, ob ſich die Sache nicht beſſer machen laſſe, in der Uebertragung der erſten Hälfte des erſten Actes von Calderon's „Leben ein Traum". Er überſetzte im Metrum des Originals und hielt ſich, wie dieſes, auch ſtreng an den vorgeſchriebenen Reim. Die Arbeit war unſäglich mühſam, aber ſie gelang. Dann hört er zufällig von einem Jugendbekannten, daß Calderon's „Leben ein Traum" zur Aufführung vorbereitet werde. Ein Wort gibt das andere und ſchließlich ſieht ſich Grillparzer veranlaßt, ſeine Ueberſetzung dem Freunde auf deſſen Wunſch mit nach Hauſe zu geben. Bald kommt dieſer wieder und theilt Grillparzer mit, ſowohl er, wie auch der Redacteur der literariſch-kritiſchen Modezeitung fänden die Arbeit vortrefflich, und Erſterer bitte um die Erlaubniß, die beiden erſten Scenen abdrucken zu dürfen. Nach einigem Widerſtreben willigt Grillparzer ein. Aber gedruckt wird ſeine Ueberſetzung längere Zeit hindurch nicht. Da endlich geht „Das Leben ein Traum" wirklich in einer neuen Ueberſetzung über die Bühne, und jetzt erſt erſcheint Grillparzer's Fragment, indem die Redaction zugleich den Nachweis erbringt, daß die aufgeführte Ueberſetzung hinter dieſer Arbeit unſäglich weit zurückſtehe. Die ſo ſtreng getadelte Ueberſetzung aber rührte von Schreyvogel her, der ſie unter ſeinem Pſeudonym „Weſt" geſchrieben hatte. Schreyvogel war ein Jugendfreund vom Vater Franz Grillparzer's und ſtand bei Letzterem in hohem Anſehen. Zum Unglücke aber war die Grillparzer'ſche Arbeit unter deſſen vollem Namen gedruckt worden. Das verurſachte gegenſeitiges Herzeleid, zumal Schreyvogel annehmen mußte, daß die Intrigue gegen ihn mit Grillparzer's Wiſſen durchgeführt worden ſei.

Es bedurfte aber nur einer Darſtellung des wirklichen Sachverhaltes, die der Scriptor Leon an Schreyvogel über-

brachte, und Alles war ausgeglichen. Schreyvogel erkannte das Tüchtige in der Arbeit Grillparzer's unbedingt an und forderte ihn, sein Talent erkennend, bei Gelegenheit eines Besuches dringend auf, sich eigenen dramatischen Arbeiten zu widmen. Wir werden bald sehen, mit welchem Erfolge.

Hier haben wir zunächst noch eine für Grillparzer's Lebensverhältnisse entscheidungsvolle Aeußerlichkeit hervorzuheben. Als unser Freund aus dem Dienste des Grafen getreten war, bei dem er gehofmeistert hatte, wurde er von einem Onkel beim Grafen Herberstein eingeführt, der damals dirigirender Vicepräsident der Finanz-Hofkammer war. Herberstein war bekannt mit Grillparzer's Vater gewesen, und als er erfuhr, daß der junge Mann, der sich ihm vorgestellt hatte, als Hofbibliotheks-Praktikant keinen Gehalt beziehe, schlug er ihm vor, zu ihm in's Finanzfach überzutreten. Grillparzer willigte ein, wurde der österreichischen Zollverwaltung als Expedient zugetheilt, bekam nachher ein eigenes Bureau in der Examinatur, in welchem er Untersuchungen gegen Schwärzer und Gefällsübertreter selbstständig zu führen hatte, und — er war glücklich.

Was aus dem Kindlein geworden ist.

Wir sind unserem Franz Grillparzer vom Augenblicke seiner Geburt bis zu seinem Eintritte in die niederösterreichische Zollverwaltung getreulich nachgegangen und sehen ihn jetzt schon im Begriffe, seine erste große dichterische That zu vollbringen.

Da ist es wohl Zeit, auch einmal zu sehen, wie sich der junge Mann körperlich entwickelt hat. Sein schmales, feines, in einigen Zügen aber auch scharf gezeichnetes Angesicht ist der Welt bekannt. Es offenbart nicht von vorneherein

Kühnes und Großes. Es verräth Geist, ernstes Nachsinnen, stille, in das eigene Innere gekehrte Betrachtung; nichts Himmelstürmendes, nichts Welteroberndes; es erweckt Vertrauen, sticht aber im Ganzen gegen den Typus der Beamtenphysiognomie nur wenig ab.

Grillparzer's Gestalt ist schlank, nicht über die Mittelgröße hinausragend, ziemlich unscheinbar und mehr schwächlich als stark. Für schön wurde er nie gehalten.

Er ist aber gewandt in Allem, was Menschen zu treiben pflegen. Er sagt von sich selbst: Tanzen und Jagen, Reiten und Fechten, Zeichnen und Schwimmen, nichts ist mir fremd geblieben. Zu allen diesen Künsten hatte er ausgesprochene Anlagen, aber wenig Neigung, so daß sie ihm bald wieder fremd wurden, und in späteren Jahren meinte er, „obgleich ich einer der besten und elegantesten Schwimmer war, würde ich, wenn man mich heute in's Wasser würfe, gewiß ertrinken". Alles packte ihn nur so lange, als er sich ihm mit Lust und Liebe, mit Begeisterung hingab; es verflog wieder, so bald diese nachließ. „Die Inspiration war sein Gott."

Daß er trotz dieser Tüchtigkeit in allen körperlichen Uebungen und trotz der Fülle seines Wissens ungemein schüchtern war, wurde an anderer Stelle bereits hervorgehoben. Diese Schüchternheit machte ihn zugeknöpft, verschlossen, oft unnahbar. Man erkannte ihn dann, wie in so manchem anderen Zuge, als den Sohn seines Vaters.

Wie bereitwillig er sich doch an wackere Freunde anschloß und wie gerne sie, die ihn kannten, seine Zuneigung suchten, haben wir bereits kennen gelernt. Sein klares blaues Auge, sein offener freier Blick war es, was sie schon anzog, bevor er noch gesprochen hatte. War aber nur das erste Eis gebrochen, so wurde unser Freund offen, mittheilsam und beredt. Was er sprach, würzte er mit gutem Humor und oft recht

treffendem Witz. Letzterer war eine Gabe, die ihm noch bis in's späte Alter zu Gebote stand, wenn auch nicht alle Welt diesen Witz als echt anerkennen mochte, wie wir seinerzeit sehen werden.

Ob Grillparzer ein tiefes Gemüth hatte? Sicher hat ihm das Herz nicht gefehlt — er wäre ohne dieses als Dichter unmöglich geworden — aber der Verstand prävalirte. An derjenigen Erziehung, die das Herz bildet und entwickelt, hat es ihm leider in der Zeit gefehlt, in welcher gerade diese Bildung und Entwicklung der Mensch am meisten nöthig hat: in seiner Kindheit, in der wilden Knabenzeit. Die Bildner seines Verstandes aber hat er sich zumeist selbst suchen müssen und sie — von anregender Freundschaft abgesehen — auch nur gefunden — in seinen unzähligen Büchern. Und Bücher führen leider nicht immer nur zum Guten. Die Ideale des Lebens, die jedes glückliche Kind im Elternhause findet, für ihn waren sie leider sehr wenig ideal. Groß sah er seinen Vater nur in Einem, in seinem unverbrüchlichen Rechtssinne, und dieser ist auch in dem Sohne unverbrüchlich geblieben. Ein idealer Märtyrer wurde ihm sein Vater auch noch in seiner Vaterlandsliebe, und auch in dieser Beziehung ruhte der Geist des Vaters zweifellos auf dem Sohne.

Von der Mutter schweige ich hier lieber, und das zu müssen, ist schlimm. Große Männer danken nicht selten den besten Theil ihrer Größe der liebevollen Mutter, der schönen inneren Harmonie, die sich in der Seele des Weibes öfter zeigt als in der des Mannes. In der Mutter Grillparzer's — möge der Mutter eines solchen Sohnes die Erde leicht sein — habe ich leider nichts entdeckt, was ihn in seiner Entwicklung wahrhaft gehoben und gebildet hätte. Gutes aber werde ich trotzdem an anderer Stelle auch noch von ihr und ihrem wahrhaft schönen Verhältnisse zum Sohne zu erzählen haben. Auch das Herz der ärmsten Mutter ist und bleibt

eben unendlich reich an geheimen Schätzen, und ungehoben bleiben diese fast niemals.

„Die Ahnfrau."

Und nun zur „Ahnfrau" und vor Allem zur Geschichte ihrer Entstehung.

Eine sehr einfache französische Räubergeschichte war im Gedächtnisse Grillparzer's haften geblieben. Der Räuber, der von Häschern verfolgt wurde, hatte sich in ein Schloß geflüchtet, um dort von seiner Geliebten, dem Kammermädchen, verborgen zu werden. Die Arme, die keine Ahnung von der Verdorbenheit des Elenden hatte, dem sie ihr Herz geschenkt, gewährte ihm den Schutz, der ihn retten sollte. Er wurde aber bei ihr entdeckt und so entstand eine gewisse tragische Verwicklung.

Ungefähr gleichzeitig hatte Grillparzer ein Volksmärchen gelesen, in welchem es sich um die Nichte eines alten Edelmannes handelte, welche der als Gespenst umgehenden Urmutter des Hauses zum Verwechseln ähnlich war. Es entstanden deshalb in diesem Märchen allerhand Verwicklungen dadurch, daß bald das Gespenst für die Nichte, bald die Nichte für das Gespenst genommen wurde.

In ihrer Vereinzelung waren beide Stoffe unbrauchbar. Im Kopfe Grillparzer's aber vereinigten sie sich, und nun bekam das Ganze eine greifbare Gestalt.

Festgehalten bei der Sache durch die Ueberzeugung, daß das Wunderbare für die Poesie nie ganz entbehrlich sei, beschäftigte sich Grillparzer wieder und wieder mit seiner ganz eigenthümlichen Verbindung der zwei an sich höchst unbedeutenden Erzählungen, und so condensirten sie sich sehr rasch zu dem Plane, welcher der „Ahnfrau" zu Grunde liegt.

An wirkliche dramatische Gestaltung aber dachte Grillparzer zunächst noch nicht. Er fürchtete, der Stoff eigne sich am Ende nur für ein niedriges Vorstadttheater.

Da machte er den an anderer Stelle schon erwähnten Besuch bei Schreyvogel. Dessen freundliches Entgegenkommen und die Aufforderung, sich in eigenem dramatischen Schaffen zu versuchen, machten ihn mittheilsam und Grillparzer theilte seinen ganzen Plan dem aufmerksam Lauschenden ausführlich und klar mit. Schreyvogel war entzückt. Lebhaft rief er: „Die „Ahnfrau" ist ja schon fertig! Schreiben Sie nur! Schreiben Sie!"

Aber er schrieb noch nicht. Die „Ahnfrau" gerieth sogar bei ihm selbst in Vergessenheit. Nicht so bei Schreyvogel. Nach Wochen oder Monaten begegnen sich wieder Grillparzer und Schreyvogel auf der Bastei und Letzterer ruft schon von weitem: „Wie steht's mit der „Ahnfrau"?"

„Gar nicht!" antwortet Grillparzer. „Es geht nicht!" Schreyvogel darauf: „Als ich einst dasselbe Wort auf eine Ermunterung Goethe's erwiderte, antwortete dieser: „Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's."

Dies Wort wirkte. Grillparzer's Ehrgeiz war jetzt aufgerüttelt. Wenn man nur in die Hand zu blasen brauchte, sollte es da doch bei ihm nicht gehen?

Es entstanden aber auch jetzt nur auf dem Spaziergange die ersten acht oder zehn Verse. Diese Verse waren Trochäen, nicht in Nachahmung des Versmaßes, das Müllner in seiner „Schuld" zur Anwendung brachte, sondern weil Grillparzer gerade dies Versmaß, das auch seinen musikalischen Sinn ansprach, durch seine Beschäftigung mit Calderon und Lope liebgewonnen hatte.

In der Nacht entstand dann ein gewaltiger Aufruhr in Grillparzer's Innerem. Das Schaffungsfieber ist über ihn gekommen. Er fürchtet schwer krank zu werden. Todtmüde

verläßt er am folgenden Morgen sein Lager. Vor ihm liegt ein Blatt Papier, auf welches er die acht oder zehn auf dem Spaziergange entstandenen Verse niedergeschrieben hatte. Er fängt wieder an zu schreiben, und jetzt fließen die Verse sprudelnd über das Papier hin.

Am folgenden Tage geht's ebenso und schon am dritten oder vierten ist der erste Act fertig.

Grillparzer eilt zu Schreyvogel, um diesem das Fertige vorzulesen, und Schreyvogel erklärt sich hoch befriedigt.

Mit dem zweiten und dritten Acte ging es fast noch rascher. Es kam vor, daß Grillparzer schon früh um 5 Uhr zu schreiben anfing und in Einem Zuge bis Abends fortschrieb. Umsonst klopfte die Mutter, damit er zum Frühstück, umsonst, damit er zum Mittagessen komme.

Jetzt folgten zwei oder drei Tage der Unterbrechung. Dann aber entstanden flugs die beiden letzten Acte, so daß in vierzehn oder fünfzehn Tagen das Ganze fertig war.

Bei Schreyvogel aber entstanden jetzt Bedenken. Er wußte nicht recht, wohin er die Arbeit rangiren sollte, und erbot sich zu einer Ueberarbeitung, so daß das Ganze als gemeinschaftliche Schöpfung erscheinen würde.

Dagegen aber verwahrte sich Grillparzer. Er wollte mit Recht sein Werk auch als sein behaupten. Auch kam ihm jetzt schon Hilfe von anderer Seite her.

Die Schauspieler der Burg hatten schon durch Schreyvogel's eigene Mittheilungen von dem neuen Stücke gehört, und die Schröder, welche die Bertha spielen wollte, hatte sich es schon zum Benefiz erkoren. Herteur aber, der den Jaromir geben sollte, besuchte Grillparzer im sogenannten „Elend", in seiner Wohnung nämlich, wo er ihn auf dem durchgesessenen Strohsessel seines Vaters fand, oder vielmehr auf dem eingeschobenen Brette, durch welches der Sessel wieder verwendbar geworden war.

Ziemlich unwillig verstand sich nun Grillparzer zu einigen kleinen Aenderungen.

Sie waren durch Schreyvogel veranlaßt, der verlangt hatte, daß der Einwirkung der Ahnfrau auf das Schicksal ihrer Familie, wie Laube aus einer Randglosse des Manuscriptes nachgewiesen hat, eine tiefere Begründung gegeben werde. Die Nachkommen der Ahnfrau sollten als die Frucht der Sünde erscheinen und sie die eigene Schuld damit büßen, daß sie ihre Nachkommen leiden sehe. Wer diese Einflußnahme Schreyvogel's näher verfolgen will, für den sei hier kurz mitgetheilt, daß so ein neues Einschiebsel entstand, welches im ersten Aufzuge mit den Worten Günther's beginnt:

„Das ist Alles,
Was ich hier zu sagen wage,"

und mit den Worten des Grafen endigt:

„Was ist wahr, was ist es nicht?
Lass' uns eig'nen Werths uns freuen
Und nur eig'ne Sünden scheuen.
Lass', wenn in der Ahnen Schaar
Jemals eine Schuld'ge war,
Alle and're Furcht entweichen,
Als die Furcht, ihr je zu gleichen."

Mit diesen Aenderungen, die Grillparzer auch für die Folge beibehielt, war das Drama endgiltig fertig. Es wurde nun rasch einstudirt, die Schauspieler waren von ihren Rollen entzückt, und als Grillparzer in seinem fadenscheinigen Ueberrocke zur Probe erschien, verkündigten sie ihm mit Begeisterung den sicheren Erfolg.

Welches nun ist die dramatisch-sittliche Idee, welche der „Ahnfrau" zu Grunde liegt? Ich stehe nicht an, die Ahnfrau selbst als die erste und hauptsächlichste unter den in der Handlung dieses Trauerspieles auftretenden Personen zu bezeichnen. Dies in entschiedenem Widerspruche beispiels-

weise gegen Betty Paoly, welche in ihrem Buche über Grillparzer und seine Werke der Meinung Ausdruck gibt: Die Ahnfrau diene nur zur Steigerung der unheimlichen, gewitterschwülen Stimmung des ganzen Werkes, sei also nichts als Staffage. Ich sage umgekehrt: Wir haben uns durch das ganze Stück die Ahnfrau, auch wenn sie nicht gesehen wird und schweigt, als gegenwärtig zu denken, und die unheimliche, gewitterschwüle Stimmung des Ganzen dient nur dazu, uns diese Vorstellung möglich zu machen. Die Idee, die der Dichtung zu Grunde liegt, kann dann nur die folgende sein: Die Ahnfrau hat, als sie im Leben war, ein Verbrechen an der Heiligkeit der Ehe begangen. Ihre Nachkommen sind die Frucht dieses Verbrechens. Gebüßt im Leben hat sie ihr Verbrechen zwar schon mit dem Tode, aber noch nicht genügend vor Gott. Sie würde sonst Ruhe haben im Grabe, anstatt als „arme Seele", als Geist, als Gespenst zu „wandern". In diesem „Wandern" liegt erst die volle, von Gott gewollte Sühne ihres Verbrechens; und weil sie der sittlichen Welt einst schweres Aergerniß gegeben hat, muß die Buße fortdauern bis dahin, daß das Aergerniß aus der Welt getilgt, d. h. bis der Letzte ihres Geschlechtes, die letzte Frucht ihrer Sünde aus dem Leben herausgerissen und so die verletzte sittliche Ordnung wieder hergestellt ist. Die Strafe für die verletzte sittliche Ordnung besteht also — ich muß das wiederholen — darin, daß die schuldige Ahnfrau als Gespenst mit ansehen muß, von welchem Leid Diejenigen heimgesucht werden, die ihrer Sünde, der Sünde der Ahnfrau, das Dasein verdanken. Die Schwere des Schicksals, daß Graf Borotin es weiß, weshalb sein Geschlecht sterben muß — nicht etwa, weil es einst von der Ahnfrau verflucht worden wäre, sondern weil es aus den Kindern ihres Ehebruches besteht — das Hineinstürzen der bis zu ihrer Begegnung mit ihrem vermeintlichen Lebensretter schuldlos-reinen Bertha in diesen

allgemeinen Untergang und die verbrecherische Laufbahn Jaromir's, der den Geist der Zertrümmerung der sittlichen Ordnung von der Ahnfrau geerbt hat und so sehr nur ihre eigene Fortsetzung im Leben ist, daß er schließlich die Schwester, nachdem er sie als solche erkannt hat, doch noch in potenzirtester Leidenschaft mit trotzender Gewalt zu seinem Weibe machen möchte — alles das ist nur Fortwucherung und gleichsam nachfolgende Vermehrung ihrer Schuld, aber auch eine Vermehrung ihrer Strafe. Das Eigenthümliche an dieser Tragödie ist nur, daß wir das Verbrechen selbst, das die tragische Schuld zunächst herbeiführte, nicht erst entstehen sehen, sondern daß es schon weit hinter uns liegt, so daß der Dichter es nothwendig fand, noch ein Verbrechen der Gegenwart, das Jaromir's, in die Handlung hereinzuziehen. Das ändert aber nichts an der Hauptsache, durch welche Grillparzer's „Ahnfrau" zu einer Tragödie wird, deren Voraussetzung auf zwei christlichen Glaubenssätzen beruht. Diese sind: Unsterblichkeit der Seele und Büßung des im Leben noch gar nicht oder nicht genügend Gebüßten im Fortleben nach dem Tode. In die Handlung des Dramas ist also die Ahnfrau nur noch als Leidende verflochten.

Betrachten wir uns nun die Fabel des Stückes, wie sie Grillparzer gestaltet hat. Graf Borotin sitzt mit seiner Tochter Bertha in der Halle seines Schlosses. Die Nacht ist dunkel wie das Grab und losgerissene Winde wimmern durch die Luft. Der Graf bejammert den Untergang seines Hauses. Seine Brüder starben in ihrer Jugendblüthe. Sein Sohn ist als dreijähriges Kind verschwunden, vielleicht ermordet, oder, wie alle Welt sagt, ertrunken. Es ertrinken ja so viele Menschen, warum nicht auch ein Borotin? Nun lebt nur noch er, als der Letzte seines Stammes. Die Ahnfrau des Hauses, die einst zu verhaßtem Ehebunde gezwungen worden, hat sich vergangen mit dem, den sie seit Jahren liebte. Ihr Gatte

erstach sie in den Armen ihres Buhlen, um so seine und ihre Schmach zu endigen, und weil ja doch der Tod als allgemeines Los keine genügende Strafe für ihr Verbrechen sein kann, muß sie „wandern", bis der letzte Borotin gestorben sein wird. Bertha sucht den Vater zu trösten. Er erkennt, daß er in ihrem Besitze noch reich sei, und hofft, daß sie in der Liebe eines edlen Gatten, indem sie ja durch ihre Vermählung aufhören wird, eine Borotin zu sein, glücklich sein werde. „Oder hast Du schon gewählt? Vielleicht jenen Jaromir von Eschen, der Dich aus den Händen der Räuber befreite?" — „Ich danke ihm mein Leben," seufzt sie, „mag ich auch nicht wissen, wie es ihm gelang, über die Räuber zu siegen. Ich lag in Ohnmacht und erwachte, heiße Küsse trinkend, in seinen Armen. Aber konnt' ich weniger thun, als ihn lieben?" Der Graf bittet, daß sie singe. Und während ihr Lied ertönt:

„Ich kann's nicht fassen,
Mich selber nicht fassen:
Alles zeigt mir und spricht mir nur ihn;
Den Wolken, den Winden
Möcht' ich's verkünden,
Daß sie's verbreiten, so weit sie nur zieh'n" —

schlummert der Graf sanft ein. Bertha entfernt sich. Da aber erscheint dem Grafen eine Gestalt, die sich von der Tochter nur durch einen langen, wallenden Schleier unterscheidet, und deren starre Leichenblicke sich ihm wie Dolche in die Brust bohren. Dennoch glaubt er, es sei das seine Tochter gewesen, und erst, als diese vom Söller zurückgekehrt ist, wird es klar, daß er die Ahnfrau des Hauses gesehen. In diesem Augenblicke bringt ein Fremder in's Schloß, den Verfolger zu Tode gehetzt haben. Wollte die Ahnfrau vor diesem Eindringling warnen? Bertha erblickt ihn und ruft:

„Ja, er ist's, er ist's, mein Vater!
Ja, er ist's, der mich gerettet!"

Die Nacht im Schlosse aber wird für Jaromir, den verfolgten Verbrecher, eine Nacht des Schreckens.

„Grinsende Gespenster seh' ich
Vor mir, an mir, neben mir,
Und die Angst mit Vampyrrüssel
Saugt das Blut aus meinen Adern,
Aus dem Kopfe das Gehirn."

Da hört er süße Laute; die frommen Worte der Unschuld.

Bertha betet:

„Heil'ger Engel, steh' uns bei!"

und Jaromir fleht wie sie:

„Steh' mir bei, Du heil'ger Engel!"

Sie wieder:

„Und beschütz' uns!"

Er aber:

„O, beschütz' uns!
Ja, beschütz' mich vor mir selber!"

Er will zu ihr, um Trost zu suchen in ihren blauen Augen. Da öffnet sich die Thüre und vor ihm steht die Ahnfrau, ihm mit beiden Händen zuwinkend, daß er diese Stätte verlasse.

„Ich soll fort?" fleht er. „Ich kann nicht! Bertha, meine Bertha!"

Das Gespenst, um das er die Arme schlingen will, droht ihm mit erhobenem Finger, und er bebt schreiend zurück.

Aus dem Innern ihres Zimmers ruft Bertha: „Hör' ich Dich nicht, Jaromir?" Sie tritt ein, aber noch sieht Jaromir das Gespenst. Welche von den Erscheinungen ist die wirkliche Bertha? „O, ich kenne Dich, schönes Bild! Aber nahe ich mich, so wirst Du vergehen." — „Kann ein Wahnbild so umarmen?" ruft Bertha, indem sie die Arme um ihn schlingt, und jetzt thaut Frieden auf ihn nieder und er kann ihr die Schrecken der Nacht erzählen.

Auch der Graf erscheint, und als er hört, was sich ereignet hat, ruft er schmerzlich:

„Ah!
Zählt man Dich schon zu den Meinen?“

Sein Kind liebt diesen Unbekannten; das weiß, das sieht der Graf. Aber warum soll sie mit dem Fremden nicht glücklich werden? Nur wissen will er, wer dieser ist.

Jaromir darauf: „Ich bin so arm, daß, wenn dies Herz und ein entschlossener, kräftiger Sinn nichts ist, ich nichts habe und nichts bin.“

Der Graf:

„Aber Du liebst sie?“

Jaromir:

„Wie mein Leben.“

Der Graf:

„Und Du ihn?“

Bertha:

„Mehr als mich selbst.“

Der Graf:

„So möge Gottes Finger walten;
Nimm sie hin, die Du erhalten.“

In diesem Momente dröhnt heftiges Pochen an's Hausthor. Ein Hauptmann erscheint, der mit seinen Bewaffneten die Räuber, welche bisher der Schrecken des Landes waren, vernichtet hat, nur daß ihm leider der Führer der Bande entgangen ist. Jaromir wird ihm als der Eidam des Grafen vorgestellt und dem Hauptmann nach einer vorausgegangenen kurzen Erzählung Jaromir's mitgetheilt, daß auch dieser Eidam des Grafen einen Ueberfall der Räuber bestanden habe und ihm seine Gefährten getödtet worden seien. Es entsteht ein heftiger Wortwechsel zwischen Jaromir und dem Hauptmanne. Ersterer wird mit Mühe bestimmt, sich zur Ruhe zu begeben. Das Schloß wird durchsucht und der Graf,

„Der gebeugt und hilflos zwar,
Aber doch noch Löwe war,“

ſtellt ſich nun ſelbſt an die Spitze der Bewaffneten, um an der weiteren Jagd auf den Räuberhauptmann theilzunehmen.

Bertha harrt in unſäglicher Angſt des Kommenden. Sie iſt hilflos und will ſich den Geliebten als ihren Beſchützer herbeirufen. Da fällt ein Schuß. Sie öffnet. Jaromir's Zimmer iſt leer. Später erſcheint er wieder, bleich und zerſtört, den Arm in der Binde. „Wo warſt Du? Reiß' mich aus der Angſt!“ fleht Bertha.

Und Jaromir erzählt:

„Angelangt in meiner Kammer —
Hört' ich ſchießen, klirren, ſchreien —
Deinen Vater wußt' ich unten —
Wollte helfen — ſchützen — retten —
Weiß kaum ſelbſt mehr, was ich wollte. —
Wie ich nun ſo ſinnend ſtehe,
Da gewahr' ich eine Linde,
Die die froſtentlaubten Aeſte
Bis zu jenem Fenſter ſtreckt.
Ich ergriff die ſtarken Zweige,
Die ſie hilfreich bot, und ſteige
Unbeſonnen, unbedacht,
Raſch hinunter in die Nacht.
Hundert Schritte kaum gegangen —
Fällt ein Schuß — ob Freund, ob Feind —
Weiß ich nicht — genug — er traf.
Da erwacht' ich zur Beſinnung,
Sah mit Schreck, was ich gewagt.
Weiter gehen ſchien gefährlich,
D'rum eilt' ich zurück zur Linde,
Die herab mir half, und finde
Auch den Rückweg ſo zurück.“

Jaromir hat ſich mit einem Stück der Schärpe, die Bertha ihm erſt kurz vorher geſchenkt hatte, nothdürftig verbunden. Sie löſt die Schärpe, um ihn beſſer zu verbinden.

Geräusch verscheucht ihn. Ein Soldat erscheint, das andere Stück der Schärpe in der Hand und den Hauptmann der Bewaffneten suchend, der, wie er erzählt, dicht an den Führer der Räuber herangekommen ist und ihn am Arme verwundet hat. Der Soldat entfernt sich. Jaromir kehrt zurück zu Bertha und nun folgt die Scene, in welcher er — nachdem Bertha das verzweiflungsvolle Wort „Räuber!“ ausgestoßen — die weltbekannten Worte spricht:

„Ja, ich bin's, Du Unglückſel'ge,
Ja, ich bin's, den Du genannt.
Bin's, den jene Häſcher ſuchen,
Bin's, dem alle Lippen fluchen,
Der in Landmanns Nachtgebet
Hart an — an dem Teufel ſteht .....
Bin der Räuber Jaromir!“

Aber, ſo fragt er dann doch, wenn ich, unter Räubern aufgewachſen, ſelbſt ein Räuber ward, wirſt Du mich, gerechter Gott, ſchroff und hart verdammen, wie die Menſchen? Ihn, der

„Seinem ſchwarzen Loſe fluchte,
Zweifelnd einen Ausweg ſuchte
Und nicht fand?“

Doch wozu der Worte? Die Harte, der ich hier mein Schickſal klage, hört mich nicht.

„Nun, wohlan, ſo ſei's vollendet,
Ach, geendet iſt's ja doch!
Ob mein Blut die Erde röthet,
Hat doch ſie mich ſchon getödtet,
Henker, ſprich, was kannſt Du noch?“

„Halt' ein!“ ruft Bertha und ſie beſchließen, beide zu fliehen. In der Gruft ihrer Väter will er ſich verbergen und dorthin ſoll auch ſie kommen. Aber — zuvor verlangt er Waffen. An der Wand hängt der Dolch, mit welchem einſt die Ahnfrau getödtet wurde. Er erblickt ihn, und alte Erinnerungen, längſt vergeſſen, werden wieder wach. Dieſen

Dolch hat er schon gesehen. Sein Leben lang hat dieser Dolch wie ein blutiges Meteor ihm vorgeschwebt. Er sah ihn dann auch, anstatt der Klinge, mit welcher er dem Räuberhandwerk das erste Opfer brachte, in der Wunde des Ermordeten. Er nimmt den Dolch und verschwindet mit dem Rufe: „Um Mitternacht!“

Bertha flüchtet in ihrer Noth zum Gebet. Fackeln erhellen die Gegend — man hört einen Schrei. — — Der Hauptmann kommt und verlangt Betten und Tücher, denn Bertha's Vater ist verwundet. Ein Stoß des Räubers soll ihn schwer verletzt haben. Ein Dolch steckt in der Brust des Verwundeten. Letzterer wird hergebracht. Bertha stürzt an der Bahre nieder.

Der Graf:

„Gutes Mädchen! Armes Kind!“

Bertha:

„Vater, mir nicht diese Güte!“

Der Graf:

„Wo ist Jaromir?
Dunkle Nacht bricht rings herein.
Es ist Schlafens- — Schlafenszeit.
Gutes Mädchen, armes Kind,
Klage, dulde, leide, stirb.
Für Dich gibt's kein Glück auf Erden;
Du bist eine Borotin.“

Da wird ein gefangener Räuber, der alte Boleslav, eingebracht, der um die Gnade bittet, dem Grafen eine Mittheilung machen zu dürfen. Er erzählt: „Vor zwanzig Jahren traf ich, hier umherspähend, einen Knaben, der am Weiher spielte. Das Geschmeide an seinem Halse reizte mich. Ich raubte ihn. So wurde das Kind, das kaum drei Jahre zählte, mein Sohn. Seinen Hut warf ich in's Wasser, so daß man glauben mußte, das Kind sei ertrunken.“ — „Mein Sohn!“ ruft der Graf, „was ward aus ihm?“ — „Räuber!“ lautet die

dumpfe Antwort. „Jener Fremde, der heute hier Zuflucht suchte — er ist's!“

Der Graf stirbt. Dem alten Boleslav ist es inzwischen gelungen, sich frei zu machen. Er sucht und findet den Jaromir und enthüllt nun auch diesem, daß er nicht sein, sondern des Grafen Sohn sei.

Des Grafen Sohn und — Mörder!

„Was die Erde Schönes kennet,
Was sie hold und lieblich nennet,
Was sie hoch und heilig glaubt,
Reicht nicht an des Vaters Haupt.
Balsam strömt von seinen Lippen ....
Doch wer in der Sinne Toben
Gottesräuberisch, verrucht,
Gegen ihn die Hand erhoben,
Ist verworfen und verflucht.“

In toller Raserei will sich Jaromir nun doch die Schwester, die Braut zu eigen machen und steigt in's Grabgewölbe. „Bertha, komm'!“ ruft er, und aus ihrem Sarge erhebt sich die Ahnfrau:

„Ich bin Deine Schwester nicht!
Wo ist Dein Vater?“

Von Wahnsinn umnachtet, glaubt Jaromir in der Erscheinung noch immer seine Braut entführen zu können. Da hebt die Ahnfrau eine Hülle, unter der die von ihm Gerufene schon gebettet ist. Bertha hatte, nachdem sie erkannt, daß der Räuber Jaromir, den sie liebt, ihr Bruder und der Mörder ihres Vaters ist, Gift genommen, Gift, aus einem Fläschchen, das sie vorher in Jaromir's Händen gesehen und ihm entwunden hat.

Thüren werden eingebrochen. Der Hauptmann und seine Bewaffneten dringen ein. Jaromir sinkt am Sarge Bertha's nieder. Die Ahnfrau küßt ihn, um dem Friedlosen den Frieden zu geben — den Frieden des Grabes. Sie selbst kehrt feier-

lichen Schrittes zurück in ihren Sarg, um ihn nicht mehr zu verlassen.

Ich denke, durch diese Mittheilung der Fabel lernt man den Dichter der „Ahnfrau" besser kennen, als durch langathmige Recensionen. Auch über die Sprache Grillparzer's brauche ich kein Wort zu verlieren. Wie sehr der Dichter deren Meister ist, zeigen die wörtlich mitgetheilten Auszüge. Sie zeigen dem, der durchaus kritisiren will, hie und da auch eine kleine Schwäche. Wer möchte darauf hin leugnen, daß Grillparzer in seiner „Ahnfrau" ein Meisterwerk deutscher Dichtkunst geschaffen hat?

Die „Ahnfrau" ging am Wiedener Theater am 31. Januar 1817 zum ersten Male über die Bühne. Das Haus war nicht sonderlich, und als die „Ahnfrau" zum zweitenmale gegeben wurde, nur schwach besucht. Aber zur dritten Aufführung drängten sich schon die Massen, und dann machte die „Ahnfrau" ihren glänzenden Eroberungszug auch durch Deutschland. Sie füllte den dortigen Theaterunternehmungen die Casse, aber keine von allen dachte dabei an eine Tantième für den Dichter.

In Wien brachte diesem die „Ahnfrau" damals 500 fl. Papier und den gleichen Betrag vom Verleger ein. Das waren zusammen etwa 400 fl. Silber. Fünfzig davon behielt Grillparzer für sich und schaffte sich damit eine neue englische Ausgabe des Shakespeare an. Das Andere wandte er dem Haushalte seiner Mutter zu. Letztere hatte neben ihm in einem der drei Sperrsitze gesessen, die ihm die Beneficiantin, Frau Schröder, zur Verfügung gestellt hatte. Auch Grillparzer's jüngster Bruder wohnte neben ihm der ersten Aufführung bei. Er selbst war in fabelhafter Aufregung. Die Handlung auf der Bühne kam ihm wie ein ihn beängstigender Spuk vor. Er ist darum später fast nie mehr in eine erste Vorstellung seiner eigenen Stücke gegangen. Die Mutter sah die Aufregung ihres

Sohnes und jammerte fortwährend: „Franz! Werde mir nur nicht krank!“ Der Bruder betete, damit die Vorstellung glücklich von statten gehe. Es kam also doch vor, daß schließlich auch in dieser Familie die Herzen Trost suchten im Gebet.

Aber so leicht, wie es sich hier erzählt, kam die „Ahnfrau“ doch nicht vor das Lampenlicht. Das Stück mußte vor der Aufführung der Censur vorgelegt werden, und diese verbot es. Da intervenirte die Schröder, und es wurde freigegeben. Nachher erfolgte ein abermaliges Verbot. Hiergegen intervenirte der pensionirte Hofschauspieler Lange und erwirkte eine neuerliche Freigebung. Auch Graf Palffy, der Eigenthümer des Wiedener Theaters, beschwerte sich, daß man gerade das verbiete, was Geld einbringe, und von nun an knurrte der Censor nicht mehr.

Statt seiner knurrten nun die Recensenten und am lautesten derselbe Redacteur, der Grillparzer's Uebersetzung aus dem Spanischen zu seiner Intrigue gegen Schreyvogel mißbraucht hatte. Eines war dabei dem Dichter ganz besonders zuwider. Man wollte ihn durchaus zum Schicksalstragöden machen. Das ärgerte ihn, und er hat diesen Aerger eigentlich mit in's Grab nehmen müssen. Selbst heute noch wird die „Ahnfrau“ von nicht Wenigen mit Müllner's „Schuld“ in einen Topf geworfen. Ja sogar Laube gibt diese Gleichstellung wenigstens nicht ganz auf. Doch davon wollen wir lieber in einem besonderen Capitel sprechen und hier nur noch kurz erzählen, daß die „Ahnfrau“ in der Periode von 1817 bis 1848 auf dem Burgtheater mehr als sechzigmal gegeben, in's Französische, Englische, Schwedische und Italienische übersetzt wurde, und daß ihre Aufführungen in England, Schweden und Italien stets einen zweifellosen Erfolg hatten.

Für die erste Aufführung war aber nicht das Burgtheater, sondern das Theater an der Wien gewählt worden.

Schicksalstragödie oder nicht?

Wenn man mich fragt, ob auch ich die „Ahnfrau" für eine Schicksalstragödie halte, so sage ich: nein. Schon als ich sie zum ersten Male las, sagte ich zu mir selber: Dieser Dichtung liegt vielmehr der biblische Spruch zu Grunde: „Gott straft die Sünden der Väter bis in's siebente Glied", und es war mir eine Art Genugthuung, als ich später in der Laube-Weilen'schen Gesammtausgabe der Werke Grillparzer's die Entdeckung machte, daß Grillparzer selbst diese Idee dem Vorwurfe, eine Schicksalstragödie geschrieben zu haben, entgegenstellte. Aber straft Gott die Enkel und Urenkel für Sünden, die sie nicht begangen haben? Ist dieser Gedanke erträglich mit seiner Gerechtigkeit? Jener biblische Satz scheint mir — ich will damit einer besseren und competenteren Meinung nicht vorgreifen — eigentlich nur sagen zu sollen: Die Sünde wuchert in ihren nothwendigen Thatfolgen fort, auch wenn derjenige, der sie begangen hat, längst todt ist, so daß noch Enkel und Urenkel darunter zu leiden haben. Man denke sich beispielsweise — um die Sache einmal recht materiell zu nehmen — einen Wüstling, der sich selbst an Leib und Seele zu Grunde richtet. Nicht selten aber zeugt er doch noch ein Geschlecht, aber ein nur sieches und elendes, das somit noch leidet unter der nothwendigen Folge der Sünde dessen, von dem es gezeugt wurde. Träte nun noch hinzu, daß der längst im Grabe Vermoderte als in seinem besseren Theile unsterblich durch Gottes Gnade oder zu fernerer Buße für sein Vergehen mit den Seinigen, die nach ihm leben, im geistigen Contacte bleibt und sie durch seine Schuld leiden sieht, so ist das kein heidnischer Schicksalsgedanke, sondern eine Auffassung, die ich echt christlich nennen möchte. Die „tiefere Begründung der Einwirkung der Ahnfrau auf das Schicksal

ihrer Familie", die Schreyvogel anregte; die in der Dichtung Grillparzer's thatsächlich realisirte Idee, daß die Ahnfrau verurtheilt sein solle, die Leiden ihrer Nachkommen mit anzusehen, bis das durch ihre „Sünde" entstandene Geschlecht ausgerottet sei, zeugt darum für den Charakter der Schicksalstragödie, die echt heidnischen Ursprunges ist, hier noch nicht, obschon Aehnliches schon bei Aeschylus vorkommt — man denke an seinen Prometheus.

Grillparzer hat darum nicht ganz Recht, wenn er den ihm ärgerlichen Vorwurf, in der „Ahnfrau" eine Schicksalstragödie geschaffen zu haben, der schon besprochenen Einwirkung Schreyvogel's und dem Einschiebsel zuschreibt, zu dem er sich durch Jenen habe bestimmen lassen. Ich finde dies Einschiebsel geradezu dankenswerth, daneben aber Anderes, was mir weit schicksalsmäßiger zu sein scheint, als der Einschub. Ich erinnere hier nur an den verhängnißvollen Dolch, dessen ich in meinem Excerpte nicht ohne Grund gedacht habe. An einer Wand des Schlosses hängt noch dieser Dolch, mit welchem, wohlgemerkt, einst auch die Ahnfrau ermordet wurde. Jaromir sieht das Mordwerkzeug und fühlt sich unwiderstehlich von demselben angezogen. Sogar in der Brust des Ersten, den er als Räuber ermordete, hat sich ihm das Bild dieses Dolches gezeigt. Er muß, er muß ihn haben. Er bemächtigt sich desselben, von einer unwiderstehlichen Gewalt dazu angespornt, und in der Brust des Grafen findet sich dann der Dolch wieder. Alles das scheint mir weit fatalistischer zu sein, als die durch Schreyvogel verursachte Einfügung, durch welche die Idee der Ahnfrau in der That „vertieft" und das Gespenst „zu einer tragischen Person im Drama geworden ist".

Mit vollem Rechte aber stellt Grillparzer dem ihm lästigen Vorwurfe die Behauptung gegenüber, daß bei keiner der in der „Ahnfrau" auftretenden Personen die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung aufgehoben sind. Ganz

anders in der Schickſalstragödie der Alten. Der Prometheus des Aeſchylus hat die Ordnung der Dinge gewaltthätig verletzt, indem er wider den Willen des oberſten der Götter das Menſchengeſchlecht erſchuf, obſchon er wußte, wie entſetzlich ihn Zeus dafür ſtrafen werde und wie das von ihm geſchaffene Geſchlecht, deſſen Exiſtenz eine Empörung gegen die Götter war, dafür leiden werde. Er hatte aber nicht anders gegekonnt!! Indem er ein Geſchlecht ſchuf, das unter einem ewigen Fluche leiden ſollte, und indem er ſelbſt dem Gotte, der ihn dafür züchtigte, ſeinen Fluch entgegenſchleuderte, erfüllte er nur, was vom Schickſale ſchon vor ihm unabänderlich beſtimmt war. In dem leidendem Menſchengeſchlechte, das Prometheus geſchaffen, könnte man wohl doch der Ahnfrau oder den vor ihren Augen Leidenden Verwandtes ſehen; das Weſen aber liegt bei den Alten nicht darin, ſondern in der unabänderlichen Vorausbeſtimmung durch das Fatum. So iſt die Schickſalsidee der Alten zwar etwas Furchtbares, aber zugleich ein Großes. Und ſo wie nach dieſer Auffaſſung im Prometheus ſehen wir ſie beiſpielsweiſe auch in der „Oreſteia". Nur weil es das Schickſal ſo will, ſchlachtet Agamemnon ſeinem Ehrgeize die ſchuldloſe Tochter. Dafür mordet ihn die eigene Gattin, um ſo den Tod ihres Kindes zu rächen. Der eigene Sohn aber mordet, um Rache zu üben für den Vater, die Gattenmörderin, ſeine Mutter. Das Eine folgt jedesmal mit zwingender Gewalt, weil vom Fatum gewollt, aus dem Anderen. So bei Aeſchylus. Aber auch noch bei Sophokles ſehen wir die Schickſalsidee in ihrer ganzen furchtbaren Größe. Betrachten wir, um uns deſſen zu überzeugen, wenn auch nur flüchtig, ſeine Labdakidendramen. Lajos, Sohn des Labdakos, König von Thebä, fleht bei dem delphiſchen Apollon um Kinder, und das Orakel verkündet ihm, ſeine Gemahlin Jakoſte werde ihm einen Sohn gebären, aber es ſei vom Schickſal beſtimmt, daß der Sohn den

Vater tödte. Zeus wolle so die Flüche des Pelops erfüllen, dem einst Lajos den Sohn geraubt. Das verheißene Kind wird geboren, und um es unschädlich zu machen, durchstechen und fesseln ihm die Eltern die Füße und lassen es so im Gebirge aussetzen, damit es wilden Thieren zur Beute werde. Ein Diener aber erbarmt sich des Kindes und übergibt es einem Hirten des korinthischen Königs Polybos, der den Kleinen an Kindes statt annimmt. Oedypus, so war das Kind genannt worden, wächst auf ohne jede Kenntniß seiner Herkunft. Aber er befragt nach dieser das Orakel und erhält die Antwort: „Meide die Heimat, damit Du nicht Mörder Deines Vaters und Gatte der eigenen Mutter wirst. Meide die Heimat!" Um das zu befolgen, verläßt er das Land, das bisher seine Heimat gewesen ist. Das tückische Orakel selbst führte ihn irre, um so das vom Fatum Gesetzte zu erfüllen. Er wandert, um den Vater zu meiden, in das ferne Böotien. Ehe er Thebä erreicht, begegnet er in einer Schlucht dem Könige, dessen Wagenlenker trotzig dem Fremdlinge zu weichen gebietet. Es entsteht ein Streit, und in diesem erschlägt Oedipus den König, seinen Vater, ohne von dem, was er thut, eine Ahnung zu haben. Vor den Thoren Thebäs tödtet er dann die Sphinx, die Geißel des Landes, indem er sie durch die Lösung ihres Räthsels zwingt, sich von ihrem Felsen in den Abgrund zu stürzen. Für diese That wird er, der Fremdling, König von Thebä und ihm die eigene Mutter zum Weibe gegeben. Dieser Ehe, deren Sündhaftigkeit Niemand ahnt, entsprossen Polynikes und Eteokles, die sich später, von ihrem Vater verflucht, gegenseitig im Kampfe tödten. Eine Pest, die von den Göttern gesandte Strafe der Blutschande, sucht das Land heim. Hören wir, wie sie uns der griechische Dichter in seinem König Oedipus schildert nach J. J. C. Donner's trefflicher Uebersetzung:

„. . . . . Die Früchte des heiligen
Erdreichs gedeihen nicht
Und es erliegen die Frauen all'
In den Weh'n qualvoller Geburten.
Und Schwärm' an Schwärmen,
Gleich flüchtigen Vögeln, erblickst Du
Schneller als reißende Gluth, sich entschwingen zu
Dem Strand des Abendgottes.
Ja, zahllos stirbt das Volk dahin,
Kläglich, umjammert liegen auf der Erd' entseelt
Schaaren der Kinder.
Aber von greisenden Müttern, von Gattinnen,
Dort lagernd, und hier an den
Stufen des Altars
Fleht laut Gestöhn
Und Schutz vor der traurigen Mühsal."

Apollon soll helfen und die That nennen, die dies Unheil über das Land gebracht habe. Der Spruch lautet, das Land büße so für die Ermordung seines Königs. Der Seher Teiresias aber verkündet dem Oedipus: „Der Mörder bist Du!" „Du bist ein Narr!" antwortet Oedipus. „Den Eltern," die Dich zeugten," entgegnet der Seher, „galt ich weise." Oedipus: „Welcher Mensch erzeugte mich?" Der Seher: „Dich zeugt und Dich vernichtet heut' der eine Tag." Genug, ich kann hier nicht weiter in die Einzelnheiten der Entwicklung eingehen, das Geheimniß wird enthüllt. Das ganze Haus der Labdakiden büßt das Geschehene durch unsägliches Leid und grauenvollen Untergang. So erfüllt sich das Schicksal, „das kein Sterblicher vorahnend zu ändern vermag".

Ist es bei Homer vielleicht anders? Auch schon in der Ilias waltet das Schicksal. Das Schlachtroß Xanthos, dem die Here Stimme verleiht, verkündet seinem Herrn, dem Achilleus, den nahen Tod mit den Worten:

„Wohl bringen wir, Deine Rosse, Dich heute zurück,
Doch des Verderbens Tag ist nahe Dir! Dessen sind wir nicht
Schuldig, sondern der mächtige Gott und das harte Verhängniß."

Die Herrschaft des Verhängnisses, das auch Zeus nicht ändern kann, sondern vollstrecken muß, das ist die Schicksalsdichtung, die Schicksalstragödie der Alten. Auf Müllner's „Schuld" hinzuweisen, haben wir dabei kaum Ursache. Von Müllner's Schöpfungen sagt die Kritik nicht mit Unrecht, daß sie den Glauben an das unerbittliche Fatum der Alten, das uns beim Anblicke seiner Opfer mit tiefstem Mitleid erfüllt, mehr nur in Kleinliches, Zufälliges und Aeußerliches verflochten und statt des Mitleides höchstens das Grauen weckten. Ueber diesem Tadel steht denn doch die „Ahnfrau" hoch erhaben da, und muß nur noch ganz besonders darauf hingewiesen werden, daß der erscheinende Geist der Todten nirgends und nie schicksalsmäßig in die Handlung als bestimmender Factor eingreift; daß er nur kommendes Weh' verkündigt, in seinem eigenen Schmerze die Lebenden warnt, aber nie anders als leidend die Handlung mit ansieht.

Aber selbst wenn die „Ahnfrau" ausgesprochene Schicksalstragödie wäre, hätte man dann ein Recht, ihren Verfasser um dieses einen Dramas willen zum Schicksalstragiker zu stempeln? Wer „Ja" sagt, um damit unsern Dichter zu verdammen, der muß auch den Verfasser der „Braut von Messina" als Grillparzer's Genossen herbeiholen, und in solcher Gesellschaft genannt zu werden, darf sich unser Wiener Freund wohl gefallen lassen, obgleich schon in seiner „Sappho", von welcher ich nunmehr zu sprechen habe, auch nicht die leiseste Spur von Fatum zu entdecken ist.

„Sappho."

Ein Gutes hatte die Kritik, die zum schwersten Verdrusse Grillparzer's, sobald sie auf die „Ahnfrau" zu reden kam, nur von Gespenstern, Räubern und Knalleffecten sprach.

Grillparzer nahm sich vor, wenn er je wieder ein Drama schreiben sollte, nur den denkbar einfachsten Stoff zu wählen. Er fand ihn ungesucht in seiner „Sappho", nachdem er den Frühling und Sommer, abgesehen von seiner ständigen Bureauarbeit, verträumt hatte.

Auf einem Spaziergange hört er von Dr. Joel, daß Capellmeister Weigl einen Operntext suche, und ihm, dem Dr. Joel, scheine, die Sappho sei ein prächtiger Stoff dazu. Noch besser, meint Grillparzer, zu einem Drama. Dazu, meint der Andere, lagen im Leben der Sappho doch zu wenig Begebenheiten vor. Joel geht hierauf in die Stadt zurück und Grillparzer weiter in den Prater.

Der Stoff sollte also „zu einfach" sein. Aber dann war er ja höchst wahrscheinlich gerade das, was Grillparzer suchte. Unser Dichter geht sinnend weiter, und weiter und als er Abends spät nach Hause kommt, ist der Plan zur „Sappho" in seinem Kopfe fertig.

Die Arbeit wurde nun rasch begonnen und war in weniger als drei Wochen als ein in edelster Sprache ertönender, alle Saiten des Herzens anschlagender Hochgesang der Liebe vollendet. Die Geburtsstätte dieser Dichtung ist der Schottenhof in Wien. Grillparzer wohnte damals mit seiner Mutter bei einer wohlhabenderen Schwester der letzteren in Aftermiethe, schlief aber, da er es in der für ihn bestimmten Schlafstube, die sich unmittelbar über einer Backstube befand, nicht aushalten konnte, bei einer anderen Tante in demselben Hause.

Schreyvogel war, während die „Sappho" entstand, von Wien abwesend und suchte gerade in Deutschland passende Kräfte für das Burgtheater. Als er zurückkam, legte ihm Grillparzer das neue Werk vor, Schreyvogel aber konnte sich nur langsam damit befreunden. Desto mehr begeisterte sich der Schauspieler Moreau dafür, der es — was damals kein

geringes Lob war — für beſſer als Müllner's „Schuld“ erklärte. Auch die Schröder war abweſend und das Stück ſollte ſchon ohne ſie einſtudirt werden. Da aber kam ſie zurück, übernahm ſofort die Hauptrolle und wurde Feuer und Flamme für das ganze Stück. Das zündete bis in die weiteſten Kreiſe hinein.

Die wirkliche Sappho der griechiſchen Literaturgeſchichte iſt um das Jahr 612 vor Chriſti Geburt zu Ereſos auf der oniſchen Inſel Lesbos geboren und rang — lange vor den Perſerkriegen — mit Alkaios, der ja auch ein Lesbier war, um den höchſten Ruhm in der lyriſchen Dichtkunſt. Was man ſonſt noch von ihr weiß oder wiſſen will, iſt Mythe, und in das Gebiet der Mythe gehört namentlich die Sage, daß ſich Sappho aus Verzweiflung darüber, daß ihre glühende Liebe zu dem ſchönen Jünglinge Phaon unerwidert blieb, vom Leukadiſchen Felſen in's Meer geſtürzt habe. Aber gerade dieſe Mythe war es, welche die deutſchen Dichter vorzugsweiſe anzog. Schon Franz Kleiſt machte die Sappho zur Heldin eines Dramas; nach ihm F. W. Gubitz und jetzt Franz Grillparzer, welchem in dieſem Verſuche ein Vierter wohl nicht mehr nachfolgen wird.

Welches war die Aufgabe, die ſich Grillparzer in ſeiner „Sappho“ geſtellt hatte? Ich ſagte ja ſchon: Hochgeſang der Liebe. Der Dichter wollte die höchſte, leidenſchaftliche Hingabe einer in ihren Idealen lebenden Künſtlerin ſchildern, die in dem Auserwählten ihres Herzens nicht ſowohl den Mann liebt, wie er leibt und lebt, als vielmehr das Gebilde ihrer Phantaſie, das ſie vergöttert, und welche dabei vergißt, den Menſchen mit irdiſchem Maßſtabe zu meſſen, um nach kurzem Auflodern des Rachedranges in ſiegreicher Entſagung an der Täuſchung, der ſie ſich hingegeben hat, zu Grunde zu gehen und ſo den Irrthum zu büßen, daß ſie glauben konnte, die einſamen Höhen, auf denen ſie als gottbegnadete Sängerin

zu wandeln hat, ungestraft verlassen zu können. Sie wirft ihr Herz hin an einen Schwächling, der ihr wie ein Träumender folgt, geblendet von ihrem Ruhme, und erst in dem Augenblicke Mann wird, da er eine Andere findet, die mehr seines Gleichen ist, als wie die große ruhmgekrönte Sängerin. Eine Andere, an welcher, der älteren Sappho gegenüber, nur zwei Dinge schön und liebenswürdig sind: ihre Jugend und natürliche Unbefangenheit, und welche zuletzt ihr persönliches Glück der Liebe zur Herrin opfern möchte, zu spät, um die Herrin noch davon abhalten zu können, daß sie die eigene Herzensverirrung büße mit ihrem freiwilligen Tode.

So konnte Grillparzer in der Schilderung der Liebesschwärmerei und des ihr folgenden Herzenselendes seiner Heldin ein Seelengemälde weiblicher Hingebung und Schwärmerei entwerfen, das von so bestrickender Schönheit ist, daß sogar Carlyle, der über den ganzen Grillparzer nur wegwerfend urtheilt, doch das Gefühl hatte, als müsse er wenigstens vor der „Sappho" den Hut abnehmen.

Betrachten wir uns nun die Grillparzer'sche Dichtung — sie ist ein fünfactiges Trauerspiel in Jamben — in ihrem ganzen Verlaufe.

Sie beginnt mit dem Freudengeschrei einer noch unsichtbaren Volksmenge: „Heil, Sappho! Heil!"

Melitta und Eucharis, die Dienerinnen Sappho's, stürzen, einem Rufe des Sclaven Rhamnes folgend, aus dem Hause. „Was bedeutet das?" fragt Melitta, und Rhamnes erwidert begeisterungsvoll:

„Nun, bei allen Göttern!
Was frägt das Mädchen auch so wunderlich!
Sie kehret von Olympia, hat den Kranz,
Den Kranz des Sieges hat sie sich errungen;
Im Angesicht des ganzen Griechenlands,
Als Zeugen edlen Wettkampfs dort versammelt,
Ward ihr der Dichtkunst, des Gesanges Preis.

D'rum eilt das Volk ihr jauchzend nun entgegen,
Schickt auf des Jubels breiten Fittigen
Den Namen der Beglückten zu den Wolken,
Und dieſe Hand war's, ach, und dieſer Mund,
Der ſie zuerſt der Leier Sprach' entlocken
Und des Geſanges regelloſe Freiheit
Mit ſüßem Band des Wohllauts binden lehrte!"

Sappho wird in der Ferne bereits ſichtbar und an ihrer Seite, wie Melitta wahrnimmt:

„Hoch eine andere glänzende Geſtalt,
Wie man der Leier und des Bogens Gott
Zu bilden pflegt."

Merken wir uns dieſe Bewunderung. Wir werden gleich ſehen, was ſie — Grillparzer liebt ſolche Einleitungen — zu bedeuten hat.

Begrüßt und die Freunde begrüßend, ſteigt Sappho vom Wagen, zeigt ſtolz auf Phaon, an den ſich alle wenden ſollen, die je eines Helfers ſtarken Arm nöthig haben, und bekennt jubelnd vor allem Volke: „Ich liebe ihn!" Er iſt's — ſo ſagt ſie in bitterer Selbſttäuſchung — der ſie einführen ſoll

„Von der Dichtkunſt wolkennahen Gipfeln
In dieſes Lebens heit're Blüthenthäler,"

in denen ſie fortan

„Ein ſtilles Hirtenleben führen will,
Den Lorbeer mit der Myrthe gern' vertauſchend."

Aber dem Herzensjubel folgt ſchon die Wehmuth auf dem Fuße. Sappho iſt in ihrer Liebe ſchon glücklich und zufrieden, auch wenn Phaon „das Empfangene halb nur wiedergibt". Sie hat ſchon gelernt, „verlieren und entbehren", eben weil die irdiſche Wirklichkeit immer hinter dem Ideal zurückbleibt; aber ihn zu verlieren, ertrüge ſie nicht.

Phaon iſt halb betäubt. Aus der Niedrigkeit des Lebens ſo plötzlich emporgezogen, erliegt er — das bedeutet eigentlich ſchon Unglück — der unverhofften Wonne,

„Nach der der Beſten Wünſche fruchtlos zielen."

Erstaunt und fast in halbem Zweifel fragt er sich, ob das Sappho ist, die ihr Auge auf ihn, den Namenlosen, gerichtet hat. Ihr „hohes Götterbild“ freilich hat immer vor ihm gestanden. Wenn seine Schwester die Rolle vom Simse nahm, um ein Lied der Sappho zu sagen, und Alle fragten, wie mag sie aussehen, die Himmlische,

„Da stand ich schweigend auf und ging hinaus
In's einsam stille Reich der heil'gen Nacht“

und dort

„In ihres Zaubers magisch mächt'gen Kreise,
Da breitet' ich die Arme nach Dir aus.“

So denkend, eilte er nach Olympia. Seine Renner sanken todt am Wege nieder. Wer dort siegen mochte, was kümmerte es ihn? Er sah ja sie. Und als Alkaios, als Anakreon gesungen — so erzählt es Phaon der Sappho —:

„Da tönt Gemurmel durch das Volk,
Da theilt die Menge sich. Jetzt war's geschehn! —
Mit gold'ner Leier in der Hand
Trat eine Frau durch's staunende Gewühl....
Da rief's in mir: Die ist es und Du warst's!“

Aber ist das Liebe? Liebt der Mann am Weibe, was er bewundert in der Dichterin? Sappho freilich, sie glaubt es, und mit ausgebreiteten Armen ruft sie:

„Gar ängstlich steht sich's auf der Menschheit Höh'n
Und ewig ist die arme Kunst gezwungen,
Zu betteln von des Lebens Ueberfluß.“

Wie meisterhaft ist diese Einleitung, der jetzt die weitere Entwicklung in den feinsten und zartesten Uebergängen fast unmerklich und doch schnellstens folgt.

Sappho ruft die Diener und Dienerinnen herbei, um den Staunenden ihren neuen Herrn zu zeigen. Phaon aber seufzt:

„O könnt' ich doch mein ganzes früh'res Leben,
Umtauschend wie die Kleider, von mir werfen,

Besinnung mir und Klarheit mir gewinnen,
Um ganz zu sein, was ich zu sein begehre."

Die folgende Scene ist reizend. Sappho zürnt, weil sie nicht auch sogleich das Lob Phaon's aus dem Munde Melitta's preisen hört. Aber sie küßt sie doch dafür, daß sie in seiner Gegenwart sittsam die Augen niederschlug. Sie meint dann, die Lehre, so zu thun, die ich den Aelteren von Euch gab, sie galt ja nicht Dir. Aber, wie bist Du groß geworden?

„Du süßes Wesen!
Du hattest Recht; die Lehre galt auch Dir!"

Dann beneidet die Herrin die Dienerin, daß die Liebe für diese noch ein unbekanntes Zauberland ist, und seufzt bange, daß sie dies Land auch ihr selbst wieder winken sieht, aber ihr Fuß es wohl nie erreichen werde. Zu der goldenthronenden Aphrodite aber fleht sie in ihrem Liede:

„Komm' auch jetzt und löse den Kummer,
Der mir lastend den Busen beengt;
Hilf mir erringen, nach was ich ringe,
Sei mir Gefährtin im lieblichen Streit."

Ist das nicht Herzenslyrik in schönster, zartester Form? Ich bin in diesem Auszuge aus dem ersten Acte so ausführlich gewesen, um nicht blos das Was, sondern auch das Wie der Fabel erkennbar zu machen, und um mich nun, nachdem ich das gethan habe, kürzer fassen zu können.

Phaon fühlt sich gedrückt. Er kann seine verworrenen Empfindungen nicht mehr entwirren und sieht fernes Wetterleuchten. Draußen pflücken die Mädchen Blumen, um das Haus mit frischem Schmuck zu zieren. Melitta soll helfen, steht aber träumend und mit leeren Händen neben den Anderen. Dann in der Einsamkeit betet sie: „Führt mich, Ihr Götter, zu den Meinen oder nehmt mich zu Euch!" Phaon kommt. Sie will fort. Er aber hält sie zurück. „Ich bin Sclavin, Herr!" fleht sie und — „Nehmt mich zu Euch, Ihr Götter!" Me-

litta wird gerufen und Phaon steckt ihr, bevor sie geht, eine Rose an die Brust. Aber die Gabe fordert eine Gegengabe. Und doch ist nur noch eine Rose zu sehen, hoch oben in den Büschen. Melitta steigt auf eine Rasenbank, um so die Rose für ihn zu brechen, gleitet aus und sinkt ihm in die Arme. Nun kommt Sappho und fragt Melitten, was sie hier thue. „Ich suche Blumen." — „Und fandest eine, die auf Deinen Lippen brennt." Dann zu Phaon: Ich sah Dich scherzen mit der Dienerin, dem Kinde, möcht' ich sagen, weil ich gerade sie immer mehr liebte als die Anderen alle. Ich möchte nicht, daß je ein flüchtiger Scherz im Busen dieses Mädchens Wünsche weckte, „die unerfüllt mit bitterem Stachel martern".

Sappho kann von diesem Augenblicke an das Bild nicht mehr los werden, „wie er sie hielt, wie er sie umschlang". Sie findet den Phaon eingeschlummert auf der Rasenbank, weckt ihn und er ruft: „Melitta!"

Der Pfeil sitzt. Er, um dessentwillen diese Sappho die Könige, die zu ihren Füßen flehten, von sich stieß, trägt — das Bild der Sclavin im Herzen.

In ihrem Schmerze läßt Sappho Melitten vor sich rufen und verlangt die Rose von ihrer Brust.

Melitta: „Nimmermehr!"

Sappho: „Die Rose!"

Melitta: „Nimm mein Leben!"

Sappho, einen Dolch ziehend: „Falsche Schlange! Auch ich kann stechen."

Melitta: „Götter, so schützet Ihr mich!"

Sappho, zu Phaon, der zwischen sie und Melitten tritt: „Die Rose von der Brust hab' ich begehrt und sie verschmähte, zu gehorchen."

Phaon: „Bei allen Göttern! Sie hat recht gethan..... Mir diesen Stahl! Ich will ihn tragen hier auf der warmen, der betrog'nen Brust; und wenn mir je ein Bild verfloss'ner

Tage in süßer Wehmuth vor die Seele tritt, soll schnell ein Blick auf diesen Stahl mich heilen."

Melitta: „Sappho! Nimm die Rose, nimm ihn, nimm mein Leben."

Phaon zu Melitta: „Dein ist die Rose und kein Gott soll sie Dir rauben."

Der Bruch ist also vollendet. Aber soll die stolze Sappho auf den Undankbaren verzichten, der sie in diesem Augenblicke sicher schon nicht mehr liebt? Ist es nicht gerechte Strafe für die Sclavin und ihn, wenn sie Melitten sofort heimlich nach Chios schafft? So beschönigt die Selbstsucht der Liebe einen dämonischen Entschluß, und Rhamnes bekommt den Befehl, die Strafe der Verbannung zu vollziehen, damit der Gastfreund in Chios Melitten in strenger Haft halte. Im letzten Augenblicke tritt aber Phaon dazwischen und beschließt nun, mit Melitta in dem für ihre Wegschaffung bereitgehaltenen Kahne zu entfliehen. Um die Verfolgung vergeblich zu machen, zwingt er den Rhamnes, ihm und der Melitta bis an's Meer zu folgen. Vom Meere zurückkommend ruft der Sclave um Hilfe. Sappho aber schwört unter Thränen nur Wuth und Rache und läßt den Flüchtigen nachsetzen. Beide werden trotz ihrem Vorsprunge eingeholt und zurückgebracht. Sappho: „Wer rettet mich vor seinem Anblicke? Du, Aphrodite, schütze Deine Magd!" Sappho flieht vor Phaon; er aber verlangt, daß sie ihm Rede stehe. Lange noch bleibt sie hart und unbeugsam. Aber an den Worten Phaon's:

„Wie anders malt' ich mir, ich blöder Thor,
Einst Sappho'n aus in frühern, schönern Tagen!
Weich wie ihr Lied war ihr verklärter Sinn
Und makellos ihr Herz wie ihre Lieder" —

schmilzt ihr Zorn. Zwar ruft sie noch einmal: „Betrüger!" Aber als Melitta vor ihr niederkniet, „wie's dem Kinde ziemt vor ihrer Mutter, und um die Strafe bittet, die ihr, der Herrin,

recht erscheint", kann sie nicht länger trotzen und entflieht. Sie kehrt dann wieder, im Purpurmantel, die goldene Leier in der Hand, und noch einmal fleht Melitta:

„Gefallen ist die Binde meiner Augen;
O lass' mich wieder Deine Sclavin sein;
Was Dir gehört, besitz' es und verzeih'!"

Sappho aber erwidert ernst und ruhig:

„Glaubst Du so übel Sappho'n denn berathen,
Daß Gaben sie von Deiner Hand bedarf?
Was mir gehört, es ist mir schon geworden!"

Und zu Phaon:

„Nicht berühre mich; ich bin den Göttern heilig!.....
Lass't uns in Ruhe scheiden.
Ihr, die Ihr Sappho'n schwach geseh'n, verzeih't!
Ich will mit Sappho's Schwäche Euch versöhnen.....
Den Menschen Liebe und den Göttern Ehrfurcht!
Genießet, was Euch blüht und denket mein.
So zahle ich die letzte Schuld des Lebens;
Ihr Götter, segnet sie und nehmt mich auf!"

Und mit diesem Abschiede macht sie das Meer zu ihrem Grabe.

Wir aber unterlassen es, sie, die Griechin, die Anbeterin Aphroditen's, mit christlichem Maße zu messen. Was sie im letzten Augenblicke that, hielt sie irrend für ihr Recht. Sie büßte so die große Thorheit einer Liebe, in der ihr Herz sich eigensüchtig betrogen hatte.

Ich aber kann hier nur noch wünschen, daß mein freundlicher Leser im vorstehenden Auszuge wenigstens einigermaßen den antik-classischen, noch von keinerlei Frivolität verpesteten Hauch verspüre, der durch diese ganze Dichtung weht, in der es der Verfasser aber doch verstanden hat, seine unglückliche Heldin auch unserem germanischen Empfinden, unserem Lieben und Sehnen menschlich nahe zu rücken.

Den 21. April 1818 sollte die „Sappho“ zum ersten Male im Burgtheater gegeben werden. Am Abend zuvor aber hatte der Dichter erst noch eine schwere Stunde. Es war die letzte Probe, und Grillparzer saß allein im dunklen Parterre auf einem Sperrsitze. Da sah er denn, daß Frau Korn, welcher die Rolle der Melitta zugetheilt war, solche Wunderlichkeiten machte und so manierirt spielte, daß ihn schauderte. Diese Person, seufzte er still bei sich, wird mir Alles verderben. Zwischen dem vierten und fünften Acte nehmen die Herrichtungen, die zu dem Sturze vom Felsen nothwendig sind, einige Zeit in Anspruch. Da raschelt's in Grillparzer's Nähe und Frau Korn setzt sich zu ihm. Es entsteht sofort folgender Dialog zwischen ihr und ihm:

„Haben Sie die Melitta so gedacht, wie ich sie spiele?“

„Aufrichtig gesagt: Nein!“

„Aber wie sollte ich sie spielen?“

„So, wie Sie immer spielen.“

„Aber mein Mann und die Schröder sagen, in der griechischen Tragödie müsse Alles gehoben sein.“

„Da thaten Beide wohl recht, aber für die Hebung lassen Sie den Vers und die Umgebung sorgen.“

„Es ist unmöglich, die ganze Rolle noch umzulernen. Wie könnte ich?“

„Das weiß ich nicht. Aber suchen Sie Ihren eigenen natürlichen Ton hineinzubringen.“

Und am anderen Tage, an welchem die Aufführung ganz unglaubliche Sensation machte, spielte die Korn, wie es Grillparzer gewünscht hatte, und sie trug zu des Dichters Freude, der sich während der Aufführung auf der Bühne befand, die Krone des Abends davon.

Grillparzer's Mutter hatte die Aufführung in einem Sperrsitze der dritten Galerie mit angesehen; man hatte sie

erkannt und ihr so herzlich Glück gewünscht, daß sie weinend nach Hause kam.

Die Recensenten äußerten sich nur günstig, nur daß Einige meinten, Grillparzer hätte im Charakter der Sappho mehr die Dichterin als das Weib hervorkehren sollen. Ich aber meine, daß das ein großer Fehler gewesen wäre. Grillparzer's Sappho ist das Opfer einer mächtigen, menschlichen, allgemein weiblichen Leidenschaft, und das gerade bewundern wir. Opfer ihrer poetischen Phantasie ist sie nur in der thörichten Wahl ihres Geliebten, und von da an soll und muß sie ganz Weib sein. Nur als Weib fühlt sie, nicht als Dichterin.

In gewissem Sinne ist auch Phaon das Opfer seiner Phantasie. Sein Irrthum besteht darin, daß er seine Bewunderung der Dichtergröße Sappho's ganz so lange für Liebe nahm, als ihm nicht die wirkliche Liebe zu einer Anderen die Augen öffnete. Was ist dem Herzen Ruhm und Ehre? Es freut sich ihrer, schließt sich aber nur an's Herz, aus welchem jene magische Gewalt herüberströmt, die, wie so oft in alten Märchen, den Fürstensohn in die Hütte der Armuth führt, aber auch den Armen noch heute erhebt zum Höchsten.

Schlecht fuhr Grillparzer in Betreff seiner „Sappho" mit Müllner. Schreyvogel hatte nämlich auch diesem die „Sappho" im Manuscript geschickt. Darauf äußerte sich Müllner in einem Briefe an Grillparzer voll hoher Anerkennung, gab aber den schrullenhaften Rath, der erste Act solle weggelassen werden. Grillparzer setzte ihm dann brieflich in höflichem Tone auseinander, weshalb er diesen Rath nicht befolgen könne. Das verdroß Herrn Müllner's Eitelkeit, und nun schalt er in seinen Recensionen, was er zuvor gelobt hatte.

Der pekuniäre Ertrag der „Sappho" für Grillparzer — o deutsches Dichterland! — war wieder nur ein sehr

geringer. Aber auch einige deutsche Bühnen dachten jetzt an Denjenigen, der ihnen die Cassen füllte, und eine königliche Hofbühne schickte ihm — ganze drei Ducaten.

Die Buchhändler rißen sich jetzt um den Verlag der „Sappho". Natürlich. Der Dichter hatte ja schon großartigen Erfolg gehabt. Unter solchen Umständen sind sie immer bei der Hand. Für sein Erstlingswerk sucht sie auch das Genie — fast möchte man sagen — in der Regel vergebens.

Grillparzer gab seine „Sappho" demselben Wiener Buchhändler in Verlag, der die „Ahnfrau" gedruckt hatte. Dankerfüllt gegen Schreyvogel schrieb er aber auch eine Dedication an diesen und mochte es darin nicht lassen, die Hämischen unter seinen Recensenten und ebenso die Unberufenen, welche mit guten Rathschlägen zudringlich wurden, ein wenig zu zausen. Dieser Ausfall ist viel zu charakteristisch für Grillparzer, als daß ich hier schweigend darüber hinweggehen dürfte.

„Ich bin, Gott sei Dank," heißt es in dieser Dedication, „nicht über die Periode hinaus, wo die Poesie Herzensangelegenheit ist und jedes Gedicht ein Ereigniß; als solches will ich, daß man die meinige betrachte und nichts Anderes. Man nehme mich für einen Menschen, der Verse macht, wenn er Lust dazu hat, und es bleiben läßt, wenn's ihn verdrießt. Warum sucht man mir lobend und tadelnd die schönen Vorrechte des Dilettanten zu entreißen, die ich anspreche und nicht aufgeben will um keinen Preis? Ich will kein Schriftsteller sein und heißen, will nicht zünftig werden in der ehrsamen Gilde, will mir keinen Namen bauen aus Correspondenzartikeln und Theaterberichten und dann die Zähne blöken gegen Jeden, der das wackelnde Kartenhaus antastet; will nicht jedem Hämischen und Narren Rede stehen, der gegen mich in einem Tagblatte zu Felde zieht. Ich bin auf den Punkt gekommen, der mir am meisten wehe

thut, auf die Tagesblätter und ihre Angriffe. Man hat sich gewundert, daß ich mich nicht vertheidigt habe gegen all' die Schmähungen, mit denen man mich und meine Werke übergoß. Man hat mein Schweigen für Zaghaftigkeit ausgelegt, gemeint, ich fürchte mich. O, liebe Leute! Ich fürchte mich wahrlich vor Niemand, höchstens ein wenig vor mir selbst, und ein wenig von dieser Furcht empfehle ich euch dringend, wenn das Gefühl des eigenen Werthes etwa gar zu übermächtig in euch wird." .....

Stolz und selbstbewußt, wird man mit Recht erwidern, aber auch schon ein wenig allzu empfindlich. Wer vor die Oeffentlichkeit tritt, wie der Dichter in dem von ihm aufgeführten Schauspiele, muß auch diejenige Kritik ertragen können, die mit oder ohne Grund ihn tadelt. Der Jammer in unserer Literatur war schon damals und ist heute in noch höherem Grade nur die in der Literatur herrschende Cliquenwirthschaft, die selbst das Mittelmäßigste, das aus der Clique kommt, in den Himmel erhebt, und das Beste, das im gegnerischen Lager geschrieben wird, verdammt oder in heimlichem Zorne todtschweigt. Der freie, selbstbewußte, auf strenger Prüfung beruhende Tadel wäre schon, auch wenn er streng ist, etwas Gutes. Aber leider! Der Dichter hört in der Regel nur das Urtheil der Clique, und erst die Nachwelt urtheilt gerecht.

Damit nehme ich Abschied von Grillparzer's „Sappho" und gebe hier nur noch dem gewichtigen Worte Laube's Raum: „Sie ist aus Einem Guße und gehört zu dem Vollendetsten, was er geschaffen."

In der Periode von 1818 bis 1848 wurde sie in der Burg mehr als fünfzigmal aufgeführt. In's Englische wurde sie in England wiederholt übersetzt. Eine besondere Uebersetzung entstand noch in Nordamerika. Desgleichen wurde in Frankreich der Versuch gemacht, sie auch dort einzubürgern.

Des Dichters Ruhm, des Menschen Leid.

Sechsundzwanzig Jahre war Grillparzer alt, als er den Kranz, den sich seine Sappho in Olympia errungen, als den wohlverdienten Preis seiner zweiten Tragödie um die eigene Stirn schlang. Einen Kranz, der ihn für immer den größten Dichtern des deutschen Volkes an die Seite stellt. Das wirkte jetzt auch auf seine amtliche Stellung ein.

Wir wissen, daß Grillparzer durch Herberstein's Wohlwollen einen bescheidenen Posten im Zollbureau erlangt hatte und sich in demselben wohl befand. Der edle Graf Stadion aber, der damals, als die „Sappho" verdientermaßen Sensation machte, Finanzminister war und welcher auch in der Verwaltung der Wiener Hoftheater das entscheidende Wort zu sprechen hatte, veranlaßte das Burgtheater, den Dichter der „Sappho" auf unbestimmte Zeit, bis seine anderweitige Beförderung möglich geworden wäre, mit jährlichen 2000 fl. Papier als Theaterdichter anzustellen, und Metternich erbat sich den Besuch Grillparzer's, um diesem in Gegenwart Gentzens seine Anerkennung zu zollen und ihn seines Wohlwollens zu versichern. Gern wolle er, „so weit sein Einfluß reiche", den Wünschen Grillparzer's entgegenkommen. Der aber erzählte, was Graf Stadion schon für ihn gethan habe, und erklärte, daß er vollkommen zufrieden sei.

Dem edlen Stadion war es aber unerträglich, einen Grillparzer „unter den Zöllnern" zu wissen. Er bestand darauf, ihn in das Departement zu versetzen, welchem die Hoftheater unterstellt waren, und Grillparzer sollte darin nur in Theatersachen arbeiten. Das war gut gemeint, aber der neue Chef, den hiedurch Grillparzer erhielt, war ungefähr desselben Geistes Kind, wie jener Armselige, der einst dem Bibliotheks-Praktikanten den Eintritt in das Manuscriptencabinet untersagte. Der neue Chef verstand, wie Grillparzer in seiner

Autobiographie erzählt, nichts von der Kunst und nichts vom Technischen derselben. Dabei war er aber von verschmitztem und niedrigem Charakter, suchte Grillparzer durch lügenhaften Tratsch mit Schreyvogel zu verfeinden, und als diese Beiden sich offen und rasch verständigten, warf er einen unversöhnlichen Haß gerade auf Grillparzer. Schlimmer noch war es, daß dieser Chef immer das Gegentheil gerade von dem that, was ihm Grillparzer dienstlich anrieth, und diesen so in den Ruf eines nachlässigen Beamten brachte, während derjenige, unter welchem Grillparzer im Zollbureau gedient hatte, in seinem Weggange den Verlust seines brauchbarsten Arbeiters schmerzlich beklagte.

In dieser Zeit fing Grillparzer an, sein neues Schauspiel, das dramatische Märchen „Der Traum ein Leben", zu schreiben, unterbrach sich aber und ließ diese Arbeit jahrelang liegen. Ein anderer Stoff fesselte ihn bald mehr: Seine große Trilogie der Argonauten. Aber auch da kamen, nachdem er energisch angefangen und schon ein gutes Stück der neuen Arbeit hinter sich hatte, schwere Störungen, lange Unterbrechungen; und um hier zunächst diese Aeußerlichkeiten zu schildern, heben wir das, was über jene Dichtungen zu sagen ist, für später auf.

Dienstliche Verdrießlichkeiten, innere Aufregungen und Unzufriedenheit mit der künstlerischen Richtung, die sich damals in Deutschland geltend machte, von Grillparzer als Ideologie verdammt wurde und um derentwillen er wohl auch den Dichter Friedrich von Schlegel, der seit 1808 in Wien lebte, geflissentlich mied — Alles das griff seine ohnehin nur schwache Gesundheit an und nöthigte ihn zu einem Landaufenthalte in Baden, der namentlich auch seiner Mutter wegen nothwendig war. Seine Mutter erholte sich einigermaßen, sein eigener Zustand aber verschlimmerte sich, indem Magen und Eingeweide den Dienst versagten und die Nerven in Aufregung

geriethen. Ladislaus Pyrker besuchte ihn, fand seinen Zustand bedenklich und lud ihn ein, mit nach Gastein zu gehen. Der Arzt rieth zu, Grillparzer reiste mit Pyrker ab, erholte sich in Gastein sehr rasch und fühlte sich wieder kräftig und arbeitsfähig.

Eine desto schlimmere Wendung war inzwischen wieder in dem Zustande seiner Mutter eingetreten. Diese war damals achtundvierzig Jahre alt und die bei Frauen in solchem Alter gewöhnliche Wandlung der Natur machte sie bettlägerig. Der Zustand der Kranken entwickelte sich rasch zu periodischer Geistesverwirrung. Die österliche Zeit kam, und die sonst sehr wenig religiös gestimmte Frau verlangte nach den Tröstungen der Kirche. Der Arzt untersagte es ihr aber, die Wohnung zu verlassen, und rieth an, für die Herbeirufung des Geistlichen auch erst größere Beruhigung abzuwarten. Gefahr sei ja ohnehin nicht im Verzuge, und Grillparzer beschwichtigte die Kranke mit der Zusicherung, daß ihr der verlangte Trost am anderen Morgen zu Theil werden solle. Abends spät geht er schlafen. Um Mitternacht aber wird er mit der Mittheilung geweckt, die gnädige Frau sei aufgestanden und wolle durchaus nicht in ihr Bett zurück. Er eilte zu der Kranken, die, halb angekleidet, an der Wand zu Häupten ihres Bettes stand. Aufrecht stand sie da, aber als er sie anfaßte, um ihr in's Bett zurückzuhelfen, hielt er eine Todte in den Armen.

Schnell wurde ein Arzt herbeigeholt, der aber fand, daß hier seine Kunst zu Ende sei.

So war der Verlauf dieses traurigen Ereignisses nach Grillparzer's eigener Darstellung, die zweifellos den Eindruck macht, daß sie die Wahrheit und zwar die ganze Wahrheit sei. Wie aber Grillparzer's Biograph Kuh erzählt, wollten doch Andere besser unterrichtet sein und berichteten als verbürgt, die arme Frau habe in ihrer Geistesverwirrung Hand an sich selbst gelegt.

Später reihte sich an diese Gerüchte noch ein anderes düsteres Ereigniß: Ein Bruder Grillparzer's suchte und fand — ich weiß nicht wann — in einem Anfalle von Geistesstörung seinen Tod in der Donau.

Der Tod seiner Mutter war für Grillparzer, auch wenn man an seiner eigenen Darstellung festhält, ein geradezu furchtbares Ereigniß. Die Todte schien ihn auch gar nicht verlassen zu wollen. Er sah sie im Wachen und im Träumen. Sie stand wie ein Gespenst vor ihm und es dauerte lange, bis das wieder anders wurde. Auch war das Scheiden seiner Mutter ein ganz unersetzlicher Verlust für ihn. Die arme Frau hatte, seit sie mit ihrem Sohne zusammen hauste, nur für ihn gelebt. Sie hatte nur noch den Einen Beruf: Jedem seiner Wünsche sorgsam entgegenzukommen. Und er wünschte nur, was sie wünschte. Das Eine aber, was ihm seiner ganzen Natur nach unerträglich war, jeden Einblick, jedes Eindringen in sein inneres Leben mied sie mit unverbrüchlicher Sorgfalt; vielleicht nur aus Instinct oder weil sie es schon aus ihrer Ehe dem Vater ihrer Kinder gegenüber nicht anders gewöhnt war. Möglicherweise mochte sie auch bei der nur geringen Sorgfalt, welche einst auf ihre Erziehung verwendet worden war, für eigentliches Seelenleben kein rechtes Verständniß haben. Musik war, wie wir schon von früher wissen, ihr Einziges und Höchstes, und Grillparzer machte sie glücklich, wenn er sich zu ihr an's Clavier setzte, um mit ihr zu spielen. Während Mutter und Sohn die herrlichen Symphonien Haydn's, Mozart's oder Beethoven's ertönen ließen, spann der Sohn zugleich an seinen poetischen Träumen, so daß die Gebilde seiner Phantasie auf den Tonwogen jener Meister gleichsam lebendig wurden.

Die nächste Folge des unter so schrecklichen Umständen erfolgten Todes seiner Mutter waren die, daß die Aerzte dringend verlangten, Grillparzer solle Wien auf einige Zeit

verlassen. Ein Landaufenthalt in der Nähe war in den kalten Märztagen des Jahres 1819 unstatthaft. Nach Italien gehen — der Name Italien lockte den Dichter schon lange, jedoch eine Reise nach dort war damals etwas sehr Schweres und noch kostspieliger als schwer. Aber ein etwas wunderlicher Graf Deym wollte mit eigenem Wagen und Extrapost nach Italien reisen und suchte einen Gefährten auf halbe Kosten. Grillparzer ging darauf ein. Damit war Alles geordnet, bis auf die Paßfrage, diese aber war bei der damaligen Polizeiwirthschaft mit Schwierigkeiten verbunden, und doch mußte die Abreise, wenn man Rom noch vor dem Osterfeste erreichen wollte, ohne Verzug angetreten werden. Zum Unglücke bedurfte diese Reise eines Beamten auch noch der kaiserlichen Genehmigung. Da half Graf Stadion. Er nahm es auf sich, die kaiserliche Genehmigung nachträglich zu erwirken, die Wiener Polizei aber zur Ausstellung eines Passagierscheines für's Inland und eines versiegelten Briefes zu bestimmen, in welchem jede Provinzialhauptstadt zu ermächtigen sei, auch einen Reisepaß für's Ausland auszustellen. Der in Wien auszufertigende Auslandspaß sollte wohl nachgeschickt werden; es war aber unmöglich, daß er die Reisenden noch vor Passirung der Grenze einhole; deshalb diese Vorsicht. Der provisorische Reisepaß wurde dann auch wirklich, zwar nicht in Graz und Laibach, wo Grillparzer seinen versiegelten Brief vorwies, aber nachher in Venedig ausgestellt. Von Triest nach dort mußten die beiden Reisenden ihre Fahrt in einer elenden Handels-Trabeccola machen und brauchten zwei volle Tage dazu. Todtmüde von der Fahrt, besah sich Grillparzer doch die wundervolle Stadt der Dogen, deren ehemaliges Heim er eine versteinerte Geschichte nennt.

Von Venedig nach Rom ging's weiter in der fliegenden Eile von damals. Die beiden Gefährten reisten nämlich zumeist Tag und Nacht, obschon Räuber die Wege unsicher

machten. Auf dieser Fahrt entzückte Grillparzer der zauberische Eindruck eines herrlichen Sonnenaufganges bei Rovigno und der leuchtende Frühling — ihn, der aus dem eisigen Norden kam. In den Appenninen schüttelte ihn aber doch wieder der Frost, und um sich zu erwärmen, holte sich Grillparzer in Radicofani einen tüchtigen Rausch, den ersten nnd letzten in seinem Leben. Der dortige Wirth hatte den beiden Gästen aus Oesterreich zwei Sorten Wein vorgesetzt: Montefiascone und Lacrimae Christi. Sowohl unserem noch frierenden Dichter, wie auch seinem Reisegefährten, dem Grafen Deym, schmeckten beide Sorten. Sie tranken am Kaminfeuer bis in die Nacht. Als aber nachher Grillparzer, dem Cameriere in sein Schlafzimmer folgend, den kalten Gang betrat, verlor er plötzlich das Bewußtsein und hatte nur noch so viel Gewalt über sich, daß er seinem Führer mechanisch folgen konnte. Am andern Morgen erwachte er in seinen Kleidern auf dem Bette, befand sich aber ganz wohl. Gepantscht wurde also damals in Italien zweifellos noch nicht.

Am Gründonnerstage waren die beiden Gefährten in der ewigen Stadt, in welcher damals auch der Kaiser und die Kaiserin weilten, um später ihre Fahrt nach Neapel fortzusetzen.

In Rom das wunderbare Miserere Allegri's, die Fußwaschung und die Pontificalmesse des heiligen Vaters. Seine Gänge zur Besichtigung der Kunstschätze Roms mußte Grillparzer nun aber allein machen. Graf Deym wollte zwar, wohl aus Sparsamkeit, daß die Excursionen gemeinschaftlich ausgeführt würden; das aber war unmöglich, denn der eine Reisende wollte seinen künstlerischen Heißhunger stillen, der andere verfolgte landwirthschaftliche und gewerbliche Zwecke. Durch weite Wanderungen bei größter Tageshitze wurde Grillparzer krank. Er bekam heftigen Durchfall und bald nachher stellte sich auch Fieber ein. Zu seinem Troste

erzählten ihm nun seine liebenswürdige Wirthin und deren Tochter, wie viele Deutsche schon an dieser Krankheit gestorben seien. Auch holten sie für ihn einen berühmten Arzt mit Perrücke, Staatskleid und ellenlangen Manschetten herbei, natürlicherweise einen Italiener, dessen kolossale Medicinflasche den Kranken noch kränker machte. Da raffte er sich auf und ging zu Friedrich v. Schlegel, der sich im Gefolge des Kaisers befand und den er in Wien gemieden hatte. Die Absicht seines Besuches war, zu erfahren, welche deutschen Aerzte im Gefolge des Kaisers seien. Man nannte ihm den Dr. Friedrich Jäger, der ihn freundlich empfing und den Kranken rasch gesund machte. Schon in der Genesung begriffen, wurde dann Grillparzer zum Grafen Wurmbrand, dem Oberst-hofmeister der Kaiserin, gerufen, um bei diesem den aus Wien nachgesandten Paß in Empfang zu nehmen. Der Graf sah im Gesichte Grillparzer's die Spuren überstandener Krankheit und rieth zu rascher Abreise von Rom. Aber wie? Alle Fuhrwerke waren für das Gefolge des Kaisers und die herbeigeströmten Fremden schon in Anspruch genommen. Da machte Graf Wurmbrand den freundlichen Vorschlag: „Ich reise im Gefolge des Kaisers in vierspänniger Kalesche nach Neapel und langweile mich. Begleiten Sie mich in meinem Wagen." Der Vorschlag war verlockend, und Grillparzer, der sich vom Grafen Deym schon getrennt hatte, fuhr mit dem Obersthofmeister der Kaiserin unter Kanonendonner und Glockengeläute in Neapel ein. Es war das vielleicht ein wenig unklug von Grillparzer, aber hundert Andere hätten es in seiner Lage wohl auch gethan.

In Neapel angekommen, will sich Grillparzer sofort eine Wohnung suchen. „Heute Abend," sagt der Oberst-hofmeister, „würden Sie vergebens suchen. Mir aber steht schon eine große Wohnung zur Verfügung; schlafen Sie also bei mir."

Es war ganz natürlich, daß Grillparzer dieser Einladung entsprach. Am andern Morgen will er fort, aber der Graf meint jetzt, er solle getrost auch weiter bei ihm bleiben. Uebrigens könne er sich bei ihm auch noch besonders verdient machen, wenn er ihm beim Aufstellen seiner Rechnungen helfen wolle. Diese Rechnungen waren sehr einfach. Sie waren nur eine Zusammenstellung der im Namen der Kaiserin verabreichten Geschenke an die Armen. Der Obersthofmeister war aber ein noch größerer Feind des Rechnens, als es einst Grillparzer gewesen war, und warum sollte dieser nicht jenem die leichte Last abnehmen?

Der freundliche Graf schien aber noch einen andern Plan zu haben. Er redete Grillparzer fort und fort zu, seine Gänge mit denen der Kaiserin in Uebereinstimmung zu bringen, damit der Dichter die hohe Frau sehe und ihr Obersthofmeister Gelegenheit finde, ihn vorzustellen. Grillparzer wollte aber nicht zudringlich erscheinen und meinte, wenn die Kaiserin ihn sehen wollte, könnte sie ihn ja zu sich befehlen. Er wich ihr also geflissentlich aus, begegnete ihr aber einmal doch auf einer Partie, die er hoch zu Esel machte. Das Thier war ein störriges Vieh, und als die hohe Frau mit ihrem Gefolge kam, mühte sich Grillparzer vergeblich ab, Ihrer Majestät den Weg frei zu machen. Das Thier stellte sich in die Quere, und zwar so, daß er, wenn er die Kaiserin hätte sehen wollen, sich zuvor in die bekannte Positur des Abtes von St. Gallen hätte bringen müssen, dem bekanntlich sein schnurriger Kaiser decretirt hatte, verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in die Hand zu nehmen. Grillparzer war nur froh, daß ihm wenigstens so viel Freiheit der Bewegung blieb, daß er grüßend seinen Hut lüften konnte.

Auch dem Papste sich vorstellen zu lassen, weigerte er sich. Den Ereignissen vorgreifend, erzähle ich das, obgleich es erst auf der Rückreise von Neapel geschah, gleich hier, weil es mir zu der Geflissenheit zu passen scheint, mit welcher

Grillparzer einer Begegnung mit der Kaiserin aus dem Wege ging. Die Weigerung, sich bei seiner zweiten Anwesenheit in Rom dem Papste vorstellen zu lassen, hatte aber vorzugsweise den Grund, daß er nicht in die Lage kommen wollte, dem heiligen Vater die Hand küssen zu müssen. Für diese Starrköpfigkeit sollte er aber empfindlich büßen. Das kam so. Einmal begegnete ihm Graf Schaffgottsche, der ein Bündel Rosenkränze unter dem Arme trug. Der heilige Vater hatte dem Grafen versprochen, sie ihm zu segnen, und Schaffgottsche war eben im Begriffe, in den Vatican zu gehen. Grillparzer bedenkt, daß ein vom heiligen Vater gesegneter Rosenkranz auch für gar manche Dame von seiner Bekanntschaft ein willkommenes Geschenk sein würde, kauft rasch auch für sich eine Partie Rosenkränze und folgt dem Grafen Schaffgottsche in den Vatican. Die Rosenkränze werden auf seidenen Schnupftüchern am Boden ausgelegt, die Thüren der päpstlichen Gemächer öffnen sich, Schweizergarden und Monsignori treten heraus; ihnen folgt die hohe ehrwürdige Gestalt des Oberhauptes der katholischen Christenheit im weißseidenen Pilgergewande, den rothseidenen Schifferhut auf dem Kopfe. Alle, die in dem Gange harren, knieen nieder. Der Papst kommt näher. Beim Grafen Schaffgottsche macht er eine leichte Kopfbewegung, um ihn als Bekannten zu grüßen, segnet die Rosenkränze, schiebt dann den Fuß ein wenig vorwärts und Schaffgottsche küßt diesen mit Andacht. Bei Grillparzer geht Alles ebenso und nur die grüßende Neigung des Kopfes unterblieb. Was war da zu machen? Sich als ungeschlachten Nordländer blamiren, das ging doch unmöglich, und der die Hand des heiligen Vaters nicht hatte küssen wollen, mußte sich nun tief zur Erde beugen, um ihm den Fuß zu küssen.

Ich habe wahrlich ganz unendliche Liebe und Verehrung für unseren Grillparzer, aber diese Strafe habe ich ihm immer aus tiefstem Herzen gegönnt.

Aus dem fortwährenden Verkehre unseres Dichters mit dem Grafen Wurmbrand, vielleicht auch aus einzelnen Aeußerungen des Letzteren, war das Gerücht entstanden, Grillparzer sei der designirte Privatsecretär der Kaiserin. Die ganze Reisebegleitung der Majestäten sprach davon. Man berichtete so nach Wien und so ging das Gerücht auch, aber schon als definitive Gewißheit, in die Zeitungen und in die Conversationslexika über. Niemand aber dachte weniger an den Eintritt in einen solchen Posten als Grillparzer. Die Secretariatsgeschäfte, um die es sich dabei handelte, besorgte sein lieber Freund und Verwandter Ferdinand Baumgartten, und Grillparzer war nicht der Mann, der fähig gewesen wäre, diesen aus seinem Posten verdrängen zu wollen. Wir werden aber gleich sehen, wie es kam, daß das Gerücht dennoch neue Nahrung bekam.

Es ereignete sich nämlich, als schon die Rückreise von Neapel unmittelbar bevorstand, das Unglück, daß Oberstthofmeister Graf Wurmbrand, als er seinen Hof auf das im Hafen von Neapel liegende englische Admiralschiff begleitete, einen schweren Sturz in den untersten Schiffsraum that und so für den Augenblick reiseunfähig wurde. Die Aerzte aber versicherten, in acht bis zehn Tagen würden die Folgen des Sturzes behoben sein. Unter diesen Umständen hatte der Graf ein sehr dringendes Interesse, seinen Schlafgast (seine Verköstigung verschaffte sich Grillparzer auf eigene Kosten) noch zurückzubehalten, und Grillparzer willigte unter der Bedingung ein, zu bleiben, wenn ihn, da sein Urlaub zu Ende gehe, Seine Majestät der Kaiser dazu ermächtige. Diese Ermächtigung kam vom Oberstkämmereramte mit der Bedeutung, daß „unter Einem“ *) wegen Verlängerung des Urlaubs an die Finanzhofstelle das Nöthige ergangen sei. Eigentlich hätte Grillparzer

*) „Unter Einem“ ist eine beliebte österreichische Redewendung im Sinne von „gleichzeitig“.

selbst wegen Verlängerung des Urlaubes bei seiner vorgesetzten Behörde, der Finanzhofstelle, einschreiten sollen, aber — das mochte er nicht.

Wurmbrand wurde leider nicht in acht bis zehn Tagen hergestellt; der Heilungsproceß nahm vielmehr drei bis vier Wochen in Anspruch, indem der inzwischen von Mailand requirirte österreichische Stabsarzt das Vorhandensein eines Knochenbruches constatirte, den die gelehrten Italiener beharrlich in Abrede gestellt hatten. Dazu kam noch, daß inzwischen Grillparzer's Reisegeld zu Ende gegangen war und er sich nun gänzlich dem Grafen Wurmbrand anvertrauen mußte. Letzterer beging nun auch auf der Rückreise noch den Fehler, Grillparzern in Rom für den wirklichen Secretär der Kaiserin auszugeben, und Grillparzer kam dadurch, obschon es ohne sein Wissen geschehen war, in die schiefe Stellung, es sich nun auch gefallen lassen zu müssen, daß ihm während des Aufenthaltes in Rom ein eigenes Appartement mit mehreren Gemächern, päpstliche Equipage und Bediente zur Verfügung gestellt und ein Abbate zur Begleitung gegeben wurde. War das nicht in der Ordnung, so ist auch Grillparzer selbst hiebei von aller Schuld nicht freizusprechen. Es blieb aber auch nicht einmal bei dem Gesagten. Cardinal Consalvi sah sich veranlaßt, dem Secretär der Kaiserin officiell seine Aufwartung zu machen und hatte dabei das Unglück, unsern Poeten, als er sich eben recht gründlich wusch, mit aufgestreiften Hemdärmeln anzutreffen. Noch mehr! Für die Pontificalmesse war dem Grafen zum Peter- und Paulsfeste ein eigenes Oratorium zur Verfügung gestellt worden, und als der Graf davon Gebrauch zu machen verhindert war, erschien Grillparzer im Oratorium und wurde nun gar für den Oberstthofmeister der Kaiserin gehalten.

Man denke sich nun, daß von alledem auch nur ein Theil dem gestrengen Herrn Vorstande Grillparzer's zugeraunt

wurde, demſelben armſeligen Herrn, von dem wir ſchon an anderer Stelle zu zeigen hatten, weß Geiſtes Kind er war.

Die Folgen ließen bei der Rückkehr Grillparzer's auch gar nicht lange auf ſich warten. Als kurz nachher eine Vacanz eintrat, in die Grillparzer hätte befördert werden müſſen, wurde ihm ein Jüngerer vorgezogen. Bei der nächſten Apertur geſchah das Gleiche. Bei der dritten wurde wiederum ein Jüngerer bedacht, und zwar obendrein ein recht unfähiger. Geſchichten dieſer Art ſind ja überall und zu jeder Zeit paſſirt, werden auch nie und nirgends ganz ausbleiben. Man zuckt dann gewöhnlich nur mit den Achſeln und ſchweigt. Nimmt's aber ein Anderer einmal nicht ſo leicht, ſchlägt er vielmehr Lärm darüber, ſo tadle man ihn nicht. Er hat ein Recht dazu.

Doch um objectiv zu bleiben, muß ich hier wiederholen: Grillparzer war bei alledem nicht frei von aller Schuld. Daß er es unterlaſſen hatte, ſich wegen Urlaubsverlängerung rechtzeitig direct an ſeinen Vorgeſetzten zu wenden, wurde ſchon geſagt. Daß dann die Heilung des Grafen Wurmbrand längere Zeit in Anſpruch nahm, als vorausgeſehen war, wurde gleichfalls ſchon hervorgehoben, und auch jetzt fand ſich Grillparzer leider nicht veranlaßt, ſeinem Vorſtande die Ehre einer aufklärenden Zuſchrift zu gönnen, wie es der Untergebene geſollt hätte. Dabei mag dieſen vor unſerem Richterſtuhle der widerliche Charakter ſeines Vorſtandes entſchuldigen, aber ſeine geſpannten Beziehungen zu dieſem rechtfertigen ihn nicht in den Augen der Behörde; und ſo kam es, daß ihm ſelbſt viele von denjenigen Räthen Unrecht gaben und geben mußten, die vordem ſeine Freunde geweſen waren, und daß ihn ſein unwürdiger Vorſtand mit einem Scheine von Recht mißhandeln konnte.

Grillparzer wollte jetzt in Folge der ihm zugefügten wiederholten Kränkung aus dem Staatsdienſte ganz austreten, Graf Stadion aber brachte ihn von dieſem Vorſatze ab und

ertheilte ihm, um ihn aus dem Peinlichen seiner Lage zu befreien, einen bis auf Weiteres ganz unbeschränkten Urlaub zu literarischer Beschäftigung, schlug ihn auch wiederholt der Hofkammer, die er zu seiner eigenen Entlastung hatte selbstständig werden lassen, zur Beförderung vor; die Hofkammer pochte nun aber auf ihre Selbstständigkeit und ließ die Vorschläge des Finanzministers unberücksichtigt.

Wir werden später sehen, wie Graf Stadion doch noch weiter half.

„Das goldene Vließ“ und ein polizeiliches Intermezzo.

Wer einmal die Wolter als Medea gesehen hat, der kann sich denken, mit welch' berechtigtem Stolze ich aus der Schilderung des Beamtenjammers, der unseren Grillparzer drückte, in die Werkstätte des Dichters zurückkehre.

Schon als sich Grillparzer mit seiner Mutter zum Landaufenthalte nach Baden bei Wien begeben hatte, in einem Augenblicke, in welchem er dort noch seine eigenen Bücher vermißte, fiel ihm Hederich's mythologisches Lexikon in die Hände, und indem er darin blätterte, fesselte ihn der Artikel „Medea“. Er wußte von dieser grauenhaften Zauberin natürlich Alles, was einst auch wir aus unserem Studium der griechischen Geschichte und Mythologie in unserem Gedächtniß aufgezeichnet haben; aber doch fesselte ihn hier die Erzählung, in welcher alle Einzelheiten des Argonautenzuges zusammengedrängt vor ihm lagen: Das goldene Vließ als ein Raub fremden Gutes: tragische Schuld. Medea, in ihrer schauerlichen Gestalt etwas Ungeheuerliches, aber den Dichter anlockend in ihrer Größe. Auch die Schwierigkeit reizte ihn, aus diesem abschreckenden Weibe doch etwas zu machen, was unserem Geschmacke erträglich, ja wohl gar für uns groß

und schön erscheinen müsse. Nur Eines störte ihn; als er über den riesigen Stoff nachdachte, wurde ihm sofort klar, daß sich dieser in drei besondere Theile zerlege. Eine äschyleische oder sophokleische Trilogie also? Eine solche fand er nur statthaft, wenn jeder Abschnitt ein abgeschlossenes Ganzes für sich bilde. Seine eigene Kunsttheorie ließ ihm deshalb den gewaltigen Stoff bedenklich erscheinen. Aber der Stoff lockte und lockte, und Grillparzer beschloß, sich daran zu wagen und seine Bedenken bei Seite zu werfen, oder vielmehr: er hoffte, sie überwinden zu können. Mit einer Lust, die er bei seinem Schaffen nie wieder gefunden, ging er dann, gleich nach seiner Rückkehr aus Gastein, Ende September 1818, an die Arbeit, vollendete die erste Abtheilung, die den Titel: „Der Gastfreund" führt, und gelangte rasch bis zur Hälfte der zweiten, die er „Die Argonauten" nannte.

Da erfolgte die Erkrankung seiner Mutter, von welcher diese nicht mehr genesen sollte, und ihr mysteriöser Tod; für ihn selbst aber eine so starke Erschütterung seiner Gesundheit, daß er Erholung und Heilung suchen mußte in dem schon geschilderten Ausfluge nach Italien.

Nach Wien zurückgekehrt, war er, dank seinem schweren dienstlichen Leid, zunächst auch noch gehindert, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Als ihm dann Stadion jenen großmüthigen Urlaub zu poetischem Schaffen gewährt hatte, gedachte er rasch die Vollendung zu fördern. Aber indem er die Arbeit wieder aufnahm, machte er die quälende Wahrnehmung, daß er den Plan, der vordem, bis in die Einzelheiten greifbar, in seinem Kopfe fertig gewesen war, vollständig vergessen hatte. Glücklicherweise war das kein Vergessen für immer. Er hatte an diesem Plane einst gesponnen, während er mit seiner Mutter am Clavier saß. Da ereignete es sich, daß er sich eines Mittags in der Wohnung der Schriftstellerin Caroline Pichler, deren Tochter eine gute Clavier-

spielerin war, mit letzterer an's Instrument setzte. Die Spielenden geriethen auf dieselben Symphonien, die einst Grillparzer mit seiner Mutter spielte, und alle Gestalten, die damals auf den Tönen dieser Melodien schwebten, wurden wie durch einen Zauber wieder lebendig. Der zweite Abschnitt der Trilogie, „Die Argonauten", wurde nun rasch vollendet und mit dem dritten, der „Medea", begonnen.

Da „gebar die Pandorabüchse der italienischen Reise ein neues Unglück".

Als Grillparzer im Frühjahr 1819 in Rom verweilte, hatte er ein Gedicht verfaßt: „Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom" und es später in der „Aglaja", die sein Wiener Verleger Wallishauser als Almanach erscheinen ließ, der Oeffentlichkeit übergeben.

Schreyvogel war damals Censor und hatte das Gedicht — ob aus Gefälligkeit gegen seinen Freund, ob in der Ueberzeugung, daß es unverfänglich sei, lasse ich dahin gestellt bleiben — unbeanständet passiren lassen. Nun aber war Wallishauser so thöricht gewesen, vielleicht in der Speculation auf eine goldene Dose — der damaligen Kronprinzessin von Bayern den betreffenden Band der „Aglaja" zu widmen; dem Kronprinzen aber, dem nachherigen Könige Ludwig I., gefiel das Gedicht durchaus nicht. Es verletzte sein katholisches Bewußtsein und er ließ deshalb in Wien Beschwerde dagegen erheben, daß die Censur zugegeben habe, ein solches Gedicht seiner Gemahlin zuzueignen. Diese Beschwerde konnte nicht unbeachtet bleiben. Der Kaiser, der sich hauptsächlich darüber ärgerte, daß diese Veröffentlichung von Jemand herrühre, der — so rächte sich die schiefe Stellung, in die sich Grillparzer zu Rom hatte bringen lassen! — die ewige Stadt, in welcher dem Kaiser so hohe Ehren widerfahren seien, „im kaiserlichen Gefolge besucht habe", ließ deshalb den Verfasser durch die Censurhofstelle, beziehungsweise durch

die Polizei zur Verantwortung auffordern. Daß dabei der Verfasser „ein sicherer Grillparzer" genannt wurde, ist selbstverständlich nicht auf Rechnung des Kaisers zu setzen; es war das schon damals amtlicher Styl und ist es ja eigentlich hier in Oesterreich noch heute, was unser Dichter hätte bedenken sollen, anstatt sich darüber zu ärgern. Der unangenehmen Angelegenheit wurde übrigens von Seite des Hofes kein sonderliches Gewicht beigelegt. Grillparzer verantwortete sich und damit war die Sache abgethan. Auch blieb Schreyvogel nach wie vor Censor. Es gab aber fortan sehr viele, in hohen Kreisen maßgebende Personen, denen Grillparzer von da an als Jacobiner und Religionsspötter anrüchig, ja sogar verhaßt wurde. Grillparzer selbst rechnet dahin auch den Fürsten Metternich und nimmt diesem die Parteinahme gegen den Verfasser des hier in Rede stehenden Gedichtes um so übler, als ihm Metternich in Italien eine Einladung hatte zukommen lassen, und nach der Tafel, in Grillparzer's Gegenwart, Byron's Childe Harold mit Begeisterung recitirt hatte. „Schurken und Dummköpfe" — so klagt Grillparzer selbst — fuhren dann fort, gegen ihn zu hetzen und das dauerte, bis ihm das Jahr 1848 Gelegenheit gab, sich denn doch in besserem Lichte zu zeigen, als es ihm seine Feinde zugetraut hatten.

Das Gedicht, das so viel Sturm gegen seinen Verfasser heraufbeschwor, ist weder gut, noch schön, obgleich die Betty Paoli in ihrem Buche: „Grillparzer und seine Werke", die darin entdeckte Tiefe und Großartigkeit bewundert. Meines Erachtens ist diese Tiefe und Großartigkeit nur vulgärer Liberalismus und „Pfaffenhaß". Eine Verherrlichung der verlotterten Zeit der römischen Cäsaren auf Kosten des Christenthums, ausklingend in die Schlußverse:

Coloſſeum, brich zuſammen
Und ihr andern ſtürzet nach,
Decket Erde, Fluthen, Flammen
Ihre Größe, ihre Schmach!*)
Hauch' ihn aus, den letzten Oden (?).
Rieſige Vergangenheit;
Flach dahin auf flachem Boden
Geht die neue flache Zeit!

Trotz alledem möchte ich für mildernde Umſtände plaidiren. Grillparzer's geiſtiges Sein beruhte nicht vollſtändig, aber doch großentheils — ſo weit ihn nicht die Spanier davon abbrachten — auf dem Studium des „claſſiſchen" Alterthums und jener deutſchen Literatur, die ſich vom geoffenbarten Gotte der Chriſten ſo ſehr abgewandt hatte, daß es Leſſing in ſeiner dem Decamerone des Boccaccio entlehnten Erzählung von den drei Ringen unter lautem Applaus der Gebildeten wagen konnte, Gott zu einer Art Hampelmann zu machen, der mit der Wahrheit hinter einen Betrug flüchtet. Sie beruhte auf dem „claſſiſchen" Alterthum, an welchem unſeren Dichtern nicht blos das wahrhaft Große, ſondern auch eine geradezu obſcöne Götterwelt ſo herrlich erſchien, daß ihr Schiller in allem Ernſte nachſeufzen konnte:

„Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!"

Sie beruhte auf jener durch längere Zeit auch in Oeſterreich cultivirten Aufklärung des „Pfaffenhaſſes", die in ſo hohem Grade zerſtörend gewirkt hatte, daß es nicht wenige „Freigeiſter" unter der Kutte gab, während Andere, welche Erzieher des Volkes hätten ſein ſollen, ſich dieſer Pflicht gleich ruſſiſchen Staatspopen in träger Indolenz entbanden, weil es der Staat lieber ſah, wenn die Erfüllung dieſer Pflicht ihm und der Polizei als deren Domäne überlaſſen werde.

*) Die Größe der römiſchen Ruinen nämlich.

Ist es da zu verwundern, wenn auch Grillparzer einmal beim Anblick der Ruinen des Campo Vaccino einen ähnlichen Ton anschlug, wie Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“? Einen Ton, von dem fast die gesammte deutsche Literatur wiederhallte?

Zur Begründung meines eigenen Urtheils über das Gedicht hebe ich aus demselben hervor, daß es von Constantin dem Großen, der an die Standarten seiner Legionen das Kreuz heftete, nur zu sagen weiß, daß ihm die „Geschichte Hohn spreche“, weil er, der Heuchler, das alte Rom, der Reiche größtes, zwar stürzen konnte und deshalb in der Kirche, die er auf den Thron gehoben, wohl schimmern möge, aber doch *nur* in geraubter Zier. Letzteres ist, beiläufig bemerkt, eine Anspielung darauf, daß im Triumphbogen Constantin's Reliefs angebracht wurden, welche einem Siegesdenkmale Trajan's entnommen waren. Was aber war der Reiche größtes, das Constantin unter dem Zeichen des Kreuzes und durch das Kreuz stürzen konnte? Eine Weltherrschaft allerdings, aber eine durch und durch faule und unsittliche. Auf dem Throne der Cäsaren hatten zumeist der Mord und das Verbrechen gesessen, sich mit dem Großcapital in die Herrschaft theilend. Die „Bürger“ dieses Weltreiches waren, von den Großcapitalisten abgesehen, fast nur noch eine zahllose Rotte von Bettlern und Denuncianten. Da konnte allerdings nicht sofort eine ideale Weltherrschaft an die Stelle der alten gesetzt werden, und selbst ein unendlich Größerer als Constantin wäre an dieser Aufgabe gescheitert, schon weil das System der Ausbeutung, die schrankenlose Herrschaft des herzlosen Capitals auch noch jetzt und später fortdauerte. Aber ist es denn überhaupt wahr, daß Constantin die römische Weltherrschaft vernichtet hat? Das weströmische Reich dauerte noch hundertneunundvierzig, das oströmische noch fast tausend Jahre nach Constantin's Tod. Auch nicht einmal das Heidenthum

hat er ausgerottet. Noch unter seinem Regiment und später bekämpften die Neuplatoniker das Christenthum und nach ihm konnte Julianus Apostata den Versuch machen, das „holde Blüthenalter der Natur" siegreich wiederkehren zu lassen. Der Versuch schlug gründlich fehl. Die eine That Constantin's, die wahrhaft groß war, diese eine That, die *größer* war, als er selber, unter dessen Herrschaft der Thron der Cäsaren noch mit Blut besudelt wurde, die Herrschaft auch des Christenthums *im* römischen Reiche, blieb siegreich bestehen. Sie, die man vordem den Bestien vorgeworfen: sie, die man als lebende Fackeln angezündet hatte, wurden die Vorbereiter einer neuen besseren Weltordnung und ist vielleicht diese zu beklagen, weil die Germanen ihre Träger wurden? Wäre das die Meinung Grillparzer's, so müßte ich von ihm an ihn selber appelliren: von dem Verfasser des Gedichtes „Die Ruinen des Campo Vaccino" an den Dichter der Libussa, der die Weltherrschaft des Germanenthums als diejenige preist, die alle vorausgegangenen Culturen in sich aufgenommen.

Was ist's also, das Constantin in der That und Wahrheit vernichtet hat? Mir scheint's, in dem Gedichte: „Die Ruinen des Campo Vaccino", mußte ihm nur die Zertrümmerung einer Weltherrschaft fälschlich imputirt werden, um zu der dort ausgesprochenen Klage zu gelangen, daß das Colosseum, „dieser Riesenschatten von der Vorwelt Machtkoloß" durch ein darüber prangendes Kreuz *verhöhnt* und *zum Märtyrer gemacht werde*. Verirrte Poetenphantasie, sonst nichts! Ich übersehe dabei nicht, daß Grillparzer es nicht unterläßt, dem Kreuz sozusagen seine Reverenz zu machen, indem er es in dem Gedichte ein heiliges Zeichen nennt. Was will dies „heilig" heißen, wenn man das Heilige so unheilig behandelt? Wenn das Kreuz ein beklagenswerther Hohn auf das Colosseum ist, so ist auch das ganze Christenthum ein beklagenswerther Hohn auf das Heidenthum und

wir hätten dann nichts Eiligeres zu thun, als beispielsweise einen neuen Tempel der Frau Juno zu errichten, damit unsere Frauen in dieser wieder ein würdiges Vorbild ehelicher Treue verehren können.

Wer dieser Meinung nicht ist, stimmt mir hoffentlich bei, wenn ich es bedauere, daß Grillparzer sein Gedicht: „Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom" überhaupt geschrieben hat, und wenn ich bedaure, daß die Censur — da sie nun doch einmal geübt werden sollte — so leichthin die fatale Widmung gestatten konnte. Ich bedaure es aber noch mehr, daß Grillparzer, nachdem dies geschehen war, zur Verantwortung gezogen wurde und daß man sein Gedicht aus denjenigen Exemplaren der „Aglaja", die bei Wallishauser noch vorgefunden wurden, herausriß. Wäre das unterblieben, so würden nur Wenige das Gedicht gelesen und es alle Diejenigen, die es gelesen, vergessen haben. Es waren aber, ehe die Razzia bei Wallishauser erfolgte, schon 400 Exemplare in's Ausland geschickt und alle Welt suchte nun, sich in den Besitz der verbotenen Waare zu setzen, koste sie, was sie wolle. Und wer nicht das gedruckte Gedicht zu erlangen vermochte, verschaffte sich trotz der Länge desselben (16 achtzeilige Strophen) eine Abschrift. Ohne diese Razzia würde die Welt auch noch heute das Gedicht unbeachtet lassen, obschon Weilen in der Grillparzer-Ausgabe von 1872 Gelegenheit fand, den Text noch zu verschärfen. In der „Aglaja" hatte es in der Erinnerung an Romulus und Remus geheißen: „Dort, in seines Tempels Hallen — Wie in Deinem Mönchezug"; in der Weilen'schen Ausgabe der lyrischen Sachen Grillparzer's aber steht nun geschrieben, und zwar „auf Grund einer handschriftlichen Correctur" Grillparzer's: „Schmutz'ger Mönche düft'rer Zug." Das mag dem Herausgeber eine besondere Freude gemacht haben. Nun aber fort von dieser Verirrung und zurück zur „Medea"!

Seine Vorladungen zur Verantwortung hinderten Grillparzern nicht, eifrig daran fortzuarbeiten. Gleich im Anfange des zweiten Aufzuges will Kreusa die Medea nach griechischer Weise singen lehren, damit sie sich so dem Jason wohlgefällig mache. Kreusa recitirt ihr zu diesem Zweck das schöne Liedchen, das Jason einst als Knabe gern gesungen hat. Es lautet:

O Ihr Götter!
Ihr hohen Götter!
Salbt mein Haupt,
Wölbt meine Brust,
Daß den Männern
Ich obsiege
Und den zierlichen
Mädchen auch.

Dies schöne Liedchen entstand, während Grillparzer im Vorzimmer des Polizeipräsidenten auf den Beginn seines Verhörs warten mußte. So herrlich hebt die Dichtkunst ihren Geweihten hinweg über das Elend des Lebens. Ja, gerade in der Furcht, die sich Grillparzer's bemächtigte, daß dem Mißmuthe und der Aufregung, in die ihn seine Einvernehmung versetzte, Abspannung folgen werde, jagte er förmlich, um mit seiner größten Dichtung zu Ende zu kommen.

Weiteres über die Vließ-Trilogie.

An der Idee, aus der Argonautenfahrt eine Trilogie, also eine hier aus drei Tragödien bestehende Einheit zu machen, hatte Grillparzer festgehalten. Wodurch aber wurde die Einheit der drei Theile hergestellt? Durch die handelnden Personen? Das nicht, obgleich Medea in allen dreien vorkommt. Der eigentliche Erhalter der Einheit ist vielmehr nur das in allen Theilen den Anreiz zur Handlung gebende Sinnbild eines hohen, erstrebenswerthen Gutes, das mit Be-

gierde gesucht und mit Unrecht erworben wird. Dies Sinnbild ist das mythische, geheimnißvolle, gottgeweihte und wunderthätige Widderfell der griechischen Mythologie, das „goldene Vließ", das den drei Stücken den gemeinschaftlichen Namen gibt.

Sobald das Concept dieser Trilogie fertig war, eilte Grillparzer mit demselben zu Schreyvogel. „Ein wunderliches Ding," meinte der, „das erst eine Weile liegen muß." Und um das wunderliche Ding „liegen zu lassen", vertieft sich Grillparzer in die Geheimnisse der Kant'schen Philosophie, die damals, wie später Hegel, die geistige Welt beherrschte. Da kommt auf einmal Schreyvogel, umarmt Grillparzern und meint, die neueste Schöpfung seines Freundes müsse ohne Verzug in Scene gesetzt werden.

Da ist es also Zeit, nicht blos die einzelnen Theile als solche, sondern auch die gesammte Handlung etwas näher zu betrachten. Wir beginnen mit dem „Gastfreund", als dem ersten Theile der Trilogie.

Die Handlung nimmt in wilder Gegend der asiatischen Landschaft Kolchis am schwarzen Meere ihren Anfang. Am Gestade erblickt man die Bildsäule des Gottes Peronto der Kolchier, über dessen Schultern ein goldenes Widderfell gebreitet ist. Nicht diesem Gott, sondern der Göttin Darimba bringt Medea, die Tochter des hier herrschenden Königs Aietes, bei grauendem Morgen ein Opfer dar, um dann zu jagen, züchtigt aber erst eine ihrer Jungfrauen, weil diese — liebt. Ein Kolchier meldet die Ankunft eines Schiffes mit Fremden. Diese Botschaft läßt die Medea gleichgiltig. Nicht so ihren Vater, der Gefahr fürchtet. Er verlangt darum auch den Beistand seiner zauberkundigen Tochter, wagt es aber nicht, seinen Plan zu enthüllen. Sind's Feinde, meint sie, so tödtet sie; sind's Freunde, so laßt sie ziehen. Die Schätze freilich, die die Fremden mit sich führen, wären schon ver-

lockend auch für sie. Während so Vater und Tochter noch streiten — der Vater zur Ermordung der Fremden entschlossen, aber vor ihnen zitternd — und während er den Kolchiern befiehlt, sich bewaffnet zu sammeln, naht Phryxus mit seinen griechischen Gefährten. Sie tragen wohl ihre Schwerter, haben aber ihre sonstigen Waffen abgelegt und schwingen grüne Zweige. Wie Phryxus, der in seiner Rechten das goldene Widderfell als Panier trägt, die Bildsäule des Gottes Peronto erblickt, bleibt er, von Erstaunen gefesselt, stehen und spricht, indem er dankend niederkniet: „Der ist's, der mich hieher geführt." Dann zum Könige sich wendend, bittet er um gastliche Aufnahme. Der König hat seiner Tochter befohlen, heimlich einen betäubenden Trank zu bereiten, aber laut und öffentlich reicht sie ihn dem Vater, als wolle sie die Fremden zugleich warnen. Phryxus stellt das Widderfell als Weihegeschenk vor dem Altare auf und erzählt dann seine Schicksale. Er ist edler Grieche, eines Königs Sohn. Diesen aber hat die Stiefmutter gegen ihn aufgehetzt, so daß er flüchten mußte. Er kam nach Delphi und hatte in dem Tempel einen Traum. Er sah nämlich dieselbe Gestalt, die hier in der Bildsäule des Kolchiergottes vor ihm steht. In seinem Traume hatte sie ihn mild angelächelt und mit den Worten: „Nimm Sieg und Rache hin!" das goldene Widderfell von den Schultern gelöst. Erwachend, erblickte er dort in Delphi die Bildsäule des ihm im Traume Erschienenen, auf deren Fußgestell das Wort „Kolchis" stand, löste selbst das Widderfell von den Schultern der Statue und zog unter dessen Schutz mitten durch die Schaaren seiner Feinde. Auch in den Schrecken des Meeres war das so erworbene Vließ sein Schutz. Vom Vließe hergeführt, wiederholt er jetzt seine Bitte um Gastfreundschaft, aber mit der Drohung: „Was Ihr mir weigert, erkämpf' ich mir."

Noch bevor er das spricht, hat er staunend Medea betrachtet, die — seine Worte sind schon eine Charakteristik dieser

Kolchierin — „wie der gold'ne Saum der Wetterwolke" sich an ihren Vater schmiegt. Der Lippen Roth, der Wangen Licht, „sie scheinen Huld und Liebe zu verheißen, streng widersprochen von dem finst'ren Aug', das blitzend wie ein drohender Komet hervorstrahlt aus der Locken schwarzem Dunkel". Heimlich herrscht der ganz so tückische wie feige König seine Tochter an: „Verlange sein Schwert!" Phryxus gibt es ihr. Die Griechen werden dann in des Königs Haus geführt, um in diesem bewirthet zu werden. Phryxus sieht, daß der Wein seine Gefährten betäubt, und hört Waffenlärm. Erschreckt stürzt er aus dem Hause. Er sieht Medea:

„Du auch hier, Schlange?
Warst Du so schön und lockteſt Du so lieblich,
Mich zu verderben hier im Todesnetz?"

„Nicht verrieth ich Dich," ruft sie, entreißt einem der Umstehenden sein Schwert und reicht es dem von ihrem Vater dem Tode Geweihten mit den Worten:

„Gabst Du Dein Schwert mir, nimm ein and'res hier
Und wehre Dich des Lebens!"

Ihr Vater aber bemächtigt sich des Schwertes, bevor es Phryxus erfassen kann. Dieser ergreift als letzten Schutz sein Widderpanier. Aietes fordert drohend auch dies. Phryxus aber reicht es ihm mit den Worten:

„Bewahre mir's!
Und gibst Du's nicht zurücke unbeschädigt,
Nicht mir, dem Unbeschädigten, zurück,
So treffe Dich der Götter Donnerfluch,
Der über dem rollt, der die Treue bricht.
Nun ist mir leicht! Nun Rache, Rache, Rache!
Er hat mein Gut. Bewahre mir's getreu!"

Vor diesem Fluche weicht Aietes bebend zurück.

Phryxus drängt in ihn: „Nimm! Nimm!" — „Nun, so nimm Du dies!" ruft Aietes und stößt dem Phryxus das Schwert in die Brust.

Dies Vorspiel endet, indem noch Medea ein schreckliches Gesicht verkündet:

„Vater, was hast Du gethan?
Den Gastfreund erschlagen —
Weh' Dir! Weh' uns allen! Ha!
Aufsteigt's aus den Nebeln der Unterwelt!
Drei Häupter! Blut'ge Häupter,
Schlangen die Haare,
Flammen die Blicke! . . . . .
Sie kommen, sie nahen,
Sie umschlingen mich,
Mich, Dich, uns alle!" . . . . .

Auch der zweite Theil, „Die Argonauten", ein Trauerspiel in vier Acten, beginnt in einer wüsten Gegend von Kolchis. Medea haust dort in einem zerfallenem Thurme, Zauberspräche sinnend, mit denen sie die düstere Zukunft beschwören will, weinend und die Hände ringend. Aietes und sein Sohn Absyrtus bahnen sich einen Weg durch das Gestrüpp, um zu ihr zu gelangen. Absyrtus beginnt seinem Vater gegenüber: „Damals, als Du den Phryxus schlugst . . . ." — „Schweig, Bube," fällt ihm der Alte in's Wort, „ich sage Dir, wenn Du Dein Leben liebst, sprich nicht davon!" Auf den Ruf der Beiden erscheint Medea, bleich und verstört. Ihr Vater macht ihr Vorwürfe, weil sie sein Haus verlassen habe. Medea darauf:

„Mit Schauder erfüllt mich Deine Nähe.
Als Du den Fremden erschlugst,
Da trugst Du einen Funken in Dein Haus.
Ein thörichter Schütze ist der Mord,
Schießt seinen Pfeil ab in's dunkle Dickicht . . . .
Unglückselger, was hast Du gethan?
Feuer geht aus von Dir
Und ergreift die Stützen Deines Hauses,
Das krachend einbricht."

Aietes erzählt ihr dann, daß wiederum Fremde gelandet sind: Hellenen, die das Blut des Phryxus rächen und das goldene Vließ zurückholen wollen. Medea antwortet mit der Aufforderung: „Gib heraus, was Du geraubt hast.“ Ihr Vater darauf: „Das gold'ne Vließ ist Peronto's Gut, und gäbe ich's heraus, würden die Fremden mich doch tödten.“

Medea willigt dann ein, die Götter um Rath zu fragen, und will selbst helfen, wenn sie kann. Ihrer Aufforderung folgend, begeben sich dann Aietes und Absyrtus in den Thurm. „Da gehen sie hin,“ ruft ihnen Medea nach, „die Verblendeten! Ein thöricht Wesen dünkt mich der Mensch.“ Auch sie folgt dann in den Thurm, um in der Höhle Rath zu suchen bei den Geistern der Nacht. Da tritt in Begleitung Milo's Jason auf, der Hilfe sucht für seine ohne Nahrung verschmachtenden Freunde und Begleiter, und da er Licht gesehen und Stimmen gehört hat, will auch er in den Thurm. Er sieht einen Spalt im Gemäuer, aber das Meer braust zwischen ihm und diesem Eingange. Da stürzt er sich in die Fluthen und kommt hinüber zur Stelle, wo das Opfer beginnen soll.

Medea tritt auf:

„Die Ihr einhergeht im Gewande der Nacht ....,
Furchtbare Fürsten der Tiefe,
Euch ruf' ich an!“ ....

Während sie in ihrer so begonnenen Beschwörung noch fortfährt, unterbricht sie Jason:

„Verfluchte Zauberin, Du bist am Ende!“

Vordringend verwundet er sie am Arme und Medea sinkt, schwer athmend, auf einen Felsensitz. Jason ergreift die Lampe und beleuchtet sie.

„Bist Du die Zauberin,
Die dort erst heisch're Flüche murmelte?
Ein weiblich' Wesen liegt zu meinen Füßen,
Vertheidigt durch der Anmuth Freiheitsbrief,
Nichts zauberhaft an ihr als ihre Schönheit.“

Absyrtus kommt mit Bewaffneten und will sich auf Jason stürzen. Medea hält ihn zurück.

Jason:

„Hab' Dank, Du holdes Wesen,
Für diese Sorge,
Und dieser Kuß sei Dir ein sich'res Pfand,
Daß wir uns wiederseh'n."

Er schlägt sich durch und verschwindet. Die Bewaffneten verfolgen ihn.

Medea ist von jetzt an wie umgewandelt. Wo sie sonst zürnte, ist sie jetzt sanft. Man sieht Thränen in ihren Augen. Sie fragt ihre Dienerin Gora: „Warst Du zugegen heut' Nacht? Ich sage Dir, er war ein Gott!"

Aietes und Absyrtus kommen zurück und verkünden zornig, daß der Fremde entkommen sei. Aber büßen soll er doch noch den Frevel, indem er es gewagt, die Königstochter mit frechem Kuße zu entehren.

Medea: „Schweig', Vater! Willst Du vernichten die Schaar der Frevler, sage nur wie? Ich bin bereit."

Abgesandte der Argonauten, die Jason's Abwesenheit muthlos macht, verlangen nun den König zu sprechen. Aber während sie den noch erwarten, kommt Jason zu ihnen. Jason ist es nun, der wegen der Tödtung des Phryxus Rechenschaft verlangt. Der feige König leugnet, von Phryxus und seinen Schätzen Wissenschaft zu haben. Beharrlich leugnet er auch, das goldene Vließ zu haben, und Jason wendet sich zum Gehen, um seine Argonauten zu den Waffen zu rufen. Aietes darauf: „Du rasest. Denn verleiht jenes Zeichen den Sieg, wie kannst Du dann hoffen, zu bestehen gegen mich?" Jason: „Ha, so besitzest Du es also doch? Ich weiß genug!" Da sinnt Aietes wieder falsche List. „Lass' uns erst einander kennen lernen," spricht er. „Liebst Du den Becher? Wir haben Wein. Die Jagd? Voll von Wild sind unsere Forste.

Die Weiber?“ Dann zu einem Kolchier: „Ruf' Medea und bringe Wein!“ Und Medea kommt mit dem Weine, ohne zu dem aufzusehen, dem sie den Becher reichen soll. Erst an der Stimme erkennt sie ihn. Er nimmt den Becher: „Ich leer' ihn auf Dein Wohl!“ Medea: „Halt! Du trinkst Verderben!“ Jason, indem er den Becher wegwirft: „König, das Deine Freundschaft?“ Medea entflieht.

Im folgenden Aufzuge dringt Jason in das Innere des Königsschlosses, was ihm Aietes verwehren will. Jason ruft nach Medea:

„Ich hab' Dein Herz erkannt. Erkenn' das meine!
Medea, komm'!“

Der König sucht ihn vergebens zurückzudrängen und Medea ruft den bewaffneten Kolchiern zu:

„Steht Ihr so müßig?
Braucht die Waffen, helft Eurem Herrn!“

Man kämpft wieder, aber Jason entkommt. Der König kehrt mit blankem Schwerte zurück, seiner Tochter heftige Vorwürfe machend. Diese aber ruft: „Nichts mehr von Vergleich! Führe kühn die Deinigen! Hinaus mit den Fremden aus Deinem Lande!“

Der König: „Willst Du mich täuschen, Betrügerin? Warum entrissest Du ihm den Becher?“

Medea: „Du bedarfst des Rathes. Ich gebe Dir ihn. Der morgende Tag darf die Fremden nicht mehr in Kolchis sehen.“

Der König: „So wünschest Du, daß ich die Fremden vertreibe?“

Medea: „Knieend bitt' ich d'rum.“

Der König: „Alle?“

Medea: „Alle! Frage nicht mehr!“

Der König: „Ich waffne die Freunde; aber Du gehst mit!“

Medea: „Nimmermehr! . . . . . Als ich ihn zum ersten Male sah, da stockte mein Blut. Aber als er es aussprach, er liebe — schöner Name für eine fluchenswerthe Sache — da ward mir's klar und danach will ich handeln. Aber verlange nicht, daß ich ihm begegne. Den Todten will ich schau'n, den Lebenden nicht."

Vergesse man also nicht: Medea liebt den Fremdling, der ihr wie ein Gott erschien, aber sie will ihn opfern ihrem Vaterlande und dem Interesse der Ihrigen.

Es wird nun ausgemacht, daß sie, während die Anderen in den Kampf ziehen, das goldene Vließ wahre. Anfangs schaudert sie, weil die Stätte, wo sich das Vließ befindet, der Ort des Frevels und Entsetzens ist. Sie verspricht aber zu gehorchen. Ihr Bruder soll sie auf geheimem Wege fortbringen. Ein Sturm aber hat die Brücken zerstört und Absyrtus muß in der Nähe des Griechenlagers vorüberziehen. So kommt er an eine Stelle, wo sich die Argonauten gelagert haben. Während Jason und Milo von dem holden Weibe sprechen, das Ersteren nun schon zweimal gerettet, von der Barbarin, die so schön und gut ist, von der Zauberin mit den dunkeln Augen, und während Jason auf Milo's Frage, was er zu thun gedenke, die Antwort gibt: „Das Vließ holen nnd alles Andere den Göttern heimstellen", nahen vierzig oder fünfzig Bewaffnete, die verschleierte Medea in ihrer Mitte. Es kommt zum Angriffe. Die Kolchier werden zurückgeschlagen und Medea — Jason's Gefangene. Nein! Sie legt ihren Speer ein und ruft: „Stirb oder tödte mich!" Jason's Schwertstreich aber zersplittert ihre Lanze. Sie zückt den Dolch und ruft abermals: „Stirb oder tödte!" Da wirft Jason alle Waffen von sich und ruft: „Tödte mich, wenn Du kannst!" und Medea steht erstarrt. Er umfaßt sie, sie fleht leise: „Jason, lass' mich!" Dann springt sie auf und will fort, fort! Aber er hält sie an den Armen fest und ruft:

„Nicht eher als bis Du mir gehorchst,
Mich lüstet, Deines Starrsinns Maß zu kennen.“

Sie sinkt in's Knie. Was sage ich noch? Man hat es ja längst gesehen. Nicht um gewöhnliches Liebeswerben handelt es sich hier. Jason will sie beugen, die er nur so leichthin liebt. Kraft kämpfte hier mit Kraft. Aber das Wort: „Ich liebe Dich!“ kann er ihr trotz dem Sturm in ihrem Herzen nicht entreißen und schließlich ruft er im Zorne: „So hab' es, Störrische! Geh', Du bist frei. Geh' zu Euren Menschenopfern, Euren Todesmahlen! Dein Vater naht. Sei froh! Ich weigere Dich ihm nicht.“ Als er dann aber „Leb' wohl!“ ruft, „Du siehst mich nicht mehr!“ da streckt sie die Arme aus und ruft: „Jason!“ Und ihren Vater beschwört sie: „Vernicht' uns nicht alle! Beschwichtige den Sturm! Heiß' ihn dableiben!“ Aietes aber ruft: „Tödte ihn! Willst Du mir folgen?“ Sie schweigt. Da will ihr Aietes sein Schwert in die Brust stoßen, Jason aber und Absyrtus wehren es ihm. Medea will ihres Vaters Kniee umklammern, der aber stößt sie nun von sich und zieht ab mit den Kolchiern.

Jason fordert hienach seine Getreuen auf, das Vließ zu holen. Medea soll ihn zur Stätte der Aufbewahrung führen. Sie weigert sich dessen. Jason darauf: „So holen wir's ohne sie!“ Medea: „Halt' ein, es wäre Dein Tod. Es liegt verborgen in einer Höhle, in der es von allen Greueln der List und Gewalt gehütet wird. Es ist unnahbar!“ Jason: „Ich gehe doch!“ Medea: „Auch wenn ich Dein Knie umfasse und Dich beschwöre: Bleib'!?“ All' ihr Bitten beugt ihn nicht. Er geht. Da endlich ruft auch sie:

„So komm'! Zum Vließ!
Zum Tod! Du sollst allein nicht sterben;
Ein Haus, Ein Leib und Ein Verderben!“

Der vierte Act führt uns nun in die schauerliche Vorhöhle, hinter welcher der unverwundbare Drache das Vließ

bewacht. Noch einmal wird hier Jason von Medea beschworen, umzukehren, um nicht sie beide zu tödten. Sie entreißt ihm sogar sein Schwert und will sich selbst ermorden, so sehr bangt ihr vor dem Entsetzlichen; er aber bleibt starr und verlangt trotz allen Schrecken der Hölle das Vließ zu holen. Mag sie sich tödten. „Beweinen kann er sie, rückkehren nicht!“ Da gibt sie ihm sein Schwert zurück und ruft in bitt'rem Hohne:

„So nimm es hin,
Du süßer Bräutigam! aus meiner Hand
Und tödte Dich und mich! — Ich halte Dich nicht mehr.“

Mit dem von Medea gemischten Trank für den Drachen stürzt Jason in die hintere Höhle; Medea harrt verzweiflungsvoll des Ausganges, aber Jason kommt wieder. Die Hand ist verbrannt, mit welcher er nach dem Vließe griff, sein Haupt blutet, er weiß kaum, ob er noch lebt, aber er hat das Vließ.

Am Ufer harrt seiner das Schiff. Absyrtus kommt, um ihm die Schwester zu entreißen. Ein Streich Jason's trifft den Angreifenden so, daß der, zwar unverwundet, aber betäubt niederstürzt. Jason befiehlt dann, ihn als Geißel auf das Schiff zu bringen, um ihn erst an der letzten Vorspitze von Kolchis wieder frei zu geben. Da kommt auch Aietes mit Bewaffneten und Absyrtus stürzt sich, sie zum Kampfe auffordernd, in's Meer. „Mörder!“ ruft Aietes, indem er den Jason wüthend mit dem Schwerte anfällt, seine bisherige Feigheit ganz vergessend und um sich selbst sterbend zu befreien. Der aber zeigt ihm das Vließ mit dem Blute des ermordeten Phryxus und Aietes taumelt entsetzt zurück. Das Leben schenkt ihm Jason, damit noch fernen Enkeln kund werde,

„Daß sich der Frevel rächt auf dieser Erde“.

So schließt der zweite Theil, und ich muß nur noch hinzufügen, daß dieser knappe Auszug das Romantische

Wunderbare, Dämonenhafte und Schreckliche, aber auch im Schrecken Schöne, das in den „Argonauten" liegt, wohl nur sehr wenig erkennen läßt. Wer das auf sich einwirken lassen will, muß den Grillparzer selbst lesen.

Ich komme jetzt zum dritten und großartigsten Theile, der den Namen der Zauberin auf der Stirne trägt, zu dem fünfactigen Trauerspiele „Medea". Aus dem düsteren Kolchis, wo noch die bösen Geister und Drachen ihr Unwesen treiben und die Zauberin ihre Tränke braut, in das sonnige, wonnige Griechenland.

Für Jason und sein Weib Medea aber ist der Himmel, der hier über ihnen lacht, weder sonnig, noch wonnig geworden. Schon lange, schwere Jahre liegen zwischen der Fahrt nach Kolchis und jetzt. Wir finden den einst so kühnen Helden als Schutzsuchenden vor Theben. Aus der Heimat Thessalien, wo statt seiner sein Oheim Pelias, der Mörder seines Vaters, als König von Iolkos herrschte, ist er vertrieben worden, weil der Verdacht bestand, er habe den Pelias durch Medea's Zauberkünste tödten lassen. Aber auch sonst fand der Held der Argonauten keine bleibende Stätte. Man haßte und verachtete seine Gattin als Kolchierin, als Barbarin; man nannte sie Giftmischerin, die den eigenen Vater getödtet habe, und so verlor auch ihr Gatte den Boden der Heimat unter seinen Füßen. In Korinth aber herrschte Kreon, bei dem er, als der ältere Freund und Gespiele der Königstochter Kreusa, einst eine glückliche Jugend verbracht hatte.

Hier also, nicht schon in Korinth, sondern erst vor der Stadt, finden wir ihn mit seinem Weibe und seinen Kindern wieder. Medea beugt sich dem Schicksale und will ganz Griechin werden. Ihren Zaubermantel und Stab vergräbt sie. Mit ihnen auch die geheimnißvollen Gefäße und Gewänder, die verzehrendes Feuer und den Tod bergen. Zornglühend

betrachtet die Kolchierin Gora, einst Medea's Amme, das Treiben ihrer unglücklichen Herrin; anstatt diese zu trösten, redet sie Dolche. „Du, die Königstochter, bist Jason's Sclavin geworden! Weib! Hast Du noch einen Gatten?" In banger Erwartung fragt Medea, ob Kreon Gastfreundschaft gewähren werde, und Jason antwortet ihr düster: „Verpesteter Gemeinschaft weicht man aus. Mich nimmt er wohl auf, aber — ob auch Dich?" Und die Gora sehend, heißt er diese zornig gehen, weil er sich versucht fühle, zu prüfen, ob ihre kolchische Stirne so hart sei, wie sie scheine. Medea holt, ihn zu begütigen, ihre Kinder. Aber der eine Knabe fragt ihn: „Bist Du ein Grieche? Einer von denen, von welchen mir die Gora sagt, daß sie falsch und feige sind?" Jason fordert dann von seinem Weibe, daß sie sich vorerst verborgen halte.

Medea:

„Bis wann?"

Jason:

„Bis — was verhüllst Du Dich?"

Medea:

„Ich weiß genug!
Das war es, was mein Vater sagte:
Ich Dir zur Qual, Du mir!"

König Kreon kommt nun, begleitet von Kreusa, die sofort in Jason den Gespielen aus der Zeit ihrer Kindheit wiedererkennt. Sie ist „die weiße Taube", an der kein Stäubchen Erdenschmutz klebt. Sie glaubt nicht, daß Jason den Oheim ermordet habe. „Aber ist's wahr, daß Du eine Fremde zum Weibe hast? Die Giftmischerin und Vatermörderin mit dem barbarischen Namen —" — „Medea," ergänzt sie Medea selbst. „Aber Du irrst," fügt sie hinzu, während ihr Kreusa entsetzt gegenübersteht. „Den Vater hab' ich nicht getödtet."

Die Kinder kommen. Kreusa liebkost sie. „Du kleine, nestentnommene Brut! Bleibt hier! Ich will Euch Mutter, Schwester sein."

Medea: „Hier steht ihr Vater und keiner andern Mutter braucht's, so lang Medea lebt!"

Jason wird dann vom König eingeladen, in's Haus zu kommen. Er will gehen. Medea umklammert ihre Kinder, aber indem Jason und der König gehen, wendet sich Kreusa um: „Noch Eine fehlt; warum folgt sie uns nicht?" Dann zu Medea: „Beleidigt hab' ich Dich, verzeih!" Das erweicht die Starre, zu der noch Keiner, der sie kränkte, das Wort: „Verzeihe!" gesprochen. „Sie ist nicht wild," spricht dann Kreusa zum Vater, „da sieh', sie weint!" Und Kreusa führt die Gattin und die Kinder Jason's freundlich in die Stadt. Auch Jason ermannt sich. Er rechtfertigt sich dem Könige gegenüber und stellt die Verbrechen, die ihm angedichtet werden, in Abrede; ja er sagt: „Du nimmst uns beide auf, sie und mich, oder Keinen!"

Im Palaste finden wir dann Jason's Gattin und Jugendgespielin freundschaftlich bei einander. Kreusa will Medea die Kunst lehren, ihren Gatten wieder glücklich zu machen. Sie soll das uns schon bekannte schöne Lied zu singen lernen: „Ihr Götter, gebt mir, daß ich obsiege."

„Ja, ja," seufzt Medea, „sie haben's ihm gegeben!" „Was ist das?" fragt Kreusa.

Medea:

„Daß den Männern er obsiege
Und zierlichen Mädchen auch."

Kreusa:

„Daran hatt' ich nicht gedacht;
Ich sang's nur nach, wie ich's ihn singen hörte."

Medea:

„Er war ein Gott und lockte, lockte,
Bis er verlockt sein Opfer und vernichtet."

Kreusa:

„Du bist sein Weib und sprichst so schlimm von ihm?"

Medea:

„Du kennst ihn nicht, ich aber kenn' ihn ganz:
Voll Selbstheit, nicht des Nutzens, doch des Sinns,
Spielt er mit seinem und der Andern Glück."

Ich bitte, dieses scharfe Urtheil, das Medea in Betreff des Charakters ihres Gatten ausspricht, festzuhalten. Es ist unanfechtbar richtig und fast erschöpfend. So und gerade so, dabei aber auch noch über die Maßen verwegen und hart — man denke an das Eindringen in die Drachenhöhle — hat Grillparzer seinen Jason zeichnen wollen und in der That gezeichnet.

Kreusa erträgt's nicht, das Weib so vom Gatten sprechen zu hören und will fort. Aber Medea bittet: „Gib' mich nicht auf; sei Du mir Schutz und Schirm."

Der Bruch aber zwischen Medea und Jason ist schon vollständig. Zwar Medea liebt noch und will ihr Unglück gemeinsam mit dem Gatten tragen, obgleich sie ihm grollt. Ihm aber ist sie nur noch eine Last; das Verlangen nach einem Asyl auch für sie war mehr nur über das Herz weggesprochen, und nachdem er jetzt eingetreten ist und sein Weib am Halse Kreusen's gesehen hat, schickt er die Mutter zu den Kindern — um mit der Jugendfreundin allein zu sein.

Sie sprechen von der schönen Zeit, in der man sie beide scherzend Braut und Bräutigam nannte, und Jason träumt sich zurück in das ungetrübte Glück von damals. Der Verrath am Weibe fängt also an, sich zu vollenden.

Medea kommt zurück und sieht so die Beiden in ihren Erinnerungen versunken. Sie hätte kein Weib sein müssen, um das gleichgiltig zu ertragen. „Jason," spricht sie, „ich weiß ein Lied." Aber der hört sie nicht. „Jason, ich weiß ein Lied." Aber der schwärmt in der Zeit, in der er ein Herz und eine Seele mit Kreusa war. Erst als ihn auch diese bittet, der Gattin Gehör zu schenken, spricht er unwillig: „So singe!"

Ja, wenn das jetzt möglich wäre. „Siehst Du, es geht nicht," spricht Jason; dann zu Kreusa: „Den Drachen sang sie in den Schlaf; das klang anders als Dein reines Lied." Welche Seelenqual muß ein Weib empfinden, das so den Gatten sprechen hört. Medea versucht's doch, zu singen, und Kreusa hilft ihr. Mühsam spricht ihr Medea nach: „O, ihr Götter!" Dann aber tönt's aus ihrem so tief verletzten, so schwer grollenden Herzen: „Ihr holden — ihr gerechten, strengen Götter!" Die Laute sinkt zu Boden und Kreusa spricht erzürnt zu Jason: „Wie kannst Du auch so hart sein und so wild?!" Dieser bittet dann, Kreusa möge singen. Die Arme will ihm willfährig sein. Da aber bäumt sich Medea auf und zertrümmert die Laute. Eine Scene des Entsetzens für Kreusa, aber voll tiefster, erschütterndster Wahrheit. Da tönt ein Trompetenstoß. Ein Herold des Amphiktyonengerichtes verkündigt Jason's und Medea's Verbannung aus Griechenland und Jedem, der sie beschützt, den Tod.

Der König glaubt nicht an Jason's Schuld, aber wohl an die Medea's. Jenen will er schützen, aber nicht sie. Und Jason? Vergeblich mahnt ihn Medea an das einst von ihr gesprochene Wort: „Ein Haus! Ein Leib und ein Verderben! Im Angesicht des Todes schwuren wir's. Jetzt halt es!" Der aber stößt sie von sich: Du bist meiner Tage Fluch. Heb' Dich hinweg in die Wildniß! Zum blut'gen Volke, dem Du gleichst. Vorher aber gib mir den Jason wieder! Man schaudert ordentlich vor dieser Niedertracht gemeinster Selbstsucht.

Medea:

„Hier, nimm ihn!
Allein, wer gibt Medeen mir, wer mich?
Hab' ich Dich aufgesucht in Deiner Heimat?
Hab' ich von Deinem Vater Dich gelockt?
Hab' ich Dir Liebe auf-, ja aufgedrungen?"

Wir wiſſen, wie er's gethan hat. Wir wiſſen's, wie er ihr, die ihr eigenes Herz und ihn den Ihrigen und ihrem Vaterlande trotz ihrer Liebe opfern wollte, das Wort Liebe mit grauſamer Gewalt aus dem Herzen preßte.

In dieſem Augenblick, in welchem der Elende die Gattin als Verbrecherin von ſich ſtößt, macht ſie ihm auch ein grauſiges Bekenntniß über den Tod ſeines Oheims, aber ein Bekenntniß, das zugleich Anklage iſt: Weißt Du, wie mich ſeine Töchter um einen heilenden Trank für den Kranken baten und Du — Jaſon, Du — zu mir ſagteſt: „Ich wollt' ihm einen Labetrank bereiten, der ihn auf immer heilen ſollt' und mich!!??"

Jaſon: „Auf ewig ſag' ich mich von Dir los. Zurück! Sieh' mein Schwert! Ich tödte Dich, wenn Du nicht weichſt."

Kreuſa tritt dazwiſchen. „Halt' ein! Laß ſie in Frieden ziehen!" Alſo auch Du, Kreuſa! Die weiße Taube wird räuberiſch wie der Habicht, um der Gattin den Gatten wegzuſtehlen für ſich?

Medea:

„Du auch hier, ſilberhelle Schlange!
O ziſche nicht mehr, züngle nicht ſo lieblich,
Du haſt ja, was Du wollteſt — den Gemahl!
. . . Wie ich dieſen Mantel hier zerreiße,
Alſo zerreiß' ich meine Liebe.
Gebt meine Kinder mir und laßt mich geh'n!"

Die Kinder aber werden ihr verweigert.

Gora, die bisher immer gewollt, daß Medea aus Griechenland entfliehe, hetzt jetzt, daß ſie bleibe. „Wo haſt Du Dein Geräth? Was beſchließeſt Du? Oder liebſt Du ihn noch immer??"

Medea:

„Ich? Ihn?
Ich haſſ' ihn, verabſcheu' ihn,
Wie die Falſchheit, den Verrath,
Wie das Entſetzlichſte, wie mich!"

Gora:

„So räche den Vater, den Bruder,
Unſer Vaterland, unſere Götter, mich! Dich!“

Medea:

„Ich wollt', er liebte mich, daß ich mich
Tödten konnte, ihm zur Qual! Oder ſie,
Die Falſche, die Reine!“

Gora:

„Näher triffſt Du ſchon.“

Medea:

„Still, ſtill!
Hinab, wo Du herkommſt, Gedanke!“

Aber der Rachegedanke weicht nicht mehr. Er wächſt und wächſt und wird bald ganz ſo mächtig ſein, wie Medea's Liebe war.

Der König fragt nach dem Vließe. Das war alſo auch für ihn die geheime Triebfeder, die Gier nach fremdem Gute! Jaſon ſagt ihm, das Vließ habe Medea. Der König: „Sie muß es geben, muß!“ Dann kommt es noch einmal zu einer Auseinanderſetzung zwiſchen Jaſon und ihr. Und wieder wälzt Jaſon alle Schuld an dem gemeinſamen Unglück auf ſie. Auch wieder vom Tode des Oheims iſt die Rede. Ich ſchlich zu ſeinem Lager, erzählt ſie, um dort das Vließ zu holen. Er meinte, ich ſei Dein von ihm ermordeter Vater, und faßte mich, da ich das Vließ ſchon in der Hand hielt. Ich erbebte und flehte zu den Göttern, die ich kenne. Da zuckt Wahnſinn durch ſeine Glieder. Heulend zerreißt er die Bande ſeiner Adern. Sein Blut ſtrömt und er ſtürzt todt zu meinen Füßen.

Jaſon:

„Das ſagſt Du mir, Zaub'riſche! Gräßliche!
Hebe Dich weg! Mir graut vor Dir!“

Medea:

„Du ſahſt mich (ſchon in Kolchis) in meinem Dienſt
Und doch verlangteſt, ſtrebteſt Du nach mir! ...
Du nahmſt mich, wie ich war; behalt' mich, wie ich bin!“

Jason:

„Es ist aus.
Die Götter haben unsern Bund verflucht.
Daß Du den König nicht getödtet,
Wer glaubt Dir?“

Medea:

Du!

Welche Macht liegt in dem kurzen Worte „Du!“ Es ist nicht mehr blos Mahnung an Mannespflicht; es ist schon Richterspruch. Es ist Jason's Verurtheilung durch sein Weib, das, obgleich Barbarin, und trotz all' ihren Thaten besser ist als er. Für ihn freilich erklang das vernichtende Wort vergebens. Auch Medea möchte noch einmal den eigenen Rachedrang niederkämpfen und macht den Vorschlag gemeinsamer Flucht; Jason aber erwidert: Wenn Du mich je geliebt, so gönne mir ein Grab in heimischer Erde. Und sie darauf: „Auf der heim'schen Erd' ein neues Ehebett! Ich aber geh' nicht!“ Sie kniet vor ihm und als er sie kalt frägt: Was willst Du noch? Da erhebt sie sich und spricht ein schneidendes Nichts; es ist vorbei! Gib mir meine Kinder! Sie fleht lange umsonst. Endlich gewährt er, daß Einer der Knaben mit ihr gehe. Kreusa bringt die Kinder, aber nun geschieht das Entsetzlichste für das Mutterherz: Keines von von den Kindern will zur Mutter. Sie fliehen beide — zu Kreusa! Alle gehen dann. Nur noch Gora bleibt bei ihrer Herrin. Mit dem Schmerzensrufe Medea's: „Laß mich sterben! Meine Kinder!“ endet der dritte Act.

Medea haßt jetzt auch ihre Kinder als Jason's falsche Brut. Mit der vergrabenen Kiste könnte sie sich rächen, aber ihr graut vor dem Vließe, an dem so viel Blut hängt. Da kommt der König. Er hat nach dem Vließe suchen lassen. Am Strande wurde nachgegraben und die Kiste gefunden, die nun hergebracht wird. „Mir gehört sie; mein!“

Medea's Kinder wenden ſich von ihr ab zur Kreuſa.
(„Medea", Act III, letzte Scene.)

ruft Medea. Der König: „Ist drin das Vließ?“ Medea: „Es ist!“ Alte, verschlagene List regt sich nun; Medea will das Vließ dem Könige geben, nur nicht schon jetzt. „So send' es zu Kreusa!“ Zu Kreusa? Ja, ich will, ich werde! Für diese Bereitwilligkeit will sie der König belohnen und noch einmal die Kinder zu ihr bringen lassen, bevor sie scheidet. Die Kinder *jetzt*! Was sind ihr die Kinder?

Der Unselige bereitet so nur selbst das Verderben Kreusa's. Bewundern wir die Kunst des Dichters, der Medeen, um sie uns sympathisch zu machen, bis zum letzten Augenblick gegen den Rachegedanken ankämpfen läßt; ganz so lange, bis sie endlich sieht, daß ihr Alles, Alles geraubt ist, sogar die Liebe der Kinder zu ihrer Mutter; ganz so lange, bis ihr Feind, nach dem Vließe gierend, ihr das Werkzeug der Rache selbst in die Hand drückt — und nun ist Medea, im Gegensatz zu der entsagenden, sich selbst aufopfernden Sappho — nur noch Rache und Mord.

Der König geht also und Medea spricht die Zauberformel, durch welche die Kiste geöffnet wird. Da liegt das Erbe ihrer Mutter wieder vor ihr: Der Schleier, der Stab! Das Gefäß mit dem unlöschbaren Feuer; das tödtende Kleid! Sie wirft den Schleier um's Haupt, der sie erwärmt und neu belebt. Nun kann sie trotzen ihren Feinden. Gora muß die todbringenden Gaben, die bei dem Schleier lagen, zu Kreusa bringen. Das Vließ wird darüber geworfen. Eine Sclavin bringt die Kinder, diese aber fürchten sich vor der Mutter und sind müde. Dort an den Stufen sollen sie schlafen. Es ist auch schon Nacht geworden. Mordgedanken im düst'ren Sinn, weilt Medea bei den Schlummernden. Sie weckt sie, die verhaßte Brut Jason's! Aber doch noch einmal regt sich das Gefühl der Mutter. Sie will, daß die Kinder ihre kleinen Arme um sie schlingen. Sie ruft: Wie könnt' ihr schlafen, mir, die euch morden will, so nah, und sendet sie tiefer in

die Halle. Morgen, ſeufzt ſie, wenn die Sonne aufgeht, wird die Braut Hochzeit halten und ich ſoll noch heute fliehen, ſoll wandern, einſam in's Elend des Landes, das mich haßt! Da mit einem Male ſieht ſie nun ſchon den Schein von Flammen. Ihr Zauberbecher hat bereits gezündet. Gora kommt und ruft: Entſetzen! Kreuſa todt, der Palaſt in Flammen! Medea ſtürzt in die Halle. Da ſie wieder herauskommt, tropft von dem Dolche, den ſie noch in der Linken hält, während ſie mit der hocherhobenen Rechten Schweigen gebietet — das Blut ihrer Kinder.

Kreon, der jetzt erkennt, wie unheilvoll für ihn ſein Schützling Jaſon iſt, verſtößt dieſen. Todesmatt gelangt der Verſchmachtende auf ſeiner Flucht zu einer Hütte und fleht um Waſſer. Aber auch hier wird er verſtoßen, ſobald er ſeinen Namen nennt. Ohnmächtig ſinkt er an einem Felſen nieder. So findet ihn Medea. Er will ſie tödten, bricht aber elend zuſammen. Ein Stoß mit ihrem eigenen Dolche wäre Labſal für ſie. Aber, ſagt ſie, mein früheres Leben macht mich eines beſſeren Richters würdig, als es Medea iſt. Sie will nach Delphi, um dorthin das Widderfell zu bringen, das im Brande des Palaſtes von Korinth unverſehrt geblieben iſt. „Die wir zum Unglück uns gefunden, im Unglück ſcheiden wir. Leb' wohl!"

Jaſon:

„O könnt' ich ſterben!"

Medea:

„Büße!
Ich geh' und niemals ſieht Dein Aug' mich wieder."

Dies die Trilogie: „Das gold'ne Vließ." Wie groß trotz dem vielleicht nicht ganz befriedigenden Schluß. Faſt zu groß möchte man ſagen und Grillparzer hat oft geklagt, daß es ihm nicht vergönnt war, dies gewaltige Werk in einem Guße zu vollenden. Laube aber ſagt ganz richtig:

Der aufmerksame Leser wird kaum eine Falte oder gar eine Lücke entdecken. Die Charaktere — auch mein Auszug muß das gezeigt haben — sind mit wunderbarer Schärfe gezeichnet und die Handlung wächst überall mit Nothwendigkeit aus diesen Charakteren heraus. Aber wenn man die ganze Trilogie überschaut, so erschrickt man fast vor der Masse des Geschehenen. Ich zweifle auch, daß sich eine so großartige Tragik von Irgendwem jemals erfolgreich wird überbieten lassen. Mir scheint's, Grillparzer ist hier bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Noch mehr wäre zu viel.

Ueber die erste Aufführung der Trilogie im Burgtheater (26. und 27. März 1821) wird berichtet, die Wirkung sei eine ziemlich unbestimmte gewesen. Die Ausstattung ließ nichts zu wünschen übrig. Einige Mißhandlung mußte sich die Dichtung aber doch gefallen lassen. Die Schröder gab nämlich nicht blos die jugendlich-schöne Medea, wie wir sie in den beiden ersten Theilen (Gastfreund und Argonauten) sehen, sondern auch die gealterte, schon vom Unglück schwer heimgesuchte des dritten Theiles. Die Schröder war aber nicht mehr so jugendlich, wie sie in den ersten Theilen sein sollte, und nichts weniger als schön. Gar Manches mußte deshalb gestrichen werden, um keinen verderblichen Contrast aufkommen zu lassen. Insbesondere mußte die schöne und so hoch charakteristische Scene, welche das Liebeswerben und den Liebessieg Jason's zur Darstellung bringt, ganz wegfallen.

Schon vor der Aufführung hatte Stadion, der dem Dichter besonders wohl wollte, die Bestimmung getroffen, daß die beiden ersten Abtheilungen wie gewöhnlich, aber nur als ein Stück, honorirt würden, daß aber der Dichter für den dritten Theil den ganzen Gewinn des Abends erhalten solle. Von den achtzig sonst abonnirten Logen waren aber nur drei verkauft worden und die Hälfte der Sperrsitze war

leer geblieben. Das Honorar fiel deshalb, obschon alle übrigen Plätze gut besetzt waren, sehr dünn aus. Wie ganz anders, wenn sich der Dichter heute einmal den Besuch seiner „Medea" betrachten könnte. Für eine Trilogie, wie die Grillparzer's, muß ja auch das Publicum erst erzogen und geschult werden, insbesondere auch derjenige Theil des Publicums, der am 27. März 1821 seine Logen und Sperrsitze leer ließ. War die Trilogie anfänglich doch selbst für den gewiegten Sachkenner Schreyvogel nur ein „wunderliches Ding".

Auf die deutschen Bühnen außerhalb Oesterreichs ging nur der dritte Theil, die „Medea", über; von den beiden ersten Theilen keiner und auch von allen späteren Dichtungen Grillparzer's — keine! Vergißt man draußen im Reiche also doch, daß es noch Deutsche in Oesterreich gibt? Deutsche und deutsche Dichter!

Schon ungefähr 2260 Jahre vor Grillparzer wurde eine andere „Medea" geschrieben, die des griechischen Tragikers Euripides, und ich will darum hier die euripideische Heldin der Grillparzer'schen in wenigen kurzen Zügen gegenüberstellen.

Auch die Tragödie des Euripides spielt in Korinth. Sie beginnt in dem Momente, in welchem Jason die Tochter seines Gastfreundes Kreon an Stelle der verstoßenen Medea zu seiner Gattin machen will. Medea sinnt traurig auf Rache. Wie die Amme ihrer Kinder erzählt, blickt sie starr auf den Boden.

Und manchmal nur
Den weißen Hals gewandt, beklagt sie still
Den lieben Vater und die liebe Heimat,
Die sie verrieth und mit dem Manne zog,
Der nun mit Schmach sie deckt.

Bald aber bricht Medea in laute Klagen aus. Aus dem Palaste tönt ihr Jammerruf:

„Ach, ich unſeliges,
Elendes Weib!
O, weh' mir, weh' mir!
Ging ich zu Grunde! ...
Gewaltige Themis!
Erhabene Artemis!
Schaut, was ich leide,
Die einſt ich gefeſſelt
Mit ſchweren Eiden
Den verfluchten Gemahl."

Dann tritt Kreon, der König, auf und verbannt ſie mit ihren beiden Knaben aus ſeinem Lande, weil er fürchtet, daß ſie ſeiner Tochter ein Leid anfügen möchte. Aber ſchlau ſchmeichelt ſie ihm, daß ſie noch bleiben dürfe bis Morgen. Sie ſucht nur Friſt, um ihn und ſeine Tochter zu Leichen zu machen und um ſich furchtbar zu rächen an Jaſon. „Zu Edlem", ſagt ſie,

„ſind wir Frauen ja ungeſchickt,
Doch Unheil auszuſinnen, ſind wir Meiſter."

Hierauf tritt Jaſon zu ihr, um ihr mitzutheilen, ſie ſolle nicht hilflos flüchten. Er wolle ihr ſo viel aus dem Seinigen mitgeben, daß ſie nicht Mangel leide.

Sie nennt ihn feig, ſchamlos und undankbar. Sei ſie es doch, die einſt ihn aus aller Noth und Gefahr errettet habe. Zu ſeiner Rechtfertigung zählt er ſehr krämermäßig und kleinlich auf, was ſie ihm verdanke: Statt des Barbarenlandes bewohnſt Du Hellas und durch mich iſt der Ruf Deiner Weisheit durch ganz Griechenland verbreitet; das iſt Alles. Die neue Ehe ſchließe er nicht aus Liebe, ſondern — der Schlaukopf! — um ſeinen und Medea's Kindern eine ehrenvolle Zukunft bereiten zu können. „Und freiteſt heimlich, hinter meinem Rücken", entgegnet Medea. „Ich mag nicht ein geſegnet Trauerleben, nicht Glück und Reichthum, die mein Herz nur quälen." Was er ihr noch geben will, weiſt ſie zurück:

„Geſchenk vom ſchlechten Mann iſt ohne Nutzen."

Ihr Racheplan steht nun schon fest. Vorsichtig läßt sie sich aber vom Könige Aegeus von Athen, der gerade von Delphi kommt, unter schweren Eiden das Versprechen geben, daß er in seinem Lande sie schützen werde, wenn sie Korinth jetzt verlassen müsse. Ihr Plan ist, die eigenen Kinder mit Geschenken zu Kreon's Tochter zu schicken. Diese Geschenke sollen ein goldgetriebenes Haarband und ein prächtiges Gewand sein, beides so verzaubert, daß davon sofortiges Verderben ausgehe. Sie läßt deshalb den Jason bitten, daß er noch einmal kommen möge; sie sei jetzt besseren Sinnes geworden. Durch seine neue Gattin soll er sich von Kreon die Gunst erbitten lassen, daß seine und Medea's Kinder in Korinth bleiben dürfen. Um die Gunst der Tochter Kreon's zu erlangen, wolle sie ihr auch prächtige Geschenke schicken, alte Schätze von ihrem Ahn, dem Sonnengott.

Aber noch Anderes sinnt sie:

„Nein, bei des Hades unterird'schen Mächten!
Nie wird's geschieh'n, daß meine Knaben ich
Dem Hohne meiner Feinde überlasse."

Der Tod dieser Kinder soll die Strafe für Jason sein.

Die Kinder haben inzwischen die Geschenke im Palaste Kreon's überbracht und nun kommt auch schon ein Bote, welcher deren entsetzliche Wirkung schildert. Als die Kinder kamen, war die Stiefmutter (Kreon's Tochter) nur wenig erfreut über diesen Besuch,

Warf einen Blick voll Liebe erst auf Jason,
Doch dann verhüllte ihre Augen sie
Und wandte ihre weiße Wange ab,
Aus Abscheu vor Medeen's beiden Knaben.

Wie ganz anders schildert uns Grillparzer seine Kreusa!

Die verhängnißvollen Geschenke aber sind hochwillkommen wegen ihrer Pracht. Die Königstochter schmückt sich mit denselben, vor dem Spiegel

Anlachend ihres Leibes leblos Bild.

Dann, so erzählt der Bote:

Erhob sie sich vom Stuhle, schritt durch's Zimmer,
Gar zierlich setzend den schneeweißen Fuß,
Und des Geschenks frohlockend, sah sie oftmals,
Die Zeh'n erhebend, auf den Nacken nieder.

Aber sofort beginnt die Wirkung der Geschenke. Das Giftkleid tödtet, während Feuer vom Haarband ausgeht, so daß das Fleisch von den Knochen fließt, wie von dem Baum das Harz. Kreon, das Unglück gewahrend, stürzt sich auf seine Tochter, aber auch ihn erfaßt sofort das ihn unrettbar verzehrende Feuer.

Medea eilt nun, um auch noch den Rest ihrer Rache zu vollstrecken. Sie liebt ihre Kinder. Aber der Rachedurst ist größer als die Liebe. Nur diesem kurzen Tag, sagt sie zu sich selber, vergiß der Kinder. Dann weine!

Als Jason kommt, ist das Gräßliche schon vollbracht. „Todt sind die Kinder d'rin von Mutterhand!" ruft ihm die Chorführerin entgegen. „Du hast sie umgebracht", ruft Medea; „sie starben durch ihres Vaters Schuld."

Begraben will ihre Kinder nur sie, ohne den Verräther, den sie ewig haßt. Dort in's Haus gehe, ruft sie — Dein Weib zu begraben!

Als Sühne des Mordes stiftet Medea ein Weihe- und Trauerfest, die von den Korinthiern noch spät gefeierten Heraia; dann verschwindet sie auf einem ihr vom Sonnengotte geschickten Gefährt in den Lüften. Der Chor aber spricht, an die Schicksalsidee der Alten erinnernd:

Gar Vieles verhängt der Olympier Zeus;
Es fügen die Götter uns Ungehofftes,
Was wir erwarten, bleibt unvollendet,
Was Niemand geahnt, ein Gott vollbringt es;
Und sehet, auch hier ward dessen uns Kunde.

So bei Euripides. Man fühlt sich unwillkürlich gedrängt, dessen Hauptpersonen denen Grillparzer's vergleichend gegen-

überzustellen. Der bestimmende Charakterzug des Jason ist bei beiden Dichtern die Selbstsucht. Aber während bei Euripides der kühne, leichtsinnige, den Augenblick in Genußsucht keck erfassende und rücksichtslos festhaltende Held, gedrückt von der Last, die er sich durch die Verbindung mit einer Barbarin aufgebürdet hat, zum gemeinen Heiratsspeculanten herabgesunken ist, taucht in dem Herzen des Grillparzer'schen Jason eine neue, mächtige Leidenschaft auf, indem er in der Begegnung mit Kreusa erst jetzt empfindet, was Liebe ist, und nun nicht den Muth und noch weniger die Kraft hat, auszuharren in der einst leichtsinnig übernommenen Pflicht.

Steht so der Grillparzer'sche und durch seine kühne Verwegenheit imponirende Jason trotz allen seinem Charakter absichtlich eingewobenen Schwächen bedeutend über dem euripideischen, so gilt das Gleiche, die Ueberlegenheit des österreichischen Charakterzeichners, noch weit mehr in Betreff der Medea. Bei Euripides tritt die Rachsucht der Verstoßenen sofort ziemlich unvermittelt in Action und nur Rachsucht bestimmt ihr Handeln. In der Medea Grillparzer's dagegen sehen wir erst noch den mächtigen Kampf einander widerstrebender Leidenschaften. Ihre Liebe zu Jason, eine Liebe, der sie einst Alles geopfert, hat schon den Todesstoß, aber sie lebt und kämpft noch. Sie kämpft noch, um den Gatten, der die Gattin bereits unglücklich gemacht hat, zu erhalten in seiner Pflicht. Die Barbarin, wenn man will: die Verbrecherin, kämpft heldenmüthig, obgleich mit schon gebrochenem Herzen, für die Heiligkeit der Ehe. Zu neuen Opfern entschließt sie sich, um den Fortbestand ihres Ehebundes möglich zu machen. Ihre ganze Vergangenheit will sie abstreifen, um Griechin zu werden. Die Aufgabe ist schwer, aber ernst und entschlossen geht sie an die Lösung. Da gibt ihr Jason in seiner brutalen Selbstsucht gerechtesten Anlaß zur Heraufbeschwörung einer Leidenschaft, die bisher tief im Herzen

ſchlief: Die Eiferſucht flammt auf, und erſt jetzt wird Medea die entſetzliche Rächerin alles an ihr begangenen Unrechtes. Ueberſehe man dabei auch nicht, wie ſie zum Kindermord getrieben wird. Bei Euripides ſchlachtet Medea die eigenen Kinder in faſt kalter Reflexion, um damit den verhaßten Jaſon zu treffen. Bei Grillparzer werden die Kinder der Mutter erſt verhaßt und fremd, weil ſich der Kinder Herzen von der Mutter abwenden und zur „Schlange" Kreuſa flüchten. Bewundern wir dieſen Kunſtgriff des Dichters. Um den Dolch, der die Kinder tödtet, der Mutter in die Hand drücken zu können, läßt er die Kinder, die „verhaßte Brut Jaſon's", erſt gleichſam Eins werden — mit der „Schlange Kreuſa".

Die Poeſie und das Amt.

Das tägliche Brot der Schauſpieler iſt die Bewunderung, das des Dichters ſein Ruhm, ſein Bewußtſein der Unſterblichkeit. Auch Grillparzer hatte dieſen Drang nach Unvergeßlichkeit auf Erden, nach Anerkennung ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachwelt. Er war ehrgeizig. Der Erfolg der Trilogie genügte ihm deshalb ſo, wie er geweſen war, durchaus nicht. Ihm war er eine halbe Niederlage. Eine ſchwer empfundene; denn wie der Dichter von ſich ſelbſt ſagte: Es ſteckte etwas nicht vom Goethe'ſchen, ſondern vom wirklichen Taſſo in ihm. Er wollte als Dichter gehätſchelt ſein, und „gehätſchelt" wurde er leider nie. Ihn quälte nach Aufführung der Trilogie die Frage, was der Grund deſſen ſei, was er wie ein Fiasko empfand. War der Stoff größer geweſen als ſein Talent? Das traurige Ja, das er ſich dann ſelbſt zur Antwort gab, ſchmerzte ihn tief, denn er wagte noch nicht, zu ſich ſelbſt zu ſagen: Auch Du thuſt Dir Unrecht. Seine vordem noch harmloſe Zuverſicht ſchwand; ein Theil ſeines Selbſtvertrauens

ging verloren in den Zweifeln, mit denen er sich selbst quälte. Ihm war wieder einmal, als könne er nie mehr schaffen.

Heute wissen wir — angesichts seiner späteren Werke — daß es weit besser um seine Schaffungskraft stand, als er in seiner Gedrücktheit fürchtete.

Eine schlimme Folge dieser Gedrücktheit machte sich aber in seinem leiblichen und geistigen Allgemeinbefinden geltend. Er hatte von vorneherein Anlagen zur Hypochondrie gehabt, und jetzt schon wurde er wirklicher Hypochonder, wurde immer unzufriedener, immer mehr verbittert.

Der Zweck des Urlaubes, den ihm Stadion ertheilt hatte, war durch die Fertigstellung der Argonauten-Trilogie erreicht und Grillparzer kehrte zu seiner amtlichen Beschäftigung zurück. Um ihm dabei die Nähe derjenigen Hofräthe zu ersparen, die Grillparzer für seine Feinde hielt, nahm Stadion seinen Schützling, obschon dieser in seiner bisherigen Verwendung verblieb, in eines seiner eigenen Bureaux. Allen denen, die fort und fort nur von Grillparzer's Zurücksetzungen reden, muß ich das recht nahe unter die Nase halten. Es gibt sicher nur wenige Beamte, die sich eines solchen Beschützers zu rühmen haben, wie es Stadion für Grillparzer gewesen ist.

Sein Bureauchef war jetzt Baron Pillersdorf, derselbe, der im Jahre 1848 Minister wurde. Von ihm spricht Grillparzer nur mit Bewunderung, obschon er dem nachherigen Minister als solchem nichts weniger als freundlich gesinnt ist. Er sagt ausdrücklich, daß ihm „dieser Scharfsinn, diese Ruhe, diese Gabe der Entwicklung und Darstellung, ja diese Festigkeit des Charakters" (so lange sich die Sache hinter dem Schreibtische abmachen ließ, setzt er einschränkend hinzu), „welche dem Baron Pillersdorf zu Eigen waren, in seinem ganzen Leben nie wieder vorgekommen sind". In Verbindung mit Baron Kübeck habe dieser Pillersdorf Ordnung in das Chaos der österreichischen Finanzen gebracht, und er, Franz

Grillparzer, habe gefühlt, daß es ein Geschäftsgenie gebe, das sich in der Reihe der menschlichen Befähigungen jeder anderen Genialität würdig an die Seite setzen könne.

Bei diesem Manne stand Grillparzer zwar nicht in besonderer Gunst, der neue Chef scheint aber dennoch auf anständige Beschäftigung des Dichters bedacht gewesen zu sein, doch muß das irgendwie einen Haken gehabt haben, denn Grillparzer legt das trockene Bekenntniß ab: „Nachdem Pillersdorf fruchtlos versucht hatte, mich in die höheren Geschäfte einzuweihen, behandelte er mich mit Achtung, aber Gleichgiltigkeit.“ Nachdem er fruchtlos versucht hatte! Auch dieses „fruchtlos“ sei Denen unter die Nase gerieben, die immer nur von Grillparzer's Zurücksetzung schwatzen. Ja auch seinen eigenen Klagen gegenüber wird man diesen Vorhalt nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Seinem Genie thut das keinen Eintrag. Niemand kann ungestraft zweien Herren dienen. Da es nun in Deutschland, in Oesterreich bei den daselbst herrschenden literarischen Zuständen fast immer ein schlimmes Ende nimmt, wenn ein Poet, dessen Existenz nicht schon durch sein eigenes Vermögen gesichert ist, einzig und allein von der Poesie leben will, so wird der Praktisch-Gesinnte immer nach einem Broterwerbe suchen, ganz so wie es auch Grillparzer gethan, indem er trotz seiner Abneigung in den Staatsdienst eintrat. Aber wer immer das thut, muß dann auch die Gewalt über sich haben, da, wo ihn das Amt in Anspruch nimmt, voll und ganz Beamter zu sein. Nun ist leider die Muse eine sehr eigensinnige und dabei eifersüchtige Dame und fragt, wenn sie ihren Liebling heimsuchen will, nicht erst an, ob er für ihre Wenigkeit Zeit habe. Von ordentlicher amtlicher Thätigkeit kann deshalb, so lange sie da ist, keine Rede sein, und der Bureauchef will die Arbeit des Amtes, nicht die Kinder der Muse, mögen diese auch noch so fein und zart sein. So kommt's,

daß der Poet nicht selten in den Ruf kommt, ein nur mittelmäßiger Beamter zu sein. Befördert wird aber in der Regel nicht der Poet, sondern der Beamte.

Noch Eins. Auch das Glück des Beamten will gesucht sein, und Grillparzer — es gereicht ihm nicht zur Unehre, aber es muß gesagt sein — hat sich auf dieses Suchen nur sehr schlecht verstanden. Ich verweise, um das in einem ganz besonderen Falle erkennbar zu machen, auf sein Verhalten gegenüber dem Baron Kübeck. Kübeck war, als sich Grillparzer in Neapel befand, dort gleichfalls anwesend, um dem Kaiser Vortrag zu halten. Der Baron, der damals Hofrath im Finanzministerium war, ließ Grillparzern zu sich bitten. Er suchte nämlich einen Hilfsarbeiter für seine Ausfertigungen, aber natürlicherweise blieb das vorerst unausgesprochen. Grillparzer begab sich zu Kübeck, erhielt aber im Vorzimmer den Bescheid, daß der Herr Hofrath heute wegen dringender Geschäfte Niemanden empfangen könne, und Grillparzer hielt es dann nicht für der Mühe werth, am folgenden oder an einem späteren Tage noch einmal zu kommen. Den Hilfsarbeiter aber suchte sich Kübeck nun anderwärts.

Alles das zur Beherzigung für Jene, welche, durch Grillparzer's eigene Klagen verleitet, das officielle Oesterreich noch heute mit der ewigen Beschuldigung verleumden möchten, sein großer Sohn sei immer nur ganz unverantwortlich zurückgesetzt worden. Auch das Linksliegengelassenbleiben durch Pillersdorf dauerte nicht allzulange. Im Finanzministerium selbst, beim Grafen Stadion also, wurde der Posten des sogenannten Ministerialconcipisten frei, d. h. der des Conceptsbeamten, der in der unmittelbaren Nähe des Finanzministers fungirte und in Verhinderung des Ministerialsecretärs diesen zu vertreten hatte. Für gewöhnlich war die Arbeit des Ministerialconcipisten nur eine Spielerei. Er hatte den Einlauf

zu protokolliren und an die Departements zu vertheilen. Wenn freilich der Graf im Sommer auf dem Lande weilte, so gab's schon mehr zu thun. Der Concipist hatte ihn dann als Stellvertreter des Ministerialsecretärs zu begleiten, kurzen inhaltlichen Vortrag über den Einlauf zu halten, die Entscheidung einzuholen, was der Minister für sich selbst zurückbehalte, und dann erst den Rest an die Departements zu vertheilen. Auch diese Arbeit war weder schwierig, noch an sich lästig und wurde letzteres nur dadurch, daß Stadion aus der Zeit seiner Diplomatenlaufbahn die Gewohnheit beibehalten hatte, sich den Vortrag erst Nachts, wenn er nach Hause kam, halten zu lassen und am Morgen zu schlafen. Für sehr bequem mochte Grillparzer diese nächtlichen Vorträge nun allerdings nicht halten. Aber auch noch Anderes, was jeden Zweiten oder Dritten vielleicht geradezu beglückt hätte, wurde unserem Dichter gleichfalls sehr unangenehm. Graf Stadion pflegte den Concipisten, den er mit auf's Land nahm, auch in seine Familie heranzuziehen. Die geselligen Tugenden Grillparzer's waren aber etwas eigenthümlicher Art, was daher kam, daß er wohl gerne mit einem Anderen, aber ungerne in einer größeren Gesellschaft verkehrte. Wenn nun an dem Menschen, mit dem er zusammentraf, irgend ein für ihn interessanter Charakterzug bemerkbar wurde, so wurde er jedesmal sofort warm. Ihm war dann, als wenn er sich dadurch auf das ihm eigenste Gebiet, das der dramatischen Kunst, versetzt sehe. Er wurde gesprächig, mittheilsam, und wenn er sich frei wußte, war er auch zu Scherz und Witz aufgelegt. Fand er am Andern aber nichts, was ihn interessirte und seine Phantasie zu beschäftigen vermochte, so langweilte er sich und nicht selten auch seine Umgebung. In Graf Stadion's Familie aber, die aus dem Grafen, seiner Gemahlin, zwei Töchtern und zwei wilden Knaben bestand, fühlte er sich leider befangen, und das war ihm unbehaglich. Der adelige Besuch aus der Nachbar-

schaft, die ledernen Diplomaten, die allezeit kamen und gingen, waren ihm sogar unleidlich, und im nächsten Sommer, als er wieder mit Stadion auf's Land sollte, nahm er eine leichte Unpäßlichkeit zum Vorwande — sich zu entschuldigen.

Ich bitte auch das noch zu meinem Capitel über die Zurücksetzungen hinzuzulegen. Andererseits halte ich es aber doch für übertriebenen Selbsttadel, wenn Grillparzer in den Beiträgen zu seiner Autobiographie sagt: „Ich weiß recht wohl, daß ich, wenn ich mich über mein böses Geschick beklage, die Schuld auf meine Ungeschicklichkeit, mein Aufschieben, mein Zaudern und Uebereilen nehmen muß." Diese Selbstanklage zeigt nur, wie frei er selbst von dem Vorwurfe war, das eigene Ich zu beschönigen, und daß er in ernster Betrachtung trotz all' seiner Klagen, an denen er es nie hat fehlen lassen, die ganze Schuld auf sich nahm, auch wenn er im einzelnen Falle nur Mitschuldiger gewesen ist.

„König Ottokar's Glück und Ende."

Kurzer Muthlosigkeit folgte bald neue Erhebung. Diesmal suchte unser Dichter wieder nach einem möglichst einfachen Stoffe. Aus der erdrückenden Massenhaftigkeit seiner Trilogie wollte er in etwas an sich Klareres und Leichteres flüchten. Aber die Gedanken verbinden sich oft wunderbar. Während er nach „Höchst-Einfachem" suchte, trat das Bild Napoleon's I. vor seine Seele und beschäftigte ihn lange und lebhaft. Zu dramatischer Bearbeitung war diese Gottesgeißel noch nicht zu verwenden. Böte vielleicht die Vergangenheit eine ähnliche Erscheinung dar? Der Dichter suchte in seinen historischen Erinnerungen und gerieth auf den Böhmenkönig Ottokar. Auch der war ein Eroberer, maßlos vorgetrieben durch seinen Ehrgeiz. Beide, Napoleon und jener Böhmenkönig, thatkräftig,

hart und tyranniſch. Trennung der Ehe und zweite Heirat in dem Leben eines Jeden von ihnen und zuletzt trotz aller Rieſenhaftigkeit ihrer Erſcheinung ein jäher Sturz. Bei Ottokar aber drängte ſich ſofort noch Eines auf: Dieſer Sturz war der Anfang der Größe Oeſterreichs. Wie verlockend für einen Dichter dieſes Landes, der ſo voll von Patriotismus war, wie Grillparzer!

Seinen Napoleon hatte er ſchon gründlich ſtudirt. Wenn Napoleon I. in Schönbrunn oder auf der Schmelz Herrſchau hielt, war der junge Grillparzer zweifellos dabei geweſen. Sein Patriotismus haßte den fremden Bewohner des Schloſſes Schönbrunn, aber der Titane zog den künftigen Dichter an wie die Schlange den Vogel. Er hatte ihn ſich ſo oft und ſo eindringlich betrachtet, daß die Erſcheinung von 1805 und insbeſondere von 1809 auch jetzt noch lebendig vor ihm ſtand. Dazu kam, daß Grillparzer nahezu Alles geleſen hatte, was Napoleon über ſich und was Andere über ihn geſchrieben hatten.

Nun aber ging er mit wo möglich noch größerem Eifer an das Studium alles deſſen, was über Ottokar und ſeinen großen Beſieger Rudolf von Habsburg zu leſen war. Selbſt in mittelhochdeutſche Schriften, wie die Reimchronik Ottokar's von Horneck, arbeitete er ſich hinein, obgleich ihm das Mittelhochdeutſche verhaßt war und die Hilfsmittel fehlten, die ihm das Eindringen erleichtert hätten. Mit unbeſchreiblichem Eifer notirte und excerpirte er, ſo daß nach ſeinem Tode die beiden Herausgeber ſeiner Geſammtwerke Hunderte von Blättern mit den eingehendſten geſchichtlichen Vorſtudien fanden. In ſeiner Phantaſie entſtanden auch ſchon die Geſtalten der Helden, wie er ſie aus dieſen Vorſtudien herauszaubern wollte. Da freilich mochte Baron Pillersdorf vergeblich verſuchen, ihn zum höheren Staatsdienſte verwendbar zu machen. Es wäre aber ein grober Irrthum, wenn man aus den gründlichen Geſchichtsſtudien, die Grillparzer der Ausarbeitung ſeines

ersten „historischen Dramas“ vorausgehen ließ, den Schluß ziehen wollte, daß er sich die Aufgabe gestellt, die Erlebnisse Ottokar's oder Rudolf's von Habsburg, die Ereignisse der Geschichte, einfach zu dramatisiren. „Der Dichter wählt historische Stoffe“, sagt Grillparzer selbst, „weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet, vor Allem aber, um seinen Ereignissen und Personen eine Consistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Antheil aus dem Reiche des Traumes in die Wirklichkeit übergehe. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muß einen solchen Anhaltspunkt haben. Das eigentlich Historische gehört so wenig hieher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallenstein's völlige Schuld oder Unschuld bewiesen, Schiller's Meisterwerk nicht aufhören würde, das zu sein, was es ist.“

Trotz dieser seiner Theorie war Grillparzer doch froh, gerade das historische Factum der Gründung der Habsburgschen Dynastie in Oesterreich in sein neues Drama hineinweben zu können. Als er aber die Vorstudien vollendet hatte und der Plan des Stückes schon fix und fertig war, ging er doch nur zögernd an die Arbeit. Die Nothwendigkeit, zeitlich Auseinanderliegendes im historischen Drama zu verbinden, welcher der Dichter im nichthistorischen sehr leicht aus dem Wege geht, schreckte ihn. Da kam ein kleines Halsübel, das es dem Zögernden räthlich erscheinen ließ, während eines langen Wintermonates statt auf's Amt zu gehen, zu Hause zu bleiben, und nun flogen die Verse rasch auf's Papier. Er unterbrach seine Arbeit nur, um in dem seiner Wohnung gegenüberliegenden Gasthause „zum Jägerhorn“ zu Mittag zu essen. Kam er dann nach Hause, so legte er seinen „Mars Moravicus“ vor sich, der ihm auch noch bei dem Ausarbeiten des Dramas als Quelle diente, und wollte die schaffende Begeisterung je erlahmen, so betrachtete er sich den auf dem

Titelblatte des genannten Buches abgebildeten „Gott des Krieges", der ihm nächst Napoleon gleichsam das Modell zu seinem Ottokar war. Einen ähnlichen Dienst hatte ihm, als er an den „Argonauten" schrieb, die aus einem Hoffenster seiner Wohnung sichtbare thurmhohe Wendeltreppe eines uralten Nachbarhauses erwiesen. Auch diese ermuthigte und stärkte ihn, wenn die Phantasie ermüden wollte. Ich glaube aber nicht, daß Jemand, der kein Grillparzer ist, jemals zum Dramatiker wird, wenn er sich das Bild des Mars oder eine Wendeltreppe betrachtet.

Mit dem fertigen Concepte eilte Grillparzer dann wieder zu Schreyvogel, und diesmal war der sofort für die Aufführung. Es wurde eine Abschrift besorgt und „Ottokar's Glück und Ende" wanderte in die Censur. Von diesem Augenblicke an lag es dort durch volle zwei Jahre begraben, ohne daß Grillparzer zu entdecken vermochte, wo es eigentlich stecke. Man schickte ihn zu Gentz und es ist interessant, die Schilderung seines Eintrittes zu vernehmen. „Der Fußboden des Wartesalons," erzählt Grillparzer, „war mit gefütterten Teppichen belegt, so daß man bei jedem Schritte wie in einen Sumpf einsank und eine Art Seekrankheit bekam. Auf allen Tischen und Commoden standen Glasglocken mit eingemachten Früchten zum augenblicklichen Naschen für den sybaritischen Hausherrn. Im Schlafzimmer lag er selbst auf einem schneeweißen Bette in grauseidenem Schlafrocke. Ringsherum Inventionen und Bequemlichkeiten. Da waren bewegliche Arme, die Tinte und Feder beim Gebrauche näher brachten. Ein Schreibpult, das sich von selbst hin- und herschob" ꝛc.

Grillparzer wurde kalt, aber höflich empfangen. Gentz hatte das Stück wirklich zugeschickt erhalten und er hatte es auch gelesen, aber schon wieder weitergehen lassen.

Neues vergebliches Suchen. Es war die Rede gewesen, das Stück solle verboten werden. Grillparzer protestirte gegen

den Unsinn eines solchen Verbotes bei dem Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky, aber das Stück blieb verschollen.

Da kam Ihre Majestät die Kaiserin, die unwohl geworden war, auf den Gedanken, Zerstreuung zu suchen, und beauftragte den Dichter Mathäus Collin, den Erzieher des Herzogs von Reichstadt, ihr bei der Theaterdirection ein interessantes Manuscript zu holen, damit sie das Stück, wenn sie es jetzt lese, demnächst bei der Aufführung desto besser genießen könne. Es war nichts Rechtes da. Man nannte aber „König Ottokar's Glück und Ende", das unglückliche Stück liege jedoch seit zwei Jahren bei der Censur. Collin eilt natürlich sofort in die Censur und jetzt — für die Kaiserin — war es augenblicklich gefunden.

Collin liest es Ihrer Majestät vor, und die hohe Frau theilt dem Kaiser ihre Verwunderung mit, wie man ein solches Drama so lange zurückhalten könne, oder gar verbieten wolle. Die Aufführung wurde jetzt selbstverständlich erlaubt.

Wir aber haben uns nun vor Allem klar zu machen, welche Aufgabe sich Grillparzer in dieser Tragödie gestellt, wie er sie gelöst, und ganz besonders, wie er die beiden Helden, auf denen alle Handlung des Stückes ruht, als Charaktere gezeichnet hat.

Die sittliche Idee, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, ist die, daß Herrschsucht und Ländergier, auf die Spitze des Schwertes gestellt, an dem Felsen des Rechtes zerschellen müssen. Der Herrschsüchtige und Ländergierige, der Gewaltthätige, der nur sein eigenes Ich will, ist selbstverständlich der nach dem Bilde Napoleon's I. nicht mit Porträtähnlichkeit, aber doch mit Entlehnung hervorragender Züge entworfene Böhmenkönig, der ritterliche Vorkämpfer des Rechtes Rudolf von Habsburg. Der Böhmenkönig ist mit glänzender Farbe gemalt. Er ist heldenmüthig, entschlossen, kühn, und was ihn besonders ziert, ist das feste, unerschütterliche Vertrauen zu

seinem Volke, der Glaube an dessen unverbrüchliche Treue. Seine schwache Seite aber, die Schuld, an der er zu Grunde geht, ist die Mißachtung des Rechtes Anderer, die leichtfertige, mit Scheingründen gerechtfertigte Verstoßung der Königin und die rücksichtslose Habsucht, mit welcher er sich in dem Augenblicke, da er die Königin verstößt, zum Herrn ihres Besitzes macht. Das Recht Anderer kennt er überhaupt nicht; das Recht, das er allein achtet, ist sein Wille. Er ist nur ein Held ohne sittliche Grundlage und knickt darum trotz all' seinem Stolze zusammen, ja wird sogar zaghaft und unentschlossen von dem Augenblicke an, in welchem er einer edleren und wahrhaftigen Majestät gegenübertritt.

Mit nicht so glänzenden Farben wie Ottokar, aber mit solideren, ist Rudolf gemalt. Ein Held ohne Furcht und Tadel; ein Held, der sich selbst klug zu mäßigen versteht und nicht im Mindesten daran denkt, auch zu brilliren. Gerade Schlichtheit ist seine Natur, ernste und strenge Pflichterfüllung, der Kampf für's Recht seine ritterliche Aufgabe; aber ein Kampf, nicht allein für's weltliche, sondern auch für's höhere Recht, weil es gesetzt ist von Gott. Man erkennt sofort den Helden der Schiller'schen Ballade, der es in rührender Frömmigkeit ablehnt, je wieder das Roß zu besteigen, das seinen Herrn getragen. Man erkennt aber auch in dem Bilde dieses Helden, das uns Grillparzer entwirft, den praktischen, hausbackenen, historischen Rudolf, der sich nicht scheut, in seinem Lagerzelte das zerrissene Wams eigenhändig auszubessern, oder die Beulen, die der Eisenhelm im Kampfe davongetragen, eigenhändig wieder herauszuklopfen. So wird ein Charakterbild aus dem Stammvater der österreichischen Dynastie, das man typisch für die ganze nachfolgende Geschichte Oesterreichs nennen muß. Ich möchte fast sagen, schon bei der Zeichnung Rudolf's von Habsburg müssen dem Dichter die Verse vorgeschwebt haben, die er später (in seinem „Bruderzwist") Rudolf dem Zweiten in den Mund legt:

„Mein Haus wird bleiben immerdar, ich weiß,
Weil es mit eitler Menschenklugheit nicht
Dem Neuen vorgeht oder es hervorruft,
Nein, weil es einig mit dem Geist des All's,
Doch klug und scheinbar unklug, rasch und zögernd,
Den Gang nachahmt der ewigen Natur
Und in dem Mittelpunkt der eig'nen Schwerkraft
Der Rückkehr harrt der Geister, welche schweifen."

Betrachten wir nun die Tragödie selbst, wie sie der schaffende Geist des Dichters gestaltet hat.

„König Ottokar's Glück und Ende" ist ein in fünffüßigen Jamben geschriebenes Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit dem „fünffüßig" will ich aber nicht sagen, daß Grillparzer seine Jamben stets sorgfältig gezählt habe. Es kommt ihm nicht sehr darauf an und ist ihm auch bei seinen, dem „Ottokar" vorausgegangenen Dichtungen nicht darauf angekommen, wenn bei dem Fünffüßler einmal ein Fuß fehlt und ein andermal einer zu viel da ist. Mit Kleinigkeiten dieser Art hat es unser Freund nie sehr genau genommen, und wenn er z. B. auf einen überzähligen Versfuß aufmerksam gemacht wurde, wies er die ihm zugemuthete Correctur zurück, auch wenn die richtige Zahl der Versfüße sehr leicht, vielleicht durch Streichung eines sehr überflüssigen Beiwortes, herzustellen gewesen wäre.

Die Handlung des Stückes beginnt zu Prag. Die Königin Margaretha weilt krank in ihrem Schlosse, und es geht schon das Gerücht, daß sie der König verstoßen habe. Bei ihr befindet sich, vom Kreuzzuge zurückgekehrt, Rudolf von Habsburg. Im Vorzimmer droht der steirische Ritter Seyfried von Merenberg, Jedem den Schädel einzuschlagen, der an die Verstoßung Margarethen's glaube. „O weh," antwortet ihm sein Vater, „erschlage nicht auch mich!" Der alte Merenberg glaubt also an das Gerücht und theilt seinem Sohne nun auch schon vertraulich mit: Er selbst gehe so bald

als möglich heim nach Steiermark, der Sohn müsse ihm zum Scheine folgen, solle sich aber bereit halten, heimlich ein Schreiben des Alten, in welchem Letzterer die Intervention des Reiches gegen Margarethens Verstoßung anspreche, dem Erzbischofe von Mainz, als dem deutschen Kanzler, zu überbringen.

In grimmiger Wuth kommt dann auch Benesch von Rosenberg, ein Mitglied des mächtigsten Geschlechtes in Böhmen. Ebenso Milota von Rosenberg. Diese aber sind nicht empört über Margarethens Verstoßung, sie hatten vielmehr für die Trennung der Ehe Ottokar's gearbeitet; nach ihrem Plane aber sollte an Margarethens statt Bertha, die Tochter des Benesch, Königin von Böhmen werden. Bertha hat sich auch schon verleiten lassen, auf diesen Plan einzugehen, und darum den Siegfried Merenberg, der sie liebt, aber ihr keine Krone bieten kann, — verstoßen. Der Traum, Königin zu werden, ist aber schon grausam zerstört. Man hört schon, daß der König eine ganz andere Heirat plant, und Bertha kommt, um, niedergedrückt von Scham, zu den Füßen der Königin zu sterben. Ihr Vater, Benesch Rosenberg, auch von Dieditz genannt, fährt sie deshalb so hart an, daß sie den verstoßenen Seyfried um seinen Schutz anfleht. In diesem Augenblicke tritt noch ein anderer Verwandter von ihr auf, Zawisch Rosenberg, der sich über die verzweifelnde Thörin lustig macht und seinen scheltenden Verwandten, dem Benesch und Milota Rosenberg, die Köpfe zurechtsetzt. Hängt man Rachegedanken, fragt er sie, durch lautes Schreien an die Glocke? Die anderen Rosenberge begreifen sofort, daß ihr spottender Vetter mehr denkt als spricht. Man merkt, daß sich Geheimnißvolles hier vorbereitet.

Königin Margaretha durchschaut sie alle. Ueber Bertha Rosenberg urtheilt sie milde. „Sie ist kaum so schlimm, nur schwachen Geistes und thöricht eitel, das hat sie verführt."

Als den Schlimmsten bezeichnet sie den Zawisch. Auch die Scheidungsgründe, die Ottokar geltend macht, sind ihr wohlbekannt: Ihre Kinderlosigkeit. Ihre Verwandtschaft mit dem König. Aber die Verwandtschaft ist keine so nahe, daß sie die Ehe unmöglich macht. Auch soll sie einst als Witwe gelobt haben, keine zweite Ehe zu schließen. „Ich hätt' es sollen halten," seufzt sie, „aber es war nur mir gelobt und kein feierlich' Gelöbniß."

Der Graf Rudolf von Habsburg verlangt nun Weisung von ihr, in welchem Sinne er in ihrer Angelegenheit mit König Ottokar reden solle.

Rudolf: „Ihr willigt in die Trennung der Ehe?"

Margaretha: „Ich widerspreche nicht."

Rudolf: „Doch man verlangt, daß Ihr der Babenberger Gut, Oesterreich und Steier, abtretet."

Margaretha: „Ich hab's gethan."

Rudolf: „Es war aber Schenkung um der Ehe wegen und Trennung der Ehe hebt die Schenkung auf."

Margaretha: „Ich will die Schenkung wiederholen."

Rudolf: „Die Lande aber sind Reichslehen, nicht Euch gehörig."

Da meldet ein Trompetenstoß die Ankunft des Königs. Eine tartarische Gesandtschaft harrt im Thronsaale. Der König findet es sonderbar, daß diese Gesandten am Boden liegen. Die krummen Säbel, die dem Hiebe die Kraft nehmen, und die Haarschöpfe mißfallen ihm gleichfalls.

„Wär' ich ihr König,
In einer Nacht ließ ich sie alle scheeren.
Sie sollen geh'n und morgen wiederkommen!"

Bürgermeister und Rath von Prag wollen den siegreich aus Ungarn heimkehrenden König ehrfurchtsvoll beglückwünschen. Der Bürgermeister fängt auch schon an: „Großmächtigster!" Ottokar achtet aber gar nicht darauf, spricht mit einem seiner

Ritter, den er Hans Narr anredet, von der letzten Schlacht, läßt sich den Harnisch abnehmen und fordert den Bürgermeister auf, an den Beinschienen ziehen zu helfen. Schließlich fragt er nach dem Habsburg, doch als der gerufen werden soll, verbietet er's. Sich dann doch wieder des Bürgermeisters erinnernd, fragt er, ob den Sachsen und Bayern, die er nach Prag geschickt habe, die Vorstadt geräumt sei.

Bürgermeister:

„Noch nicht."

Ottokar:

„Warum nicht? Gottes Feu'r! Warum nicht?"

Bürgermeister:

„Wir wollten noch einmal Eu'r Hoheit angeh'n,
Eh' wir vertrieben so viel treue Böhmen —"

Ottokar:

„Vertrieben? Was vertreiben? Wollt' Ihr das?
Sie sollten nach Chrudim, dort waren Aecker
Und Baugrund ihnen dreifach angewiesen
Und dreifach alle Kosten der Versetzung.
Doch aus der Vorstadt sollen sie heraus;
Sie sollen, müssen! Müssen, Gottes Donner!"

Alle diese Einzelnheiten, bei denen ich selbstverständlich nicht immer wörtlich citire, habe ich hier vorgeführt, um daran erkennen zu lassen, wie scharf der Dichter seinen Mann gerade in denjenigen Eigenschaften zeichnet, die ich oben schon hervorgehoben habe.

Während nun der König fortwettert und Gehorsam fordert, damit Cultur in's Land komme, meldet der Kanzler die Königin. „Auch das noch," herrscht Ottokar die Prager an, „um Euretwillen! Die Ruh' in meinem Hause hab' ich gestört, damit das Land nicht erblos werde." Und der ganzen Versammlung verkündigt er dann: „Zur Festigung des Friedens hat mir Bela, der König von Ungarn, die Hand

seiner Enkelin angeboten." Höchst charakteristisch ist's, wie Ottokar dann die Scheidungsgründe in Betreff seiner Ehe mit Margaretha aufzählt. Er bricht nämlich sofort kurz ab mit den Worten:

„Wozu noch lange eins und zwei?
Denn erstens, zweitens, drittens, 's bleibt dabei!
Die Königin wird kommen, Handvest unterzeichnen,
Die Schenkung wiederholen ihrer Lande,
Und das zu zeugen seid Ihr hier versammelt."

Der Kanzler von Böhmen fragt nun die Königin, die, mit der Krone auf dem Haupte, in Begleitung des Grafen Rudolf von Habsburg, des alten Merenberg und ihrer Frauen eingetreten ist:

„Wer führt das Wort in Euer Gnaden Sache?"

Margaretha:

„Ich selbst!"

Der Kanzler:

„Ist Euch bekannt —?"

Margaretha:

„Ich weiß."

Der Kanzler beginnt, wird aber bald durch Trompetenstoß unterbrochen. Es kommen nämlich die Stände von Oesterreich, den Fürstenhut zu bringen.

Ottokar ruft: „Sie kommen als geleg'ne Zeugen!"

Heinrich von Lichtenstein aber, der Sprecher der Deputation, will vor Allem der erlauchten Frau huldigen,

„Dem edlen Sproß des alten Heldenstammes,
Der ruhmvoll lang ob Oesterreich gebot."

Da aber fährt Ottokar ärgerlich dazwischen:

„Lass't das nur sein und stellt Euch ruhig hin.
Statt neuer Huld'gung denkt auf alte Treu'
Und haltet's einmal, statt es zweimal zu versprechen."

Dann zu seinem Kanzler:

„Fahrt fort!“

Der Kanzler von Böhmen, Braun von Olmütz, verkündigt also, daß die Ehe des Königs mit Margarethen als aufgelöst erklärt werde, und gibt das Leibgeding bekannt, das Ottokar in Gnaden bewillige.

Margaretha:

„Ich könnte Manches noch entgegensetzen“ —

Ottokar:

„Wozu? Es bleibt der Spruch in Kraft!“

Margaretha:

„Doch unterwerf' ich mich
Und geh' von hinnen, wie man es begehrt.“

Sie fügt aber zu ihrem Entschlusse noch die Warnung: „Wie lange, Herr, wirst Du noch König sein? Das Erbe meines Hauses wurde nur Dein durch meine Hand, und wenn ich scheide,

„Schwingt wieder Aufruhr zischend seine Fackel
Gegen Euch.
Umringt seid Ihr von Argen und Verräthern.“

Ottokar:

„Ich gehe meinen Gang. Was hindert, fällt.“

Die Steirer kommen mit dem Herzogshut und Margaretha geht, um auf Ottokar's Verlangen die Schenkungsurkunde zu holen. Auch die Kärntner kommen mit den Insignien der Landeshoheit. Der König von Ungarn erscheint gleichfalls, und eine Gesandtschaft des deutschen Reichstags fragt an, ob Ottokar geneigt sei, auch Deutschlands Krone anzunehmen. Da erschallt lauter Jubel:

„Heil Ottokar, dem deutschen Kaiser Heil!“

Der erste Abgesandte des Reichstag will den Jubel noch mehren. Er ergreift einen Schild, vergreift sich aber, und

einen anderen, als er gewollt hatte, hoch emporhebend, ruft er die Worte:

„Nimm auf den Adler, der verloren fleugt,
Und ſchirm' ihn ſtark gen alle ſeine Feinde."

Aber „Ha, was iſt das?" ſchreit Ottokar; „wer hat mir das gethan?

„Das iſt der weiße Löwe nicht von Böhmen!
Der Löw' iſt roth!"

Und Rudolf ſpricht:

„'s iſt Habsburgs Löwe, Herr!
Der Schild iſt mein; ich legt' ihn kommend ab."

Mit König Bela iſt auch ſein Thronerbe Ladislaus und noch ein Anderer im Waffenſchmuck gekommen. Ottokar fragt erſtaunt: „Hat König Bela der Enkelſöhne mehr?" Der Andere aber iſt Ottokar's Braut Kunigunde, und Zawiſch Roſenberg ruft laut: „O ſchöner Krieger!" Kunigunde ſcheint über dieſe Frechheit ergrimmt, wir werden aber ſehen, wie die Frechheit zündet.

Ein Anderer ergrimmt bei ihrem Anblick allen Ernſtes. Rudolf von Habsburg nämlich, der ihr Erſcheinen in dieſer Stunde „rückſichtsloſe, rohe Uebereilung" ſchilt. Denn eben jetzt tritt wieder Margaretha mit den verlangten Schriften ein und ruft, ſich am Seſſel haltend: „Wer bringt mich fort?"

Da tritt der alte Merenberg, der ſeinen geheimen Brief ſoeben ſeinem Sohne hat übergeben laſſen, aus der Reihe der Umſtehenden, um ſich der Verſtoßenen anzunehmen. Barſch weiſt ihn Ottokar zurück. Doch ſchon ein anderer Helfer iſt da: „Hier mein Arm, erlauchte Königin!" ruft Rudolf;

„Stets war bei Habsburg der Gekränkten Schirm."

Zornig fragt Ottokar: „Wer hat's Euch geheißen?" Und Rudolf antwortet mit der Gegenfrage, ob der ein Heißen kenne, „der kein Verbieten kennt".

Ottokar:

„Ihr ſeid, vergeßt es nicht, in meinem Land!"

Rudolf:

„Nicht länger, als ich will."

Ottokar:

„Nicht von der Stelle!"

In dieſem Augenblicke tritt ein zweiter deutſcher Geſandter vor: „So will denn ich hier dieſe Fürſtin ſchirmen!"

„Erkennt Ihr mich, Graf Habsburg?"

Der Geſandte iſt auch uns ein lieber Bekannter. Er iſt der Prieſter in Schiller's Ballade und ſpricht hier als Geſandter des Erzbiſchofs von Mainz als des Kanzlers von Deutſchland:

„Herr Graf von Habsburg, gebt ihr Euren Arm!
Im Namen des heil'gen röm'ſchen Reichs:
Gebt Raum der Herzogin von Oeſterreich!"

„Bin ich Euer Kaiſer", grollt Ottokar, „ſollt Ihr anders ſprechen."

Mit Hochrufen auf ihn, den König von Böhmen, den Herzog von Oeſterreich, von Steier, Kärnten und Krain, den deutſchen Kaiſer ſchließt der erſte Aufzug.

Ich denke, mein gedrängter Auszug läßt die Fülle der Handlungen erkennen, in der ſich Alles mit faſt blitzartiger Schnelligkeit entwickelt.

Der zweite Aufzug beginnt mit der Einbringung des gefangenen Seyfried Merenberg. Milota Roſenberg hält das verſiegelte Schreiben in der Hand. Zawiſch Roſenberg höhnt: Bringt Ihr ihn zur Fräulein Bertha, meinem ſchönen Mühmchen, das d'rin im Fieber liegt und raſt? Was der Brief an den Erzbiſchof enthalte, ahnt Zawiſch. Aber er denkt durchaus nicht daran, den Gefangenen damit an's Meſſer zu liefern. In ſeinen Plan paßt es beſſer, die Wache fortzuſchicken und den Gefangenen mit dem Briefe laufen zu laſſen, wozu ſich Seyfried nicht erſt zweimal mahnen läßt. Da, wo

ſich dieſe Scene abſpielt, ſteht eine Bildſäule der Venus und unter dem Fuß derſelben ſteckt Zawiſch einen ganz anderen Brief. Wieder tritt nun Kunigunde auf, jetzt ſchon die Gemahlin Ottokar's. Sie iſt Zornes voll, weil ihr Zawiſch beim Tanze die Hand gedrückt hat, aber gefallen hat's ihr doch. Sie will wiſſen, was er unter den Fuß der Bildſäule gelegt habe. „Ich? Nichts!" antwortet ihr Zawiſch. „Bin ich denn wahnſinnig? Ich ſah's ja doch! Was enthält der Zettel??" „Phantaſien!" Der Zettel wird entwickelt und Kunigunde lieſt: „Der Schönſten!" Sie droht mit dem Könige, der dieſen Frevel ſtrafen werde, und wirft den Zettel dem Zawiſch vor die Füße. Der hebt ihn auf und überreicht ihn knieend — dem Kammerfräulein, das die Königin begleitet, und das Fräulein meint ſchlau:

„Ei, gnäd'ge Frau, was thut's? Der Wahn ſchon ſchmeichelt
Von ſolcher Werbung und von ſolchem Ritter!"

Dann lieſt das Fräulein:

„O Hand von Schnee" —

Die Königin:

„Ich denk', er hat die Hand noch nie geſeh'n,
Den Handſchuh höchſtens."

Und wieder lieſt das Fräulein:

„O Hand von Schnee
Und doch ſo heiß;
O Blick, ſo feurig
Und dennoch Eis!" ...

Die Königin:

„Schweig' ſtill!"

Das Fräulein:

„So laßt Ihr mich nicht meines Siegs mich freu'n?"

Die Königin:

„Ich glaube bald, die Thörin nimmt's auf ſich!"

Zum Unglück hat Kunigunde über den König nun auch schon zu klagen. Sein Haar fängt bereits an zu ergrauen — er ist mürrisch — rechthaberisch — ungestüm; wir kennen das ja schon. Sie aber kam nicht zum Schweigen und zum Gehorchen nach Böhmen. Die Anderen kriechen um sie — nur dieser Zawisch Rosenberg!

Im Tournier hat er soeben gesiegt und der König verkündigt Kunigunden, die er übel gelaunt findet, ohne sich weiter darum zu kümmern, daß der Sieger nur von ihr den Preis empfangen wolle. Er weiß, daß Seyfried gefangen wurde und entsprungen ist; er weiß vom Briefe, den Seyfried nach Deutschland bringen sollte; das kümmert ihn mehr als Kunigundens üble Laune. „Hätt' ich den Brief", meint er, „so kennt' ich die Verräther und meine Ferse setzt' ich auf die Brut." Und da die Oesterreicher es nun schon gerathen finden, seinen Hof zu verlassen, so befiehlt er, daß alle Pforten, die aus dem Schlosse führen, besetzt werden. Indem er dem Herbott von Füllenstein die weiteren diesbezüglichen Verhaltungsbefehle gibt und die Verhaftung Lichtenstein's und Anderer anordnet, blickt er doch argwöhnisch zu Kunigunden hinüber, die der Anblick des Zawisch, der den Preis empfangen will, verwirrt gemacht hat. Sie hört wieder das leise: „O Hand von Schnee." Auch zu den Worten erfrecht sich Zawisch: „Jugend gehört der Jugend! Dies Haupt dem Henker, wenn Ihr so es wollt!" Die Schärpe entsinkt ihren Händen. „Wird's bald?" herrscht der König herüber. „Die Verwegenheit", stöhnt sie, „sollte doch ihr Ziel finden", und hängt ihm die Schärpe um. Wie sie sich über ihn beugt, faßt er die Schleife an ihrem Kleide. Die Schleife fällt und Zawisch nimmt sie hastig zu sich, um sich dann zurückzuziehen. Die Königin zu ihrem Fräulein: „Die Schleife soll er geben; geh' und sag's ihm."

So schlingt sich das Verhängniß um den König. Margarethen hat er verstoßen um Kunigunden's willen und seine That rächt sich durch Kunigunde.

Der König hat es bemerkt, wie Zawisch die Schleife zu sich nahm, und fragt, wer die Königin heute angekleidet habe. Er will, daß die verlorene Schleife gesucht, nein, gefunden werde, und indem er dem Zawisch einen Ring reicht, spricht er: „Königinnen schenken Diamanten, doch Busenschleifen nicht. Vergeßt das nicht und reicht den Ring dem Finder."

Die Königin fügt aber hinzu: „Und sagt ihm, er möge behalten, was er fand." Dann der König zu Rosenberg: „Ich hauche, wo war dann Rosenberg? Ich aber kenne Dich als klug." Die Königin zieht sich als krank zurück. Ottokar aber fordert, daß sie wieder zum Feste komme. Der Diener meldet: Sie will nicht.

Der erste deutsche Gesandte, der in Betreff der Kaiserkrone anzufragen hatte, weilt noch immer beim Könige und mahnt an die Antwort, ob er annehme. Aber was Antwort, meint Ottokar. Die Krone ist mein, wenn ich sie will, und hab' ich sie, so sollt Ihr Antwort haben. Der Pfalzgraf zu Rhein steht mir nicht an. Ich werde die Kur dem Bayer geben. Dann auf einen Brief zeigend, sagt er noch dem Gesandten: Die müssen fort und der — aber schon hat ein Trompetenstoß andere Botschaft angekündigt. Der Kanzler Ottokar's schüttelt mit gefalteten Händen das Haupt und Zawisch ruft halb laut im Hintergrund: Die Wahl der deutschen Kurfürsten fiel auf Rudolf von Habsburg!

Auch der Burggraf von Nürnberg, den der Trompetenstoß angemeldet, verkündigt jetzt: „Rudolf, von Gottes Gnaden Kaiser."

Ottokar: „Ha, frevler Treubruch deutscher Reichsbarone!" Heinrich von Lichtenstein ruft: „Verrätherei! Oester-

reicher, seid gewarnt. Häscher halten den Ausgang besetzt und fangen Jeden, der nicht böhmisch ist.“ Und Ottokar selbst erklärt jetzt ihn und andere Edle für verhaftet.

Der Burggraf vollendet seine Botschaft, indem er im Namen Rudolf's den Ottokar an den Reichstag nach Nürnberg citirt und die Herausgabe der deutschen Lehen für das Reich verlangt. Der König ruft: Auf, zur Jagd! Der neue Bettelkönig soll nicht einem Reh das Leben retten. Dann wird's Nacht. Draußen singt wer zur Zither: „O Hand von Schnee!“ Das Kammerfräulein fragt, ob sie „ihn“ gehen heißen soll. „Laß ihn nur“, sagt die Königin; „es hört sich gut zu in der Abendkühle.“

Der folgende Aufzug beginnt mit der Verhaftung des alten Merenberg in seinem eigenen Schlosse. Im Lager Ottokar's, an der Donau, aber jammert Braun von Olmütz, der Kanzler Ottokar's, über schweren Nothstand und den Abfall der Freunde. Er weiß nun auch schon, daß Rudolf von Habsburg nicht der Mann ist, für den sie ihn in ihrem Uebermuthe gehalten haben. Nur Ottokar ruft stolz:

„Ich will sie treffen! All' dies weite Land,
Zur weiten Wüste will ich's machen ...
Daß nach Jahrhunderten der müß'ge Wand'rer
Sich streiten soll, wo Neuburg stand und Wien.“

Braun von Olmütz, der Kanzler, räth zum Vergleich, doch der König weist ihn zurück, und Zawisch, vom Könige aufgerufen, damit er den krächzenden Raben zum Schweigen bringe, prahlt von leichtem Siege. Der Kanzler darauf: Du weißt selbst viel besser, wie schlecht unsere Sache steht; Du sprichst nur so, um alter Rachsucht zu fröhnen. Schließlich bringt der Kanzler den König doch dahin, in Unterhandlungen einzugehen, und Ottokar tröstet sich in seinem Stolze damit, daß es ja die Gegner seien, die Unterhandlung wünschten. Der Dichter führt uns dann in das Lager Rudolf's. Das

Volk strömt herbei, um den Kaiser zu sehen. Der aber sitzt in ledernem Unterkleide an einem Feldtische und klopft die Beulen aus seinem Helme. Der junge Merenberg thut einen Fußfall vor dem Kaiser, der ihn freundlich tröstet. „Sei ruhig; Dein Vater wird befreit.“ Noch andere Bedrängte kommen und für Jeden hat der Kaiser ein warmes Wort des Trostes.

Dann kommt Ottokar, in glänzender Rüstung, stolz die Krone auf dem Haupte, als trete mindestens ein Gleicher vor den Gleichen.

„Wo habt Ihr Euren Kaiser, edle Herrn?
Ihr da, Herr Merenberg. Trifft man Euch hier?“

Und in dem Uebermaße seines herrschsüchtigen Hochmuthes setzt er auch noch jetzt, unmittelbar vor einer ersten schweren Demüthigung, hinzu:

„Ich denk' Euch schon noch anderswo zu treffen.“

Dann den Kaiser anblickend:

„Gott grüß' Euch, Habsburg!“

Rudolf erhebt sich. Die um ihn stehen, entblößen ihre Häupter. Er aber zu den Umstehenden:

„Warum steht Ihr entblößten Hauptes da?
Kommt Ottokar zu Habsburg, Mensch zum Menschen,
So mag auch Hinz und Kunz sein Haupt bedecken;
Doch kommt der Lehensmann zum Lehensherrn,
Der Böhmen pflicht'ger Fürst zu Deutschlands Kaiser,
Dann weh' dem, der die Ehrfurcht mir verletzt.
Wie geht's Euch, Ottokar? Was führt Euch her?“

Die verdutzte Antwort des Königs lautet:

„Zur — Unterredung hat man mich geladen.“

Rudolf:

„Ja so, Ihr kommt zu reden in Geschäften?
Ich dacht', es wär' ein freundlicher Besuch;
Zur Sache denn!“

Ottokar's Belehnung durch Rudolf von Habsburg.
(Act III, letzte Scene.)

Noch pocht Ottokar auf seine Stärke. Aber hier, beim Kaiser, erfährt er, daß diesem schon die Schlüssel von Wien überreicht wurden und den Feldhauptmann Milota, auf dessen kräftigem Angriff Ottokar's Hoffnung beruht, sieht der Böhmenkönig als Gefangenen Rudolf's. Die Standesherren von Oesterreich und Steiermark zeigen sich ihm gleichfalls auf der Seite des Kaisers. Da erkennt er mit einem Male seine Ohnmacht und es beugt sich sein Stolz. Er erklärt sich bereit, Böhmen und Mähren vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, auch Oesterreich und Steiermark an's Reich zurückzugeben.

Rudolf:

„So kommt in's Zelt! Es werden
Des Reiches Lehen knieend nur genommen."

Also auch das noch! Der Hochmüthigste aller Könige soll knieen vor dem jüngst noch verachteten Grafen von Habsburg!

„Ich knieen?" braust Ottokar auf. Aber sein Hochmuth kam ja schon vor seinen Fall. Ottokar geht also in's Zelt und kniet hinter geschlossenem Vorhang. Zawisch aber, der in diesem Augenblicke eintritt, sieht jetzt den richtigen Moment für seine Action gekommen und ruft, indem er die Zeltschnur mit dem Säbel durchhaut:

„Hoho! Das müssen Alle seh'n ...
Der König kniet!!"

Im vierten Aufzuge sehen wir den so tief gedemüthigten König Ottokar *vor* dem Schlosse zu Prag. Er kommt, in einen dunklen Mantel gehüllt, ein schwarzes Barett mit schwarzer Feder tief in die Augen gedrückt. Das Schloß seiner Väter zu betreten, scheint ihm Entweihung.

Der Bürgermeister von Prag und ein Bürger kommen. Sie wissen schon, was Ottokar knieend gelobt hat, und meinen, seinen Hochmuth habe gerechte Strafe erreicht. Sie erkennen den König und ziehen sich erschreckt zurück.

Dann kommt Beneſch Roſenberg, ſeine Tochter führend. Der Glanz und die Milde des Frühlings ſollen die Kranke tröſten. Der Bürgermeiſter winkt ihnen: „Dort ſitzt der König!“

Beneſch:

„Ei, Bertha!
Der Dir ſo weh' gethan, Du armes Kind!“

Auch die Königin und Zawiſch kommen. Auf die unglückliche Bertha deutend, fragt ſie: „Wer ließ den Aberwitz da vor die Thür?“

Alle entfernen ſich bis auf die Königin, Zawiſch und den König. Und zu Letzterem gewendet, beginnt die Königin:

„Wir ſind allein! Allein mit unſ'rer Schande!
Wollt Ihr Euch nicht erheben, großer König
Und große Worte geben, wie Ihr pflagt? ...
Ein unbezwung'ner Führer der Kumanen
Wiegt dieſen dienſtbar'n Böhmenkönig auf!“

So und noch bitterer redet die Ungetreue. Da er aufſpringt, verlangt ſie den Arm ihres Begleiters, um fortgebracht zu werden. Sie will nach Ungarn heim, wo man eines Königs Ehre beſſer wahre als hier.

Zawiſch bringt Kunigunden nach dieſem grauſamen Auftritte in's Schloß. Er kehrt aus demſelben zurück und der König verlangt das Schwert des Zawiſch, um dieſen als Verräther zu tödten. Er holt ſchon zum Stoße aus, Zawiſch erhält aber ſein Schwert zurück und verſchwindet.

Herolde erſcheinen und fordern die Freigebung der von Ottokar verhafteten Geißeln. Sie alle will Ottokar freigeben, nur nicht den alten Merenberg, der nicht Geißel, ſondern Verräther ſei. Der Herold verlangt auch Merenberg's Freigebung und insbeſondere dieſe kraft ſeines kaiſerlichen Briefs. „Verdammt ſei dieſer Brief!“ ruft Ottokar und bemächtigt ſich desſelben. Im Begriffe, ihn zu zerreißen, läßt er erſt

ſeine Gattin rufen und fragt: „Soll ich? Aber bedenke: Dein Ja bedeutet Krieg! Und leicht kann es geſchehen, daß man mich Dir auf der Bahre bringt.“ Die Königin will ihn lieber todt ſehen als leben in Schande. Er zerreißt darum den Brief und ſein Weib jubelt: „Nun erſt willkomm' ich Euch.“ Er aber ruft: Berühre mich nicht. Ich ſehe Blut an Deinen weißen Fingern. Dem Weibe jedoch geziemt die Milde. Geh' fort! Fort, ſag' ich, fort! Aber ſchon jagt ein Gedanke den andern. Ottokar will außerhalb des Schloſſes, auf der Bank, ruhen und ſchlafen und ſein Weib ſoll kommen, um mit ihm zu ſprechen, bis er den Schlummer findet. Die Königin aber kommt nicht. Merenberg wird inzwiſchen hinab in die Tiefe des Thurmes geſtoßen.

Der fünfte Act führt uns ſchon wieder mitten in den Krieg. Milota und Füllenſtein klagen über Ottokar's ewiges Zaudern und Bedenken. Alles geht rückwärts und die Kaiſerlichen gewinnen an Boden. „Wärſt Du noch, der Du warſt, ſo hätteſt Du bei Marchegg losgeſchlagen“, ſagt Füllenſtein zum Könige. Bei Marchegg habe der Kaiſer nur tauſend Streiter gehabt, jetzt ſei er dreißigtauſend ſtark. „Ich hab' ihn hergelockt in dieſe Berge“, entgegnet Ottokar, „mit verſtellter Flucht; ich hab' ihn, wie die Maus, im Loch. Aber weiß man nichts von der Königin, und iſt es wahr, daß Zawiſch bei ihr iſt? Ich denke, ſie zu ſeiner Zeit zu treffen.“ Ein Bote meldet Feuer im Rücken des Heeres. Jemand ſoll den nahen Thurm beſteigen, um Umſchau zu halten. Es wird aber der Eintritt verweigert, weil die Königin darin ſei. Ottokar dringt hinein, trifft aber nicht Kunigunden, wie er gemeint hatte, ſondern Margarethen, die dort todt in einem Sarge liegt. Inzwiſchen ſind die Heere ſchon aneinander gerathen. In freier Gegend an der March ſieht man den Kaiſer Befehle ertheilen. Königin Kunigunde kommt mit Zawiſch und bittet um Schutz. Ein echtes Weib, meint Rudolf,

ſtirbt lieber von des Gatten Hand, als daß es Schutz bei denen ſucht, die ihn tödten. Zu Zawiſch aber ſpricht er: Dankt Gott, daß Ihr nicht mein Unterthan ſeid; ich würde Euch ſonſt das Capitel von der Pflicht erklären. Seinen eigenen Rittern aber verbietet er, außer im Falle der Nothwehr, den König zu tödten.

Füllenſtein gelangt in dieſem Augenblicke bis in des Kaiſers Nähe, den er zu erſchlagen gelobt hat. Mehrere Ritter wollen ſich ſchützend vor den Kaiſer werfen. Ei, laßt ihn nur, ſagt Rudolf; ich möchte das Fechten nicht ſo ganz verlernen. Auf einem anderen Theil des Schlachtfeldes wettert Ottokar gegen Milota: „Ich glaub', Ihr ſeid ein Schurke; Eure Mährer greifen nicht an.“ Unter einem Baume harrt er eines Pferdes, nachdem das ſeinige unter ihm gefallen iſt. An einem dünnen Aſte ſich haltend, ſeufzt er jetzt endlich in zu ſpäter Selbſterkenntniß: „Ich hab' nicht gut in dieſer Welt gehauſt: Du großer Gott! Ich war wie Sturm und Ungewitter!“ Dann kniet er nieder, um zerknirſcht zu beten: „Geh' als ein Gott der Gnade zu Gericht!“ Da erſcheint Seyfried Merenberg: „Wo haſt Du meinen Vater?“ Da er ſich mit dem Schwerte auf den König ſtürzt, mahnt Emerberg an das Verbot des Kaiſers. „So tödt' ich ihn, wie ein Baſilisk mit den Augen“, ruft Seyfried; „ſieh' her, König, und höre den Merenberg!“ Ottokar: „Schließ' Deinen Helm, dann ſei des Kampfs gewährt.“

Seyfried:

„Nicht alſo! Nein! Ficht, König, mit dem Todten!“

Ein Knecht des Königs kommt und ſchreit: „Hierher, Milota! Hilfe!“ Milota naht ſchon. „He, Milota“, ruft Ottokar, „hilf Deinem König!“

Milota: „Mein Bruder Beneſch ſtarb als Sinnberaubter und läßt Euch grüßen. Gebt Raum, Ihr Herren! Wo iſt der Weg nach Mähren?“

Ottokar wird nun von Seyfried aufgefordert, sich zu ergeben; aber mit dem Rufe: „Hier Böhmen!“ haut er auf Seyfried ein. „Hier Oesterreich! Hier Merenberg und Gott!“ ruft Seyfried, und Ottokar fällt. Er wird zu Füßen des Sargs niedergelegt, in dem die von ihm Verstoßene ruht. Hier erscheinen jetzt auch wieder Kunigunde und Bertha. Kunigunde sinkt mit jähem Schrei in die Kniee. Rudolf aber bedeckt den Todten mit seinem Kaisermantel und Bertha pocht am Sarge der todten Königin: „Wach' auf, Marg'rethe! Sieh', Dein Mann ist da!“ Dann aber betet sie: „Und vergib uns, als auch wir vergeben, und führ' uns nicht in Versuchung!“ Mit Trompetenstößen und Jubelgeschrei: „Hoch Oesterreich! Habsburg für immer!“ findet das Ganze sein Ende.

Am 19. Februar 1825 wurde „Ottokar's Glück und Ende“ zum ersten Male aufgeführt. Grillparzer hatte dafür gesorgt, daß an demselben Tage auch schon das gedruckte Stück zu haben war. Die Massen wogten in's Theater wie nie, und vom Buche wurden 600 Exemplare an einem Tage verkauft — Alles das, weil es sich um Etwas handelte, was die Censur zwei Jahre lang zurückgehalten hatte; um ein Stück, von dem es hieß, man habe es verbieten wollen. Im Theater wurde geklatscht, gestampft, gejubelt und doch — der Erfolg hielt nicht an. Hatte man etwas erwartet, was das Verbot gerechtfertigt hätte? War man enttäuscht, als man vielmehr etwas so durch und durch Loyales hörte und sah? Am wenigsten waren die Czechen zufrieden, die sich durch das Stück gekränkt fühlten.

In den Ländern des deutschen Bundes außerhalb Oesterreichs gab's keine Czechen; man dachte dort aber doch nicht daran, die Aufführung zu versuchen. Man holt dort auch heute nicht nach, was man zu Lebzeiten Grillparzer's versäumte. Ja ich fürchte: Am 15. Januar 1891 werden hundert

volle Jahre seit Grillparzer's Geburt vollendet sein, und die deutschen Theater werden sich auch da nicht rühren, um dem deutschen Volke „König Ottokar's Glück und Ende" zu zeigen.

Hier in Oesterreich hat man bald nach der ersten Aufführung geglaubt, durch Verbannung „Ottokar's" von der Hofbühne auf die Empfindsamkeit der Czechen Rücksicht nehmen zu müssen. Man sorgte dafür, daß die Aufführungen allmälig seltener wurden und daß diese Dichtung, in welcher Rudolf von Habsburg so weihevoll verherrlicht wird, wie in keiner zweiten, von 1839 bis 1856 vom Repertoire ganz verschwand.

Von der Kritik wurde die tiefe politische Bedeutung dieses historischen Dramas und die meisterhafte Charakterisirung der handelnden Personen unbedingt anerkannt. Ebenso die planmäßige Ausarbeitung, an der man höchstens aussetzen könnte, daß der Ottokar der letzten vier Acte gegen den Feuerbrand, als welcher er uns im ersten vorgeführt wird, durch relative Ruhe abzustechen scheint, und daß die Raschheit der Handlung durch die Abspinnung der Rosenberg'schen Intrigue unangenehm verzögert wird. Indessen haben sich darstellende Künstler gefunden, welche die sich daraus ergebende Schwierigkeit durch Lebendigkeit des Spieles zu überwinden verstehen und auch den nicht mehr so ganz und gar feuerbrandigen Ottokar wirksamst zur Geltung bringen.

Laube zählt „Ottokar's Glück und Ende" zu den „vollsten historischen Tragödien" in der gesammten dramatischen Literatur der Deutschen. Gerne möchte ich darum auch die Czechen mit dieser Tragödie versöhnt wissen. Grillparzer brauchte einen Helden, der an seiner eigenen tragischen Schuld zu Grunde gehen sollte, und diese tragische Schuld konnte für ihn nur maßlose Herrschsucht, tyrannische Willkür sein. In diesen sehr stark, wenn man will, stärker als es nöthig war, aber — und das ist das Schöne daran — mit Naturwahrheit gezeichneten Eigenschaften ist sein Ottokar allerdings, menschlich

betrachtet, sehr unliebenswürdig, ja geradezu abstoßend geworden. Es ist das ein Makel für ihn, nicht für den Nationalcharakter der Czechen, der dabei intact bleibt, auch wenn nicht Wenige aus der Umgebung Ottokar's in dem vorliegenden Trauerspiele durch das Verletzende, Widerliche und Brutale seines Wesens abgestoßen und zur Untreue verleitet werden. Eher als durch den in ihrem Könige personificirten und durch den Aufbau des Dramas bedingten Charakter könnten sich die Czechen schon durch die ihrem nationalen Gegner Rudolf's in den Mund gelegten Worte gekränkt fühlen, daß

„Der Böhme feig und niedrig kriecht
Und seinen Werth und all' sein Sein besudelt."

Aber auch diese Worte Ottokar's sind nicht Anschauung und Ueberzeugung des Dichters, sondern dem Könige nur als eine Aeußerung des Unmuthes entschlüpft, die den König, nicht das böhmische Volk zeichnen soll, und es wäre schlimm, wenn der Dichter als *seine* Meinung büßen müßte, was er den von ihm Geschilderten nur aussprechen läßt, weil diese bestimmte Aeußerung in die vom Dichter geplante Entwicklung gehört. Soll sie aber dennoch verletzend sein, so wird sie durch Anderes ausgeglichen und aufgewogen. Auch den schönen, ihn und sein Volk ehrenden Worten des Königs im vierten Acte:

„Kein Böhme hat noch seinen Herrn verrathen,"

muß dann mindestens das gleiche Gewicht beigelegt werden, und um ihrer geflissentlichen Wiederholung willen, sogar das Doppelte.

Wollen die Czechen anklagen, so können sie nur die Geschichte anklagen, die nicht dem Könige von Böhmen, sondern dem Rudolf von Habsburg den Lorbeer reichte. Und da das doch auch nur Thorheit wäre, so sage ich: Fort mit dieser Empfindelei, die sich verletzt fühlt, wo eine Verletzung nicht beabsichtigt ist und nicht beabsichtigt sein kann. Denkt vernünftigerweise auch an Libussa und Primislaus!

Doch ehe ich von „Ottokar“ Abschied nehme, noch ein Wort über die Censur, die ihn zwei Jahre lang in ihrem Keller vergrub. Man fragt sich unwillkürlich: Wie war das möglich? und die Antwort ist eine sehr einfache. Aus Wohlwollen für die Schriftstellerei hatte man gerade damals, als es sich um den „Ottokar“ handelte, zur Abwechslung auch ein paar bornirte Menschen zu Censoren gemacht, weil man der irrigen Meinung war, es könnten gerade diese den Autor am wenigsten schädigen. Einem solchen Genie war auch „König Ottokar's Glück und Ende“ auf den Schreibtisch gerathen, und eben weil dieser Censor in dem Stücke, obgleich es politische Handlungen schilderte, nichts Verfängliches fand, meinte er, es könne vielleicht doch etwas dahinterstecken. Nur diese Dummheit war's, die den „Ottokar“ einsperrte.

Der Dichter auf Reisen.

Wie nach seiner Trilogie, so war der Dichter auch gar bald nach der Aufführung „Ottokar's“ wieder einmal in recht gedrückter Stimmung, und auch jetzt glaubte er, mit seinem Schaffen am Ende zu sein, obschon er sich schon wieder mit neuen Stoffen getragen hatte. Eine Herzensangelegenheit kam hinzu, die ihn vollends aus dem Geleise brachte. Ich lasse dieselbe hier vorerst in ganz demselben Dunkel, in das sie Grillparzer in seiner Biographie gehüllt hat, und mache nur nebenbei die Bemerkung, daß Grillparzer, der früher, wenn er eine schöne Schauspielerin auf der Bühne sah, leicht Feuer fing, von den Künstlerinnen und sich selber sagt, in der Nähe betrachtet, seien sie ihm von der Zeit an, in welcher er öfter mit ihnen zu verkehren gehabt habe, weit weniger verlockend und den Idealen, die er sich gebildet hatte, sehr unähnlich gewesen. Die Künstlerinnen mögen übrigens über ihn, den

Hypochonder, kaum anders geurtheilt haben. Es war so am besten für ihn und sie. Von der bekannten Einen aber, die auch ein wenig Künstlerin war und dem Hypochonder für immer ihr Herz schenkte, spreche ich erst später.

Um sich von seiner Gedrücktheit zu befreien, beschloß er, eine Reise in die deutsche Nachbarschaft zu machen. Prag lud ihn unterwegs zur Besichtigung seiner so mannigfachen Herrlichkeiten ein, und Stoffe der böhmischen Geschichte, die der Dichter für neue Arbeiten vorbereitet hatte — ich habe die Namen Libussa und Primislaus schon genannt — begleiteten ihn dabei. In Gießhübel hörte er zum ersten Male einen vornehmen Herrn im sächsischen Dialecte reden und entsetzte sich. In Dresden widmete er sich acht Tage der Bildergalerie und langweilte sich bei Tieck's vielberühmten Shakespeare-Vorlesungen. In Berlin verkehrte er mit der Sonntag, die gerade von Paris kam und deshalb schon damals — wie später Andere — ausgepfiffen wurde, sich um den Lärm nicht kümmerte und so die Pfeifenden zum Schweigen brachte, um von Neuem der Liebling des Berliner Publicums zu werden. In seinem Gasthause, dem „König von Portugal", besuchte ihn ein Officier in voller Uniform. Es war das de la Motte-Fouqué, der Verfasser des deutschen Märchens „Undine", und Grillparzer freute sich, ihn so natürlich, so lieb und gut zu finden. Fouqué führte ihn in die Mittwochs-Gesellschaft, wo Grillparzer Varnhagen und Chamisso kennen lernte. Letzterer gefiel ihm ganz gut und nur seine langen Haare ärgerten ihn. Varnhagen begleitete ihn beim Weggehen aus dem Gesellschaftslocale und stellte den Ermüdeten noch an demselben Abende seiner Frau, der Rahel, vor. Unserm Grillparzer kam die damals Vierundfünfzigjährige wie eine alte Hexe vor, aber als sie sprach, war er entzückt. Sie sprach bis Mitternacht, und Grillparzer kam sich wie bezaubert vor. Dann hörte Hegel von seiner Anwesenheit (er schien sich für

das „goldene Vließ“ zu intereſſiren) und ließ Grillparzern um einen Beſuch bitten. Grillparzer, deſſen Philoſoph Kant war und der ſich um Hegel's Syſtem, obſchon es ſchon anfing, die Welt zu erobern, noch gar nicht bekümmert hatte, folgte ungern, fand den Philoſophen dann aber in der Unterhaltung angenehm und conciliant, nachher aber ſein Syſtem, als er es ſtudirte, deſto abſtruſer und abſchreckender. Auch einen Theeabend brachte er bei Hegel zu, fand auch hier die Sonntag, und es wurde dabei auch jetzt nicht philoſophirt, ſondern muſicirt und geſungen. Der „Vater des Unſinns“, wie Hegel — freilich erſt viel ſpäter — genannt wurde, konnte alſo doch auch ein gemüthlicher Menſch ſein.

In einer anderen Geſellſchaft lernte Grillparzer den Schauſpieler Ludwig Devrient kennen, den, wie noch heute gerühmt wird, kein Zweiter an genialer Geſtaltungskraft erreichte. Unſerm Reiſenden kam er, als er ſich ihm vorſtellen ließ, wie ſtumpfſinnig vor, und erſt als er ein paar Glas Wein getrunken, zeigte Devrient Geiſt und Leben.

Ehe Grillparzer Berlin verließ, machte er einen Abſchiedsbeſuch bei der Sängerin Seidler, die damals von einem ſächſiſchen Grafen mit koſtbaren Geſchenken förmlich zugedeckt wurde, und der Graf bot ſich ihm für die Fahrt nach Leipzig zum Geſellſchafter an. Auf halbe Koſten, dachte Grillparzer, und rechnete aus, daß er unter dieſen Umſtänden ſeinen Creditbrief vorerſt noch in der Taſche behalten könne. Grillparzer zahlte während der erſten Hälfte der Fahrt, und nun zeigte ſich's, daß ſein gräflicher Reiſegefährte ein Lump ohne Geld war. Mit Noth fand der Graf einen Poſtmeiſter, der Pferde auf Borg hergab und einen Andern, der ein paar Thaler vorſtreckte.

Das nächſte Ziel waren Weimar und Goethe. Grillparzer war auf ſeine Anfrage hin zu Letzterem für den Abend zum Thee eingeladen worden und fand große Geſellſchaft.

Eine Thüre geht auf und — schwarzgekleidet, g'rad und steif, den Ordensstern auf der Brust, „wie ein audienzgebender Monarch", erscheint Goethe. Grillparzer war froh, als er mit der übrigen Gesellschaft wieder entlassen wurde. „Wenn er mir Grobheiten gesagt und mich zur Thüre hinausgeworfen hätte," schreibt er, „wäre es mir fast lieber gewesen." Am folgenden Tage Besichtigung des Dachstübchens, in dem einst Schiller gearbeitet hatte, und eine gemüthliche Unterhaltung mit Capellmeister Hummel, der glücklich war, mit einem Wiener wieder einmal echt wienerisch plauschen zu können. Dann eine Einladung Goethe's zum Mittagsmahl. Die bange Stunde kommt. Aber diesmal ist Goethe ganz so liebenswürdig und freundlich, wie bei der ersten Begegnung steif und kalt. Bei Tisch war der alte Herr ganz ungemein gesprächig und heiter. Am folgenden Tage mußte Grillparzer wieder kommen und sich bei Goethe zeichnen lassen. Er fand ihn im Garten, ein wenig gebückt und gedrückt, so daß er die Ueberzeugung gewann, die Steifheit sei nur eine Gewalt, die Goethe sich selbst anthue, um über des Lebens Hinfälligkeit noch ein wenig Herr zu sein — Herr zu scheinen.

Am Abend sollte Grillparzer wieder kommen, aber da war er wieder einmal ganz er selbst: der Schrullenhaft-Eigensinnige. Einen ganzen Abend bei Goethe und, wie ihm gesagt worden war, allein mit diesem — das war ihm diesmal, obgleich er sonst lieber mit nur Einem als mit Vielen verkehrte, unbequem, und er blieb weg.

Dem Großherzoge wurde Grillparzer gleichfalls vorgestellt. Des Großherzogs Umgebung sprach von unseres Dichters Gewinnung für das Weimarer Theater. Es war das aber nur ein Wunsch, der nicht auch der Wunsch Grillparzer's war. Endlich Abschiedsbesuch bei Goethe, der diesmal freundlich, aber abgekühlt war; dann noch zu Ehren des Scheidenden ein Abschiedsschmaus im Schützenhause.

Mühselig ging die Fahrt über München heim nach Wien. Und nun sollte alle Hypochondrie verabschiedet werden, ein neues Schaffen beginnen und das nächste Werk „dem Altmeister Goethe" gewidmet werden. Auf's Tapet aber kam „Der treue Diener seines Herrn", um ganz gewiß nicht wieder auf Bedenken der Censur zu stoßen. Schweres Leid brachte dem Dichter dies neue Werk aber doch, und höchst Verdrießliches ging diesem Leid voraus. Ueber diese Dinge muß ich wohl zunächst berichten.

Die „Ludlams-Höhle".

In der Autobiographie Grillparzer's finde ich gleich nach der Stelle, an welcher er von der ersten Aufführung seines Trauerspiels „Ein treuer Diener seines Herrn" und einem qualvollen Vorkommnisse spricht, das jener Aufführung unmittelbar folgte, und nachdem er auch noch eines peinlichen Polizeihandels gedacht hat, in den er persönlich verflochten wurde, die folgende kurze Bemerkung: „Jetzt erst erinnere ich mich, daß der Ekel über die bei dieser Gelegenheit" — jenem Polizeihandel nämlich — „erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reise war, die ich unmittelbar darauf nach Deutschland machte."

Diese Angabe kann eine irrige sein und ist es vielleicht. Jener Polizeihandel würde dann wohl erst der Zeit *nach* Aufführung des „treuen Dieners seines Herrn" (1828) angehören. Ist aber Grillparzer's eigene Angabe richtig; ist ihm in dieser Beziehung sein Gedächtniß treu geblieben; so muß jener Polizeihandel — was übrigens sachlich sehr gleichgiltig ist — wenigstens in seinem ersten und unmittelbaren Verlauf, schon in die Zeit *vor* der Reise fallen. Ich erzähle ihn deshalb gleich hier, und zwar mit allen seinen Folgen und

einschließlich der mancherlei weiteren Mißhelligkeiten, welche sich anreihten, auch wenn diese einer späteren Zeit angehören als die ersten der demnächst zu besprechenden Dramen.

In Wien bestand seit Jahren eine Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern, die sich nach ihrem Versammlungsorte die „Ludlams-Höhle" nannte. Die besseren Maler und Musiker Wiens waren Mitglieder. Lustiger Spaß, unschuldiger Spott, heitere Parodien, deren Gegenstand zumeist die in den Theatern neu aufgeführten Stücke waren, Vorlesungen, Musik und Gesang waren das Programm dieser Leute. Die Parodien waren in der Regel momentane Improvisationen, heit're Kinder des Augenblicks. Der Spaß war die Hauptsache, aber — ein streng anständiger. Um die Schranken des Anstandes unübersteiglich zu machen, hatte man auch Statuten entworfen. Die Gesellschaft, von der hier die Rede ist, war nämlich aus einer anderen durch Abbröcklung der besseren Elemente entstanden, welche sich bei den oft nicht anständigen Scherzen der alten Gesellschaft unwohl gefühlt hatten, und die Statuten hatten gerade den Zweck, unanständige Elemente fernzuhalten. Polizeiliche Anzeige war aber nicht für nöthig gehalten worden. Auch war die Gesellschaft nichts weniger als etwas Heimliches. Sie trieb ihr Wesen ziemlich laut, und wenn sie Ueberschüsse hatte, machte sie auch nicht selten Spenden zu wohlthätigen Zwecken, ohne daß eine Behörde sich geweigert hätte, ein solches Opfer anzunehmen. Auch der Dichter Josef Christian von Zedlitz, der bekannte Verfasser der Ballade: Die nächtliche Heerschau, ein Altersgenosse Grillparzer's, damals aber noch nicht in das österreichische Ministerium des Aeußern berufen, war Mitglied und drang in unsern Freund, seinem Beispiele zu folgen. Grillparzer ging in die „Ludlams-Höhle", um sich die Sache anzusehen, wurde sofort durch Acclamation zum Mitgliede ernannt und blieb es auch, etwa sechs oder acht Wochen

lang, jedenfalls bis zu der unerquicklichen Katastrophe, die der Gesellschaft ein Ende machte.

Ein höherer Polizeibeamter, der später, nachdem er sich einer Unterschlagung schuldig gemacht hatte, wie Grillparzer selbst erzählt, durch Selbstmord endete, glaubte sich nämlich ein scheinbares oder wirkliches Verdienst um das Reich erwerben zu können, indem er auf den Gedanken verfiel, die Gesellschaft als eine geheime zu behandeln und als staatsgefährlich aufzuheben. Das Gesellschaftslocal wurde Nachts überfallen, die Thüren, die verschlossen waren, wurden gesprengt, alle Schriften und Musikalien als corpora delicti weggeschleppt. Das Verdächtigste, das man gefunden hatte, war ein Papierstreifen, auf welchem die Verlegung des Vorleseabends den Mitgliedern mit den mysteriösen Worten zur Kenntniß gebracht worden war: „Diesmal ist der Samstag am Sonntag." Am anderen Morgen wurden bei verschiedenen Schriftstellern, die Mitglieder waren, auch noch Hausdurchsuchungen vorgenommen. Schriften versiegelt und Protokolle aufgenommen. Unter den so Heimgesuchten befand sich auch Grillparzer.

Die Polizei merkte sofort, daß sie, wie Grillparzer sagt, „eine Dummheit begangen habe", wollte das aber nicht eingestehen und trieb die Sache bis zur Verurtheilung der Betheiligten „wegen schweren Polizeivergehens". Die politische Oberbehörde aber betrachtete den ganzen Handel als eine Lächerlichkeit und cassirte das Urtheil. Aergerlich für die Betheiligten blieb dieser Vorfall aber doch.

Ganz besonders blieb oder wurde sie das für Grillparzer. Stadion*) war nicht mehr Finanzminister, der jetzige aber war so thöricht oder übelwollend, Grillparzern von da

*) Er starb im December 1824, also ungefähr drei Jahre nach der ersten Aufführung des „goldenen Vließes".

an als etwas anrüchig oder gar als verdächtig zu betrachten, und sofort wurde unser Freund ein schwarzes Thier auch für Andere. Als eine Sendung von Staatspapieren nach Brüssel zu begleiten war und sich Grillparzer zur Uebernahme der Sendung erbot, wurde er von seinem Kanzleidirector zurückgewiesen und mit der Begleitung ein Anderer betraut. Noch mehr; man that ihm jetzt auch noch ein schweres Unrecht an, das ihn materiell schädigte und in Betreff dessen ich ihm vollkommen Recht gebe, wenn er es als Kränkung empfand und sich bitter darüber beklagt hat.

Als nämlich Grillparzer durch Stadion's Gunst Ministerialconcipist im Finanzministerium geworden war, bezog er nicht blos den dem neuen Amte entsprechenden Gehalt, sondern auch noch eine mit dieser Stelle verbundene Personalzulage von einigen hundert Gulden jährlich. Diese Zulage war ihm um so willkommener gewesen, als sie ihn in den Stand setzte, nun auf den mit seiner Stelle als Theaterdichter verbundenen Gehalt zu verzichten und doch die Familie seines Bruders zu unterstützen, der durch eigene Schuld in schweres Unglück gerathen war. Ich vermuthe, daß hier die Familie desjenigen Bruders unseres Dichters gemeint ist, der Beamter in Salzburg war, sich dort eines unbedeutenden, dienstlichen Vergehens schuldig machte, nach Wien reiste, um sich da zu verantworten, sich hier aber in Folge einer geistigen Störung eines Mordes beschuldigte und daraufhin durch mehrere Monate in Haft gehalten wurde, bis sich endlich seine Schuldlosigkeit ergab.

Die Zulage also, die Grillparzer bezogen hatte, wurde ihm jetzt mit einem Male eingestellt, während sie allen anderen vom Grafen Stadion übernommenen Ministerialbeamten belassen wurde. Grillparzer kam dadurch geradezu in finanzielles Gedränge, er, der schon für die Ewigkeit, insofern von einer Ewigkeit auf Erden gesprochen werden kann, geschaffen hatte.

Diese Kränkung bestimmte ihn, sich um die damals frei werdende Stelle eines Archivdirectors der Finanzhofstelle zu bewerben, obgleich er damit auf jede weitere Carrière im Staatsdienste verzichtete und der Gehalt des Directors nur ungefähr so hoch war, wie seine bisherigen Bezüge mit Einrechnung der ihm entzogenen Zulage.

Aber noch hegte man Mißstimmung, wenn nicht gar Verdacht gegen Grillparzer, obschon er inzwischen seinen Patriotismus glänzend bethätigt hatte. In dieser Beziehung erinnere ich an Folgendes:

Kaiser Franz war — es mag im Jahre 1830 gewesen sein — schwer erkrankt und alle Völker Oesterreichs fürchteten bang, er werde sterben. Auch Grillparzer war von dieser Furcht ergriffen und weinte sein Leid aus an der Brust seiner Trösterin, der Muse. So entstand ein Gedicht, dem er die Ueberschrift „Vision" gab.

Es beginnt schön und groß. Betrachten wir uns die beiden Anfangsstrophen:

Um Mitternacht in Habsburg alten Mauern
Geht ein Verhüllter, räthselhaft zu seh'n.
Man sieht ihn schreiten, weilen nun und lauern —
Dann heben seinen Fuß und weiter geh'n.
Vom Haupte zu den trägen Ferse[n] nieder,
Umhüllend rings, fließt mächtiges Gewand,
Die Falten scharf: so zeichnen sich nicht Glieder,
Wo Leben noch die straffen Formen spannt.

Was hält er? Ist's ein Stab? Es blinkt wie Waffen! —
Des Schnitters Waffe haltend, zieht er ein
Und wo des Mantels Säum' im Gehen klaffen,
Blickt kahl entgegen fleischentblößt Gebein. —
Ich kenne Dich, Du Würger der Lebend'gen!
Was suchst im Heiligthume, Scheusal, Du?
Hier darf das Alter nur die Tage end'gen;
Die Pflicht, zu leben, gibt ein Recht dazu.

Auch die folgenden Strophen blieben auf dieser Höhe: Im Innern der Burg steht der Tod. Eine Pforte öffnet sich und wir sehen den schwer Kranken, die Gattin und die Mutter an seiner Seite — eine Krone zu seinen Füßen.

Die Kinder klagen und unten im Schloßhofe wogt die trauernde Menge des Volkes. Auf allen Lippen schwebt die bange Frage, ob noch Hoffnung sei.

Das Volk betet. Da wendet sich der Tod und geht. Er ward ja nur gesandt, ein einziges Herz zu brechen; „so viele tausend Herzen bricht er nicht".

Wer fühlt nicht den warmen Herzschlag dieses Gedichtes? Ich denke, auch wenn nicht andere Beweise vorlägen, so wäre der Beweis für den Patriotismus Grillparzer's schon durch dieses eine Gedicht vollgiltig erbracht.

Nachher aber (1832) ereignete es sich, daß Kronprinz Ferdinand erkrankte, und als er genas, fühlte unser Dichter wiederum den Drang in sich, auch diese Genesung loyal zu feiern. Diesmal aber flossen die Verse nicht so glücklich, wie damals, als es sich (1830) um den Kaiser Franz handelte. Zwar hat auch das Gedicht auf die Genesung Ferdinand's einzelne Strophen, die ich gern für einfach und schön erkläre, auch wenn sie nicht brillant sind. Ich citire beispielsweise die erste:

Bist Du genesen denn? Sei uns willkommen!
Wir jubeln laut Dir in Begeist'rungsgluth,
Des Schatzes sicher, der uns halb genommen,
Der Zukunft froh; denn Du bist gut.

Oder die dritte:

Denn was der Mensch erringen mag und haben:
Der Güte bleibt der letzte, höchste Preis;
Der Gipfel sie und Inbegriff der Gaben,
Das Einz'ge, was nicht altert selbst im Greis.

Aber es ging doch ein tiefer Gegensatz durch das Ganze. Der nämlich: Du bist zwar gut, aber; und das war ein

Aber, das man anſtandshalber auch ſchon dem gewöhnlichen Sterblichen nicht ſo in's Geſicht ſagt und welches darum einem Kronprinzen gegenüber etwas weit Schlimmeres iſt, als Unhöflichkeit; Schlimmeres auch als bloßer Verſtoß gegen den guten Ton in der Geſellſchaft. Grillparzer hat das ſelbſt ſehr wohl gefühlt. Als das Gedicht fertig war, beſchloß er, es der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Er machte zwar eine Reinſchrift davon, aber nur für ſich.

Als die Reinſchrift fertig auf dem Tiſche lag, trat ein Freund bei ihm ein und Grillparzer wurde gleichzeitig auf ein paar Augenblicke abgerufen. Der Freund blieb, las das Gedicht und war — über den Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten — entzückt. Daß das Gedicht mißverſtanden und aus dem „Aber" die Hauptſache gemacht werden möchte; daß es ſo genommen werden könne, als wolle der Dichter dem um ſeiner Güte willen Gefeierten alle ſonſtigen Eigenſchaften, die ein Regent haben ſoll, abſprechen, hielt der Freund für unmöglich und ſprach in dieſer Stimmung über das Gedicht auch in der Geſellſchaft, in welcher er ſeine Abende zu verbringen pflegte und die auch von unſerem Grillparzer beſucht worden zu ſein ſcheint. Vielleicht waren es ſchon die Stammgäſte des Gaſthauſes zum Schwanen, zwiſchen denen Grillparzer noch in den Vierziger-Jahren Abends ſeinen gequellten Reis verzehrte und ſeinen Pfiff Wein trank. Genug, irgend eine ſolche Geſellſchaft erhielt Kunde von dem Gedicht und forderte den Verfaſſer auf, es auch ihr mitzutheilen. Sie urtheilte dann unglücklicherweiſe ganz ebenſo darüber, wie der Freund, lobte das Gedicht und wünſchte dringend, daß es veröffentlicht werde. Am lebhafteſten that das der anweſende Redacteur einer Wiener Zeitſchrift. Dieſer erbot ſich auch, das Gedicht vertraulich dem ihm befreundeten Cenſor vorzulegen und wollte ſich dasſelbe von dieſem, wenn es Bedenken errege, ſofort zurückgeben laſſen.

Durch alles das ließ sich Grillparzer von seinem Vorsatze, das Gedicht, als zur Veröffentlichung ungeeignet, zurückzulegen, allmälig abbringen und willigte ein.

Der Censor hatte dann wirklich Bedenken, verweigerte nun aber die Zurückgabe des Manuscripts, weil er dieses höheren Orts vorlegen müsse.

Hätte nun die höhere Instanz das Imprimatur ertheilt, so wäre das Gedicht wahrscheinlich gelesen und — vergessen worden. Verloren hätte die Welt nichts daran, denn auch die Form ließ trotz der Bewunderung des Freundes und seiner Gesellschaft Vieles zu wünschen übrig. In dieser Beziehung citire ich statt anderer Stellen nur den Vers:

„Des Einzeln' Vortheil ist erborgter Schimmer."

Schlimmer noch war es, daß z. B. die beiden folgenden Verse:

„Als Gott den Menschen schuf nach seinem Bilde,
Sprach er: Sei gut! Von Weisheit sprach er
Nichts",

in das gefürchtete Mißverständniß völlig hineindrängen mußten.

Das Gedicht war nun aber schon in einem weiteren Kreise bekannt geworden, und als jetzt die Censur den Druck untersagte, wurde es sofort in Tausenden von Abschriften verbreitet. Am eifrigsten geschah das selbstverständlich von Denen, die nur auf die Veröffentlichung gedrungen hatten, weil sie von vorneherein gerade den Sinn hineinlegten, den der Verfasser nicht hineingelegt haben wollte. Die boshafte Klatschsucht hatte ihr gesundenes Fressen. Die Schmutzfinkennatur, die so gerne das eigene Nest besudelt, zeigte sich in ihrer ganzen Widerlichkeit auf Kosten Grillparzer's. Man nahm das Gedicht als bittere Ironie oder, wie er selbst klagt, als beabsichtigte Verspottung. Und nun rührten sich auch die in Gift getauchten Federn neidvoller Gegner, um den Dichter förmlich zu denunciren. Was da machen? Die

Censur war ein unüberwindliches Hemmniß für jede Vertheidigung. Hier aber wäre diese Letztere auch ohne die Censur schwer oder gar unmöglich gewesen. Grillparzer hat zwar im Jahre 1833 den Versuch gemacht, das verhängnißvolle Gedicht durch seinen poetischen Nachruf „Klage" in ein besseres Licht zu stellen, Wirkung aber hat er damit nicht erzielt und bleibt es deshalb auch für immer zu bedauern, daß sich nun an das höchst unbedeutende, poetisch werthlose Product das Mißtrauen gegen Grillparzer noch fester anneftelte, als man es dem Verfasser schon vorher angeheftet hatte. Wie flüchtig übrigens das hier so streng getadelte Gedicht entstanden sein muß, ersieht man beispielsweise auch daraus, daß selbst das Metrum nicht mit nur einigermaßen entsprechender Sorgfalt behandelt ist. Nach den ersten zwei Verszeilen wollte Grillparzer ein Gedicht in fünffüßigen Jamben schreiben. Die Strophen sollten vierzeilig sein mit übergreifendem Reim. An den ungeraden Stellen sollte der Reim ein weiblicher, an den geraden ein männlicher sein. Aber schon in der ersten Strophe hat die vierte Verszeile einen Versfuß zu wenig. Derselbe Fehler kehrt dann in der letzten Verszeile des Ganzen wieder. Doch wozu noch weiter kritisiren? Nur auf den unglücklichen Vers:

„Des Einzeln' Vortheil ist erborgter Schimmer",

muß ich noch einmal zurückkommen. Ich übersehe es nicht, daß die Kritik nicht selten so freundlich ist, über solche Fehler, wie hier einer in der Form „des Einzeln'" vorliegt, hinwegzugehen, das aber immer nur dann, wenn sie einmal dem Autor besonders wohl will. Als z. B., ich weiß nicht, vor wie viel Jahren, ein neues Gedicht von Hermann Lingg veröffentlicht wurde, in dem die folgenden, mir im Gedächtniß haften gebliebenen Verse vorkamen:

„Sie kippten mit dem Beil die Last
Des umgestürzten Mast",

wurde die falsche Genitivform „des Mast“ von keiner Seite getadelt. Macht sich aber jemals ein Oesterreicher einer ähnlichen Flüchtigkeit schuldig — und „des Einzeln'“ statt „des Einzelnen“, oder allenfalls statt „des Einzlen“ ist eine solche! — so machen norddeutsche Recensenten sofort stammeseigenthümliche Ignoranz daraus und der österreichische Dichter wird lächerlich. Hermann Lingg wird seinen falschen Genitiv „Mast“ längst corrigirt haben. Aber auch bei Grillparzer sollte man wenigstens aus allen künftigen Ausgaben Verstöße dieser Art als momentane Sprech- oder Schreibfehler unbedenklich ausmerzen. Etwas Anderes ist es, wenn sich der Dichter über die Grammatik absichtlich und mit gutem Grund hinwegsetzt. Doch nun zurück zu Grillparzer und seinem neuen dichterischen Unglück.

Wie seine Stelle im Finanzministerium, so war auch die Archivdirectorstelle bei deren früherem Inhaber neben dem Gehalte noch mit einer Personalzulage dotirt, auf die Grillparzer bei seiner Bewerbung rechnete. Ohne diese Zulage würde ein Beamter, der, wie Grillparzer, seine Rechtsstudien absolvirt hatte — und nur einem solchen verlieh man sie — die Stelle kaum angenommen haben. Auch unserem Dichter wurde die Zulage zugesagt. Er sollte nur erst durch etwa vier Monate seine Geschäftstüchtigkeit nachweisen, damit man die Bewilligung der Zulage bei Sr. Majestät beantragen könne. Darauf mußte er selbstverständlich eingehen.

Als nun die Zeit kam, in welcher diese Bewilligung erwirkt werden sollte, rumorte gerade recht unangenehm der Lärm, der mit und über dem unglücklichen Gedichte geschlagen wurde. Reflectirte nun Grillparzer trotzdem auf die Zulage, deren er in seiner Lage dringendst bedurfte, so mußte er sich Audienz bei Sr. Majestät erbitten. Da entschloß er sich denn, sich dem Kaiser Franz vorzustellen, und gedachte, wenn Se. Majestät auf das Gedicht zu sprechen kommen sollte, sich in bescheidener Weise zu rechtfertigen.

Schon im Vorsaale merkte er die Folgen des fatalen Rummels. Die Einen zischelten sich — wenigstens kam es ihm so vor — in die Ohren; ein Anderer, der ihm sonst immer freundlich gewesen war, wich ihm aus. Erst als der Letzte konnte er vor den Kaiser treten. Se. Majestät aber war nach Grillparzer's eigenem Zeugniß sehr freundlich. Die Frage, ob er der Schriftsteller Grillparzer sei, mußte er natürlich bejahen und setzte dann die Gründe auseinander, die ihn berechtigten, die Zulage zu erhoffen. Des Gedichtes wurde vom Kaiser nicht gedacht; dasselbe blieb also unerwähnt und als Grillparzer entlassen wurde, glaubte er der Bewilligung der Zulage sicher zu sein.

Sie erfolgte nicht. Es muß eben doch wieder eine Verdächtigung, vielleicht auch nur ein Mißverständniß dazwischen gekommen sein. Das Gesuch blieb unerledigt bei Sr. Majestät liegen. Erst als Kaiser Franz gestorben war, wurde es wieder in Behandlung genommen, unserem Märtyrer seiner eigenen Ungeschicklichkeit aber doch zunächst nur anstatt der Personalzulage eine niedrigere Gehaltszulage bewilligt und erst noch später, als im Jahre 1848 Baron Kübeck Finanzminister geworden war, der so entstandene Verlust gut gemacht.

„Ein treuer Diener seines Herrn."

Wir greifen nun wieder in die Zeit zurück, in welcher Grillparzer aus Deutschland heimkehrte und, wie schon gesagt wurde, ein Drama zu schreiben gedachte, in dessen Widmung Goethe den Dank erblicken sollte, den ihm Grillparzer für den freundlichen Empfang in Weimar schuldig zu sein glaubte. Das Drama wurde nun rasch geschrieben, die Widmung aber unterblieb, denn das Stück, welches jetzt entstand, war ein leibhaftiger Unglücksvogel, der zu einer Goethewidmung jeden-

falls gar nicht geeignet war und auch dem Autor selbst nicht sonderlich gefiel. Uebrigens — was konnte ihn befriedigen, der eigentlich mit allen seinen Arbeiten wenigstens dann unzufrieden war, wenn er sie vollendet hatte. Später, wenn sie ihm selbst wieder gleichsam fremd geworden waren, wurde er objectiver im Urtheile und darum auch anerkennender für seine eigenen Schöpfungen.

Nun aber zum neuen Stücke und sehen wir vor Allem, wie es entstanden ist.

In Ungarn sollte die Kaiserin zur Königin gekrönt werden, und ihr Oberstthofmeister Graf Dietrichstein forderte unseren Dichter im Namen Ihrer Majestät auf, ein Stück zu schreiben, das bei der Krönung in Preßburg aufgeführt werden könne. O, der schönen Zeit, da eine solche Aufforderung noch an einen deutschen Dichter ergehen konnte!

Auch Grillparzer freute sich des ehrenvollen Auftrages und suchte nach einem passenden Stoffe in der Geschichte Ungarns. Eine Begebenheit aus der Zeit König Stefan's, in welcher die Königin Gisela, eine bayerische Prinzessin, eine glänzende Rolle spielte, schien ihm Anfangs passend zu sein, nachher aber verwarf er diese Wahl, einestheils weil er sich daran stieß, daß es sich in jener Begebenheit um einen Aufstand gegen den König handelte und so etwas zum Krönungsfeste doch unmöglich stimmen könne; dann auch, weil in dies Schauspiel zwei Heilige, König Stefan nämlich und sein Sohn Emeran, verflochten werden müßten, was dem Dichter wie eine Profanation vorkam.

Beim neuerlichen Durchforschen der ungarischen Chronisten gerieth nun Grillparzer, wie er selbst erzählt, auf den Palatin Banchanus und hielt an diesem fest, um in ihm einen Helden treuer Pflichterfüllung auf die Bühne zu bringen. Leider war auch dieser Stoff aus mannigfachen Gründen nicht zu demjenigen Zwecke verwendbar, den Graf Dietrichstein

dem Dichter bekanntgegeben hatte. Grillparzer war hier wieder einmal der Ungeschickte und Unpraktische, der es nicht verstand, einen wohlwollenden Wunsch zu erfüllen, welcher aus dem Schoße einer Dynastie kam, für die er in Ehrfurcht und Treue begeistert war. Er, dessen schöpferische Phantasie so reich an Schätzen war — und doch kein Stoff, der geeignet gewesen wäre zum Festspiel der Krönung! Sah das nicht aus, als sei ihm am Wunsche der Kaiserin Nichts gelegen? Als finde er den passenden Stoff absichtlich nicht? Genug! Es mußte ein Namenloser an seiner Statt ein Machwerk schaffen für ein Fest, zu welchem man ein hohes Kunstwerk des Dichters gewünscht hatte. Geschrieben aber wurde „Der treue Diener seines Herrn", an dessen Besprechung ich nur zagend herantrete, dann doch.

Die Handlung spielt also in Ungarn. Dort herrscht König Andreas, ein ernster, strenger und gerechter Herr, ein gerechter aber, den da, wo sie am Platze ist, auch die königliche Milde ziert. In die Handlung selbst freilich greift der König nur wenig ein. Wir sehen ihn nur am Anfange des Stückes und am Ende desselben. Galizien sucht sich nämlich in dieser neuesten Tragödie Grillparzer's beschworener Pflicht zu entziehen, und der König zieht an der Spitze seines Heeres ab, um die Unbotmäßigen mit Waffengewalt zu unterwerfen. In aller Frühe verläßt er sein Land, hat aber noch einmal die Großen seines Reiches vor sich beschieden, um eine Regentschaft einzusetzen und für die Ruhe des eigenen Landes Vorsorge zu treffen. Schon um vier Uhr Morgens steht Bancbanus im Begriffe, dem Rufe des Königs in den Rath zu folgen. Er ist ein alter Herr, schon greisenhaft. Ein sterbender Freund aber hat eine liebe und schöne Tochter, die jugendliche Erny, in seinen Schutz gestellt, indem er sie dem Alten zum Weibe gab. Bancbanus hatte sich geweigert, in diese Ehe einzuwilligen, aber Erny liebte ihn und wurde so die Seine.

Nur einmal, auch nur ganz flüchtig, war ihr ein Anderer schön, edel und liebenswürdig vorgekommen, und in einem schwachen Augenblicke hatte sie eine Locke von jenem Anderen zu sich genommen, erschrack dann aber, verbrannte die Locke und dachte fortan nur noch mit Schauder an den Andern, den sie als einen widerlichen Ausbund von Lüderlichkeit erkannte. Dieser Andere war Herzog Otto, der Bruder der Königin. In dem Grillparzer'schen Drama führt sich dies Scheusal in der Art ein, daß es an dem frühen Morgen in dem Augenblicke, in welchem sich Bancbanus zum Gange auf das Königsschloß rüstet, nach durchschwärmter Nacht mit seinen Gesellen vor dem Schlosse des Bancbanus lärmt und tobt und Spottlieder singt.

„Alter Mann
Der jungen Frau,
Ist er klug,
Nimmt's nicht genau,"

und

„Schön' Erny, lieb und gut,
Verschläfst Dein junges Blut,
Vermählest ohne Scheu
Dem Winter Deinen Mai."

Diese Lieder charakterisiren den Herzog, aber noch lange nicht ganz. Sie zeigen uns höchstens die Grundlage seiner gemeinen Natur.

Bancbanus hört den wüsten Lärm. Man sagt ihm auch, daß sich der Prinz unter den Scandalmachern befinde, aber in seiner Loyalität will er das nicht hören und bleibt ruhig, während Erny tief aus dem Herzen heraus den Seufzer ausstößt: „Scham und Schmach!"

Bancbanus tröstet sie mit der Frage: „Schmach? Für wen? Es gibt nur eine Schmach, die heißt: Unrecht thun."

Beiläufig bemerkt: Das Stück, von dem wir sprechen, ist ein fünfactiges Trauerspiel und in fünffüßigen Jamben

geschrieben, was ich ausdrücklich hervorheben muß, weil meine sehr gekürzten Citate auch hier wieder nicht selten wie Prosa klingen werden.

Alles Toben des Prinzen ist unvermögend, den Banc-banus auch nur um eines Haares Breite aus der Fassung zu bringen und, gerade das ärgert den Prinzen und stachelt Letzteren zu immer ärgerer Tollheit auf.

Nachdem Bancbanus seine Wohnung verlassen hat, ruft der Prinz einem seiner Kumpane zu:

„Er ist nicht aufzubringen, nicht zu ärgern!
Was ich beginn', er spottet meiner Wuth.
Ich will ihm nach, ich will ihn stehen heißen,
Ihm lachen in sein glotzend Angesicht,
Ihr werdet sehen, ...
Die Falten alle seiner Lederhaut,
Sie bleiben, wie sie Zeit und Stumpfsinn bogen.

Ist meine Schwester Königin im Land,
Daß ich viel fragen soll nach Brauch und Sitte? . . . . .
Was kümmert mich sein Weib mit ihrem blonden Haar,
Mit ihrem Antlitz, weiß und weiß und weiß,
Kaum auf den Wangen röthlich übevstrahlt. . . . . .
Mich reizt es nicht, zu schmelzen diesen Schnee,
Den Mann zu ärgern gilt's, der meiner Werbung
Durch seine Sicherheit zu spotten scheint;
Was sonst sich gibt, als Zuthat nehm' ich's hin."

Nun kennen wir diesen Widerlichen schon besser! Treten wir nun mit ein in den Rath des Königs.

Auch die Königin ist anwesend. Sie weiß, daß sie selbst während der Abwesenheit des Königs Regentin werden soll, aber sie fürchtet, daß ihr wer an die Seite gegeben werde, den sie nicht will. Sie dringt deshalb in den König, daß ihr der Prinz, ihr sauberer Bruder, als Beirath gegeben werde, und beklagt es, daß diesen der König nicht liebe.

Da hat sie nun allerdings das Richtige getroffen, denn der König „liebt nur, was er achtet".

Aber ſie gibt nicht nach. Sie bittet und bittet. Sie weiſt auf die Vorzüge ihres Bruders hin: „Iſt er nicht tapfer, klug, entſchloſſen, verſchwiegen, liſtig, kühn? Was fehlt ihm alſo?“

„Sitte!“ So lautet die kurze, aber treffende Antwort des Königs.

Die Königin beharrt trotzdem auf ihrem Verlangen. „Ihr nanntet oft mich ſtolz, ein kühnes Weib, vergleichbar einem Manne — da ſeht, ich kniee!“

Da wird der König weich und will ihren Bruder ſprechen. Der aber iſt nicht zu finden. Der König hört, daß er die ganze Nacht wieder durchſchwärmt hat. Das gibt nun ſofort den Ausſchlag.

Zwar kommt jetzt der Prinz, den ſeine Schweſter ſchon vorher hat ſuchen laſſen. Er kommt aber und führt ſich mit der Frage ein: „Keine Frauen hier? Nur Bärte! Bärte!“

Der König übergibt nun die Regentſchaft der Königin, ernennt aber zu ihrem mitentſcheidenden Beirath den Banc-banus, als den treueſten und verläßlichſten ſeiner Diener. Banchanus wehrt ſich dagegen, aber der König will's, und er gehorcht.

Wir ſehen dann den ſo beſtellten Mitregenten mit der Königin, die ihn haßt, und mit dem geſammten Staatsrathe ſeines Amtes walten, ſtreng nach Recht und Ordnung, aber, wie es ſein Alter und ſein nicht ſonderlich heller Verſtand mit ſich bringt, auch pedantiſch und unbeholfen.

Die Königin verhöhnt ihn deshalb und der Prinz ſecundirt ihr. Der Alte merkt's nicht oder will's nicht merken. Der Prinz hat für die Zeit, in welcher Audienzen gegeben werden ſollen, ſogar ein Feſt veranſtaltet, an welchem auch Erny theilnehmen muß, und während Banchanus im Vorzimmer des königlichen Schloſſes amtirt, wird drinnen bei der Königin getanzt. Die Hofdiener und Andere machen ſich jetzt ſchon

luſtig über den Alten, der hier den Portier ſpiele, während drinnen der Prinz ſeinem jungen Weibe den Hof mache. Die Grafen Simon und Peter, der Erſtere ein Bruder des Banchanus, der Andere ein Bruder Erny's, haben das mit angeſehen und ſind empört. Es iſt zu arg, rufen ſie; der Unverſchämte erfrechte ſich, ihr die Hand zu drücken. „Biſt Du ſo zahm?“ ruft Simon;

„Hab' Mitleid mindeſtens mit Deinem Weibe;
Sie fühlt die Schmach,
Kaum hält des Hofes Brauch ſie noch beim Feſt,
Doch Unwill' glüht in ihrem Angeſicht.“

Wir ſehen dann den Prinzen herausſtürzen und die Gräfin Erny ſuchen. Nachdem er, während ihm Simon zornglühend folgt, in den Saal zurück iſt, kommt Erny, erhitzt und ſchwer athmend. Mitten durch die Supplikanten, mit denen ſich Banchanus beſchäftigt, drängt ſie ſich zu ihrem Gatten: „Nun iſt's gut; ich bin bei Dir!“

Ihr Gatte aber meint, ſie müſſe zurück zum Tanze; er ſelbſt will das lärmende Vorzimmer verlaſſen, um anderswo ungeſtört weiter zu amtiren.

Erny:

„Ich geh' mit Dir, ich falte Dir die Blätter,
Ich ſtreue Sand, wie ich wohl oft gethan,
Doch nicht in jenen Saal mehr!“

Banchanus:

„Des Reichsverweſers Frau gehört zum Feſt.“

Erny:

„Gib ſie zurück denn, dieſes Amtes Bürde!
Sei Erny's Gatte blos, mit ihr beglückt!“

Banchanus:

„Was fällt Dir ein? Weil Du nicht gern beim Feſt,
Soll ich von Hof? Unfrieden herrſchen laſſen?“

Inzwiſchen hat der Prinz ſeine Diener angeſtiftet, Händel mit den Leuten des Grafen Banchanus anzufangen,

um so diesen aus dem Schloß zu schaffen und draußen zu beschäftigen. Man hört Waffengeklirr und Banchanus eilt hinaus. Der Prinz hat jetzt wieder freie Hand gegen Erny und jetzt erst enthüllt er sich in seiner ganzen Schlechtigkeit. Wieder klammert er sich an die Schuldlose, welcher er ohne Weiteres sagt: „Ich habe Deinen Gatten mittelst angestifteten Lärms uns hier aus dem Wege geschafft.“ Und noch frecher werdend, fügt er hinzu: „Du kennst mich nicht, weißt nicht, wozu ich entschlossen bin. Rühre Dich nicht, rufe nicht. Die Thüre ist offen und die Leute würden kommen. Aber was kümmert das mich? Was ich thun will, thue ich vor aller Welt Augen.“ Ihren Gatten nennt er dann ein „schlott'rig' Scheusal“. „Du liebst ihn,“ sagt er, „aber Du schielst auch nach Anderen. Auch nach mir hast Du schon hingeschielt! Mir hast Du beim Tanze die Hand gedrückt!“

Es ist nicht wahr, er weiß das; aber er will nun einmal die Sünde in sie hineinlügen, um sie irre zu machen an sich selbst!

Umsonst ruft sie: „Meine Finger sollen verdorren, wenn es wahr ist, was Du sagst. Und nun verlangt er seine Locke, die sie einst gestohlen habe. Der Teufel faßt sie also an dem einen Punkte, in dem sie früher einmal, einen Augenblick nur, ein wenig schwach gewesen. Er kniet vor ihr. Sie stampft mit dem Fuße und ruft: „Ich duld' es nicht.“ Er: „Die Locke! Wo hast Du die Locke? Gönne mir irgendwo ein Gespräch mit Dir!“

Erny: „Nirgends! Nie!“

Der Prinz: „Ich sehe, es macht Dir Mühe, zu reden. Hier hast Du Papier und Feder. Schreibe mir, was Du zu sagen hast! Wenn heim die Gäste kehren, lese ich, was Du schreibst. O meine Wünsche!“ Dann verschwindet er.

Erny gedenkt der Locke und seufzt: „O pfui! Aber ich will ihm schreiben und hören soll er ein verzweifelnd' Herz.

Aber nein! Es wäre nicht recht," und mit dieſen Worten ſteckt ſie das leere Blatt in den Buſen.

Banchanus kommt zurück. Erſchreckt über ihr Ausſehen, eilt er auf ſie zu. Sie weicht zurück. „Ich kann's nicht tragen! Das Blatt brennt auf meinem Buſen! Vertilge und zerreiß' es und Niemand ahne, was es birgt!"

Banchanus: „Was birgt es? Es iſt leer!"

Erny: „Leer? Ich wollte darauf dem Prinzen ſchreiben. Und kamſt Du nicht, ich that's."

Banchanus: „Wenn Dir nicht eine innere Stimme ſpricht: Zu dem alten Manne, der mich liebt, fühl' ich Vertrauen, wie zu Keinem — ſo ſchreib' dem Prinzen."

Erny: „Mann! Vater! Gatte! Kein Gedanke von Unrecht kam in meinen Sinn; nur daß —"

Banchanus: „Schämſt Du Dich? Thu's hier an meiner Bruſt. Du guter Gott! Ich möchte ſingen, jubeln, jauchzen, daß ich ſie nicht verlor!"

Das Feſt iſt zu Ende; die Königin und ihr Bruder kommen und der Freche fordert leiſe ſeinen Brief.

Erny antwortet: „Geht, ich veracht' Euch." — „Verachten?" ſchreit er, „mich?" und mit dieſen Worten dringt er wüthend auf ſie ein. Die Königin aber trennt ihn von ihr. Erny entfernt ſich mit ihrem Gatten. Der Prinz wälzt ſich wie wahnſinnig auf der Erde.

Im folgenden Acte, dem dritten, bittet Erny die Königin um Urlaub. Sie will auf's Land. „Schon jetzt?" höhnt die Königin. „Doch ich verſteh'! Die erſte Graſung und Ihr helft wohl mit eigener Hand. So reiſt mit Gott und grüßt mir Land und Gras!" Dann aber befiehlt ſie, Erny ſolle draußen noch auf andere Weiſung warten. Der Prinz hat inzwiſchen fortgeraſt, und die Aerzte wiſſen nicht, was ſie anfangen ſollen. Soeben hat er den Dolch auf einen der Wärter geſchleudert und der Dolch iſt in der Wand ſtecken

geblieben. Da begibt sich die Königin auf geheimem Gange zu ihm. „Ich weiß," spricht sie, „was Dir fehlt. Das Uebel ist nicht Krankheit, sondern Raserei der Leidenschaft." Er aber wirft seiner Schwester vor, sie selbst erniedrige ihn. „Als ich an die Thörin herantrat, die mir Hohn gesprochen, sprangst Du zwischen sie und mich. Warum wehrtest Du mir, sie, die von Verachtung sprach, zum Widerruf zu zwingen?"

Die Königin: „Wie kannst Du Leidenschaft zu einem Geschöpf so schwachen, stumpfen Geistes hegen, das Dich nicht liebt?"

Der Prinz: „Ich will sie lieben und mit Reizen schmücken, mir zur Qual! — Aber — — laß' mich sie sprechen!"

Die Königin: „Soll ich mich zur Vermittlerin zwischen Dir und ihr erniedrigen?"

Der Prinz: „Von Lieb' ist nicht die Rede! Ob ich sie liebe, davon ein andermal! Rufe sie her uud bleibe dort hinter der Thüre, um wieder zwischen uns zu treten, so bald Du meinst, es thue Noth."

Die Gräfin wird dann auf Befehl der Königin — einer kupplerischen Königin also! — gerufen, wie man ihr gesagt: zur Königin.

Der Prinz: „Erschreckt nicht, schöne Frau."

Erny: „Erschrack ich? Nein! Ich bin empört und gehe."

Der Prinz: „Die Königin will, daß Du hier warteſt."

Erny: „Ihr Befehl gilt mir hier nicht."

Der Prinz: „So laß' mich wenigstens um Verzeihung bitten."

Erny: „Was soll Euch meine Verzeihung, wenn Ihr Euch verzeiht?"

Der Prinz: „O Du lichthelle, glänzende Gestalt!"

Erny: „Ich bin nicht mehr eitel, Prinz!"

Prinz: „Euer Auge, von dem ich einst glaubte, es ruhe auf mir! Unsel'ger Druck der Hand, den ich zu fühlen meinte!"

Und nun kommen Worte des Prinzen, die fast an Shakespeare's „Doch Brutus war ein ehrenwerther Mann" erinnern. Er preist nämlich den Banchanus, um ihn der Erny verächtlich erscheinen zu lassen. Am reinen und festen Herzen der schwerbedrängten Erny aber prallen seine Worte ab: „Banchanus, ein Ehrenmann, doch unschön und gräßlich. Verkehrt ist die Natur. Du bist Gefangene; ich muß Dich befreien."

Erny: „Wir sind zu Ende; ich gehe!"

Der Prinz: „Nach Deutschland kehr' ich heim; gönnt mir wenigstens den Trost, Euch meiner zu erinnern."

Erny: „Nie! Ihr seid mir völlig gleichgiltig!

Und nun kommt wieder die alte Teufelei. „Ihr lügt," ruft der Prinz, „Ihr haltet mich für schlimm, aber Ihr, Gräfin, könntet mich retten und wieder gut machen. Dein Anblick bannt alle Schatten. Gib mir die Hand!"

Erny: „Tilg' erst den tückisch falschen Schimmer Deines Blicks, der mir verräth, was Du willst."

Der Prinz: „Errette Dich und mich!"

Erny: „Ich hasse, ich verabscheu', ich ver—"

Der Prinz: „Verachtung wieder! Schwachsinnig' Weib mit der erlog'nen Tugend! Hier auf Deinen Knieen bitt' es ab!"

Erny: „Mein Gott, wer rettet mich!"

Der Prinz: „Du selbst nur, wenn Du Dich fügst; wenn nicht, so laß' ich Dich verschwinden vom Gesicht der Erde. Umsonst Dein Fleh'n! Umsonst, selbst wenn Du Liebe bötest."

Erny: „Mein Gefühl — ich hab' es Dir genannt!"

Der Prinz: „Du hast! Es sei!"

Gräfin Erny will entfliehen, findet aber die Thüren verschlossen. Der Prinz, der hinter dem Vorhange momentan verschwunden war, kommt zurück mit Bewaffneten und befiehlt,

die Gräfin zu ergreifen und nach seinem Schlosse in Forchenheim zu bringen. Erny fleht: „Mein Prinz!“ Die Königin klopft — erst jetzt! — an der Tapetenthüre. „Zu spät!“ ruft der Prinz dieser und jener zu. Erny aber, die er gewaltsam nach seinem Forchenheim schleppen lassen will, ergreift in ihrer Verzweiflung den noch in der Wand steckenden Dolch und stößt sich denselben in's Herz.

Hinsichtlich des vierten und fünften Actes kann ich nun kurz sein. Die Grafen Simon und Peter fordern blutige Rache. Um ihren Bruder zu retten, bekennt die Königin sich selbst als die Mörderin der Erny, die sich ungebührlich benommen habe. Simon und Peter aber, denen die Auslieferung des Prinzen verweigert wird, empören sich und belagern das Schloß. Banchanus weiß zu den Bedrängten zu gelangen und versucht es, nicht blos die Königin und den jungen Bela, ihren Sohn, sondern auch den Prinzen, ihren Bruder, den er mit Recht den Mörder seiner Gattin nennt, zu retten. Die Rettung des elenden Anstifters allen Unheils, des Prinzen, der sich fortan nur noch als Feigling geberdet, und die des jungen Bela gelingt; die Königin aber wird auf der Flucht vom Grafen Peter, ohne daß er's wollte, getödtet. Noch wogt der Aufruhr, da erscheint als Friedensstifter der König, der auf die Bitte des Banchanus den Empörern verzeiht. Der Prinz bringt ihm seinen Sohn und zeugt jetzt in einem späten Augenblick der Reue laut und öffentlich für die Unschuld Erny's, indem er sich als schuldig an ihrem Tode bekennt.

Alle Belohnung lehnt Banchanus dankend ab und wandert trauernd in sein vereinsamtes Heim.

Was nun soll ich sagen zu diesem „treuen Diener seines Herrn“?

Wohl ist Banchanus bis an's Ende, in allen seinen Nöthen, unwandelbar treu geblieben. Treu seiner Pflicht, so

weit er sie beschränkten Geistes erkannte. Nicht aus Servilismus, wie man oft behauptet hat. Aber ist die makellose Wahrung der eigenen Mannesehre nicht auch Pflicht? Ist nicht auch Pflicht der Schutz, den der Gatte der treuen Gattin schuldet? Und kann auch das noch Pflicht genannt werden: Die Ehre der edlen Gattin einem Scheusale preiszugeben, um nur ein paar Supplikanten mit ihren Gesuchen nicht auf eine spätere Stunde vertrösten zu müssen? Zur Wahrung des Rechtes war dieser Palatin von seinem Könige der Königin als Reichsverweser an die Seite gestellt. War aber das Wahrung des Rechtes: das eigene, edle und so schwer bedrängte Weib, um nur ja nicht einige Bittsteller für den Augenblick abweisen zu müssen und um persönlich einen lumpigen Streit elender Knechte schlichten zu können, der wüsten Leidenschaft einer Bestie zu opfern?

Diesen Prinzen, den Bruder der Königin, so, wie ihn Grillparzer mit scharfer Charakterzeichnung vor uns hinstellt, einen Menschen kann man ihn ja gar nicht mehr nennen. Ungebändigte Sinneslust war nur der eine Theil seines Charakters, grenzenloser, brutalster, über alle Beschreibung frecher Hochmuth der andere; dann zur Vollendung des Scheusals auch noch eine bis zur Raserei gesteigerte Rachsucht wegen Zurückweisung seines schandbaren Ichs, dem alle Sitte unbekannt war. Und alles das, offen und ekelhaft zur Schau getragen, in unmittelbarster Nähe des Thrones, wäre es da nicht auch, anstatt dies ruchlose Treiben unbeachtet zu lassen, Pflicht des Reichsregenten, wäre nicht auch das Treue gegen den König und Herrn gewesen, wenn der Palatin Bancbanus das Land, dem er vorstand, vor dieser Pest behütet, diesen Born des Verderbens verschüttet hätte?

Und diese Königin, die Dulderin und Förderin ihres sauberen Bruders, ja sogar seine Kupplerin! Inmitten ihrer Unwürdigkeit wird sie getödtet und man athmet

ordentlich auf, indem man sagen möchte: „Gut, daß sie fort ist.“

Durch und durch edel, ein ganzer König, steht ihr gegenüber Andreas da. Die Gnade, die er den Empörern zu Theil werden läßt, gönnen wir diesen von Herzen. Empörung ist immer *strafwürdige* Empörung. Gegenüber der Ruchlosigkeit, die dem Einen die Schwägerin, dem Andern die Schwester erst mit Schmach überhäuft und dann mordet, scheint uns aber die Verzeihung eine ganz unerläßliche Bethätigung königlicher Gnade gewesen zu sein. Schmerzlicher aber berührt es uns, trotz seiner verspäteten Reue, wenn der Anstifter alles Schlechten, das wir im „treuen Diener seines Herrn“ mitansehen müssen, mit bloßer Verbannung davonkommt, die mehr einer Belohnung als einer Strafe gleicht. Wenn uns der Dichter eine solche Erscheinung vorführt, von der wir manchmal nicht recht wissen, ob wir es hier mit einer Bestie oder einem Tollhäusler zu thun haben; wenn wir dann aber doch sehen, daß hier die Tollheit, wie das Delirium beim Gewohnheitstrinker, eine selbstverschuldete ist; noch mehr, wenn der Tollgewordene bis zum letzten Augenblicke mit teuflischer Berechnung an der Vernichtung seines schuldlosen Opfers arbeitet und so doch Zurechnungsfähigkeit nachweist, so empören sich alle besseren Gefühle in uns, wenn es der Schöpfer dieser Gestalt unterläßt, uns auch zu zeigen, wie sie von der Gerechtigkeit des strafenden Gottes vernichtend ereilt wird.

Wie aber war es überhaupt möglich, daß der gestaltungsgewaltige Grillparzer seinen Palatin Banchanus schaffen konnte? Auch das erklärt sich. Es war immer ein leitender Grundsatz für Grillparzer, für die schauspielerische Darstellungskunst neue Typen zu schaffen. Er hat das gekonnt und eifrigst gethan, obschon einmal Carlyle die unsinnige Behauptung aufgestellt hat, Grillparzer zeichne nur seinen eigenen Charakter.

Vielmehr hat kein Dichter die deutsche Bühne so mit wahrhaft neuen, eigenthümlich aufgefaßten Charakterrollen bereichert, wie er. Aber die Sucht nach dem Neuen und Originellen hat ihre Gefahren. Die Sucht nach dem Neuen drängt den Schaffenden mit Nothwendigkeit bis an die Grenze des Möglichen, und nur zu leicht berühren sich die Extreme. Vom Erhabenen zum Lächerlichen, sagt man, ist nur ein Schritt. Oft noch weniger als ein Schritt; oft fehlt der Zwischenraum gänzlich und es wird dann schwer, die rechte Grenze doch noch zu finden. So hat auch die Pflicht der Dienertreue ihre Grenzen, und der Pflichtgetreue, der seine Pflichterfüllung nur in den täglichen Kleinigkeiten des Lebens erblickt, das Wohl des Großen und Ganzen aber, dem er vorgesetzt ist, wie der Palatin Banchanus unbeachtet läßt, erscheint uns nicht mehr als bewunderungswürdig, nicht mehr als werth unseres Mitleides, sondern als ein Geistesarmer, bei dessen ihn selbst verderbenden Thaten wir ärgerlich mit den Achseln zucken oder wohl gar, wie seine gekränkte Erny, mit dem Fuße stampfen.

Vielleicht wird dies mein Urtheil als ein allzu strenges gescholten, aber ich konnte nicht anders; ich mußte es aussprechen. Ich bin nicht allzeitiger Lobredner Grillparzer's, und wo ich mich für berechtigt halte, meinen Tadel auszusprechen, halte ich ihn niemals zurück.

Anders als ich, urtheilte am 28. Februar 1828, an welchem „Der treue Diener seines Herrn" zum ersten Male aufgeführt wurde, das Theaterpublicum. Am Schlusse des dritten Actes begehrte es stürmisch den Verfasser. Als Grillparzer, der hinter den Coulissen anwesend war, unsichtbar blieb, erneute sich der Sturm fort und fort und wollte gar kein Ende nehmen. Nach dem vierten Aufzuge ließ der Oberstkämmerer Graf Czernin den Dichter zu sich rufen, um einen Auftrag des im Theater anwesenden Kaisers zu bestellen.

Wie der Auftrag direct vom Munde Seiner Majestät gelautet hatte, weiß heute Niemand. Bestellt wurde er so: Seiner Majestät gefalle das Stück, und wenn das Publicum am Ende desselben den Dichter wieder rufen werde, so möge dieser dem Rufe Folge geben. Am Schlusse war wiederum der Beifall ganz ungeheuer. Der Dichter wurde gerufen, trat vor und verbeugte sich stumm.

Hatte jetzt der Dichter die ersehnte Hätschelung? Brachte ihm der Jubel des Publicums jetzt endlich jene wohlthuende Befriedigung gerechter Anerkennung, nach welcher sein Herz sehnsüchtigst verlangte? Ich antworte mit seinen eigenen Worten: „Meine Freude war nur mäßig, da das Stück in mir kein inneres Bedürfniß befriedigte." Ich glaube aber, wenn er sich in dem Jubel des Publicums hätte sagen können: „Ich habe das Bewußtsein einer gelungenen und schönen That," so hätte er doch auch jubeln müssen.

Habe ich aber Recht mit meinem schon ausgesprochenen Tadel, so hat Grillparzer den Mißgriff, den er in dieser seiner Schöpfung gethan, sofort schwer büßen müssen. Denn schon am Vormittage des 29. Februar 1828 wurde er zum Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky beschieden, der ihm, nicht ohne eigene Verlegenheit, die Eröffnung machte, Seiner Majestät habe das gestern aufgeführte Stück so wohl gefallen, daß es der Kaiser in seinem ausschließlichen Besitz zu haben wünsche. Seine Majestät wünsche gegen volle und reichlichst bemessene Entschädigung nicht blos das ursprüngliche Manuscript, sondern auch die Souffleurbücher zu bekommen und wolle alles das der kaiserlichen Bibliothek einverleiben. Die Drucklegung müsse dann freilich unterbleiben. Die offerirte Entschädigung werde sich aber auch darauf zu erstrecken haben.

Grillparzer war consternirt. Man will also meinen „treuen Diener seines Herrn", auf dessen Loyalität ich stolz bin, aus der Welt schaffen, sprach er zu sich selber. Dem

Polizeipräsidenten aber entgegnete er, daß schon verschiedene Abschriften existirten, die herbeizuschaffen für ihn eine Unmöglichkeit sei.

Der Präsident freute sich dieser Antwort, indem er voraussah, daß damit eine weitere Verfolgung dieser Angelegenheit zur Unmöglichkeit werde. Der Präsident forderte nur noch von Grillparzer eine schriftliche Darstellung der Gründe seiner Ablehnung, erhielt dieselbe, und die Sache war abgethan. Als Grillparzer nachher sein Werk zur Genehmigung des Druckes der Censur vorlegte, wurde das Imprimatur sofort ertheilt. Die Idee, „das Stück aus der Welt zu schaffen", war also ganz so schnell wieder aufgegeben, wie sie entstanden war. Grillparzer fühlte sich aber doch schwer gekränkt und suchte hinter die Gründe des Auftrages zu kommen, welcher dem Polizeidirector gegeben worden war; aber weder er, noch sonst wer hat sie zu enthüllen vermocht.

Die Gründe sind meines Erachtens gerade in dem zu suchen, was ich oben gegen das Stück gesagt habe. Letzteres konnte auf die Dauer unmöglich so wirken, wie es sich Grillparzer gedacht hatte. Eine Dienertreue, die, wenn sie nicht Caricatur war, an die Caricatur doch streifte, und die Schilderung eines Hoflebens, wie das der Grillparzer'schen Königin Gertrude von Ungarn, konnte dem kaiserlichen Hofe unmöglich gefallen.

Bei der ersten Vorstellung mochte das für Augenblicke anders sein. Das mächtige Wort des Dichters weiß alles Starke und Schöne gar leicht in's gehörige Licht zu setzen. Ebenso gelingt es ihm sehr oft, über die Schwächen eines Stückes hinwegzugleiten oder gar sie zu verhüllen. Das lebendige Wort des Schauspielers aber ist in diesen Künsten noch stärker. Es entstehen dann momentane Bewunderungen, die aber doch nur solche sind, welche sich auf die Dauer nicht halten. Es ist deshalb immerhin möglich,

daß Seine Majestät im Anfange Wohlgefallen an dem Stücke hatte, daß sich aber das Wohlgefallen schon über Nacht in das Gegentheil umwandelte. Ging es doch auch dem Publicum ganz ebenso. Das Stück wurde wohl noch einige Male gegeben dann aber, trotz allem Jubel, der bei seiner ersten Aufführung ausbrach, zurückgelegt und — vergessen.

Das Entgegengesetzte geschieht zum Glück ja auch gar nicht selten. Die „Medea" wurde Anfangs nicht verstanden, jetzt aber wird sie bewundert.

Ganz unverantwortlich gegen Grillparzer's „treuen Diener seines Herrn" benahm sich übrigens der ihn kritisirende Liberalismus. Die Pflichttreue — im vorliegenden Falle allerdings, wie ich wiederholen muß, eine entschieden irrige und verfehlte — schalt man, wie schon angedeutet wurde, Servilismus und kränkte so in ganz unerhörter Weise den entschiedenen Freimuth des Dichters, dessen eigenen Charakter man lächerlicherweise mit dem Charakter des von ihm Gestalteten verwechselte. Ja man entblödete sich nicht, sogar von „Hundetreue" zu faseln und schwatzte dies Wort der Denkarmuth, die es erfunden hat, papageimäßig nach.

Der Bancbanus Grillparzer's war kein Hund, der sich von seinem Herrn treten läßt und dabei mit dem Schwanze wedelt. Er war nur ein geistesarmer Beamter, der sich in seiner Pflichterfüllung auf einen falschen Weg verirrt hat.

Und nun, ehe wir von diesem Drama scheiden, noch ein paar Worte über den historischen Bancbanus und über die historische Königin Gertrude.

Nach der Erzählung eines ungarischen Chronisten klagte einst die schöne und tugendhafte Gemahlin des Bancbanus diesem ihr Leid, daß ihr der Bruder der Königin unter Vorschub der Letzteren in schändlicher Weise Gewalt angethan habe. Bancbanus sei deshalb in's Gemach der Königin gedrungen und habe diese getödtet. Mit dem noch bluttriefenden

Schwerte sei er dann zum fernen Könige geeilt und habe sich selbst seiner That angeklagt. Der König aber habe gefunden, Bancbanus habe recht gethan, und ihn zurückgeschickt, damit er auch ferner seines Amtes als Statthalter walte.

Thatsache ist, daß Königin Gertrude, die Mutter der heiligen Elisabeth, durch Aufständische ermordet wurde. An der Spitze der Aufständischen soll, was mit der vorstehenden Version nicht gerade im Widerspruche steht, Bancbanus selbst gestanden haben. König Andreas aber hat ihm nach dieser Version nicht verziehen, sondern ihn mit seinem ganzen Anhange hinrichten lassen.

Was die ermordete Königin anbelangt, so wird sie gerade von einem der ältesten Chronisten als ein Musterbild weiblicher Sitte und Zucht geschildert, die in Abwesenheit des Gatten das Land mit kräftiger Hand regiert habe. Noch ein Chronist, Cäsar von Heisterbach, ein Zeitgenosse der heil. Elisabeth, erzählt, König Andreas II. habe aus Liebe zu der Königin, die eine Tochter des Herzogs von Meran, eine Deutsche, war, deren Landsleute begünstigt. Das habe den Neid der ungarischen Großen erweckt und zu einer Verschwörung geführt, der das ganze königliche Haus zum Opfer fallen sollte. Gertrude habe sich dann, um ihrem bedrohten Gatten Zeit zur Rettung zu verschaffen, den Verschworenen kühn entgegengestellt und habe so den Märtyrertod durch Mörderhand erlitten.

Mich will bedünken, die Darstellung Cäsars von Heisterbach stehe der historischen Wahrheit allermindestens sehr nahe. Grillparzer's Wahl aber zwischen den verschiedenen Versionen war kaum eine glückliche. Aus dem Statthalter, der die Königin tödtet, hätte sich, wenn eben doch ein Held auf Kosten Gertrud's geschaffen werden sollte, etwas ganz Anderes gestalten lassen, als Grillparzer in seinem Bancbanus gestaltet hat.

Königin Gertrud aber hat einem so frommen Geschlechte angehört, daß es schon deshalb schmerzt, sie in dem Grillparzer'schen Drama in so scheußlicher Gestalt zu sehen.

Einblick und Ausblick.

„Noli me tangere!“ Rühr' mich nicht an! Die Blätter der Pflanze, die diesen Namen trägt, ziehen sich ängstlich zusammen, wenn sie berührt werden. Sie gleichen der Schnecke, die sich in ihr Haus verschließt, sobald wer ihre Fühlhörner auch nur leise betasten will. Auch unserem Dichter ging es ganz ebenso. Er zog sich nach seinem Erlebnisse mit dem „treuen Diener seines Herrn“, in welchem er etwas so recht Loyales hatte schaffen wollen, krampfhaft zurück in sein eigenes Ich und ihm war, wie ihm schon oft gewesen: er meinte wieder, nun sei es mit all' seinem Dichten aus. Aber gerade das Leid drängt den wahren Poeten zum Schaffen. Er muß es überwinden in und durch seine Kunst, und so kam auch wieder unser Grillparzer dazu, eine schon vor Jahren begonnene und dann halb vergessene Arbeit wieder hervorzusuchen und jetzt zu vollenden. Es war das „Der Traum ein Leben“. Wie er gerade hierauf gerathen war? Wir wissen, mit welcher Verehrung er auf seine Vormänner Goethe und Schiller blickte; dennoch sagt er von ihnen: „Bildungsdichter“ seien sie ihm nicht, und wenn er Anregung brauchte, ging er lieber zu Shakespeare und den beiden Spaniern Calderon und Lope de Vega. Nun findet sich auch bei Calderon die schon aus anderem Anlasse erwähnte Dichtung „Das Leben ein Traum“, die ihn zuerst auf die Idee gebracht haben muß, den Traum auch seinerseits als Bühnenstück zu gestalten, wenn auch in ganz anderer Art. Den Stoff aber gab ihm ein kleiner Roman Voltaire's an die Hand, oder

vielmehr, dieser Roman regte ihn an, seine eigene Fabel daraus zu schaffen. Als die Arbeit — „mein Mondkalb" — nennt sie Grillparzer, fertig war, übergab er sie seinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieser aber hielt es ganz im Gegensatz zu Grillparzer, für unmöglich, daß sie auf der Bühne wirken könne, und so wurde sie widerum ad acta gelegt. Als sie dann viel später, am 4. October 1834, am Burgtheater doch zur Aufführung kam, zeigte sich's, daß Grillparzer Recht gehabt. Schon wenn er an einem Drama arbeitete, sah er es in der Aufführung. Indem er seine Gestalten schuf, wurden sie vor seinem geistigen Auge lebendig und ihre Action entwickelte sich. Wenn er dann später der Aufführung hinter den Coulissen beiwohnte, verglich er eigentlich nur, wie das jetzt wirklich Gespielte, zu dem schon früher im Geiste gesehenen Spiel stimmte. Grillparzer war eben durch und durch und man muß es sagen: geborner Bühnendichter, der wohl die größten Anforderungen an den Schauspieler stellte, sich aber doch in dem Bühnengerechten nur selten täuschte.

Verfolgen wir nun aber erst wieder eine Reihe anderer Begebenheiten.

Seine nächste Arbeit war der Text zur „Melusina", einer romantischen Oper in drei Acten. Auch auf sie komme ich erst später zu sprechen und erwähne hier nur, daß Grillparzer sein Autorrecht an dieser Oper an den Buchhändler Wallishauser verkaufte und mit dem Erlöse eine Reise nach Paris und London machte. Unterwegs kehrte er bei Uhland ein, der ihn liebenswürdig empfing. In Paris speiste er mit Heine, der sich damals noch strotzender Gesundheit erfreute, bei Rothschild. Ihm kam es dabei vor, als sei Heine nur geladen, weil man ihn fürchte, und Grillparzern verdroß es, daß Heine diese Furcht mißbrauchte, um sich bei jeder Gelegenheit über den Hauswirth in verdeckter Weise lustig zu

machen. Auch mit Börne verkehrte Grillparzer und sollte von diesem eines Abends zu einem Gastmahl von Refugié's geschleppt werden. Man wollte Reden halten, auf Grillparzern und die Befreiung des Menschengeschlechtes toastiren, aber als Grillparzer unmittelbar vor dem Eintritt in das Gasthaus von dem, was kommen sollte, Kunde erhielt, empfahl er sich und Börne mußte allein eintreten. Die Berührung mit den damaligen Exilirten war unserem Dichter überhaupt unangenehm und als er sich in der Gesellschaft mit solchen eines Abends doch hatte verleiten lassen, seinem Groll über heimatliche Zustände einen unbedachten Ausdruck zu geben, mußte er folgenden Tages zu seinem Leide wahrnehmen, daß mit seinen Aeußerungen in einem Pariser Blatte Parade gemacht wurde. In London ging es ihm herzlich schlecht mit der Sprache. Er hatte sein Englisch nur aus dem Buch gelernt und wenn er in London Butter bestellte, brachte man ihm Wasser. Seine Unfertigkeit im Sprechen hielt ihn aber doch nicht ab, Gerichtsverhandlungen beizuwohnen und ganze Nächte im Parlament zuzubringen. Von den Reden verstand er nur Weniges, das Ganze war ihm aber doch ein imponirendes Schauspiel.

Nach Oesterreich zurückgekehrt, setzte er seine Sprachstudien fort und machte später auch, so oft es ihm seine Finanzen erlaubten, noch andere Reisen. Er bestieg den Vesuv und besuchte Griechenland. In Athen mußte der Dichter der Sappho italienisch sprechen, um nicht Mißhandlungen ausgesetzt zu sein. Der österreichische Gesandte hielt es sogar für gerathen, unseren Freund im Gesellschaftshotel zurückzuhalten. So voll wüthenden Zornes waren damals (1843) die edlen Hellenen gegen alles Deutsche. Auf seine Entwicklung als Dichter hat übrigens Alles das kaum noch eingewirkt. Grillparzer war nicht in die Lage gekommen, schon mit Jugendarbeiten vor das Publicum zu treten. Er hatte nichts gemein

mit Denen, die sich für Wunderkinder halten und schon die Welt erobern wollen, wenn sie noch in aller Bescheidenheit lernen sollten. Einmal war er allerdings mit seinem früh verstorbenen Freunde Meiller in der Versuchung gewesen; die Censur aber gönnte ihm Zeit zur Reife und als er nachher seine „Ahnfrau" erschuf, war er wohl noch ein junger Mann, aber ein schon vollendeter, auf der Höhe seiner Kunst stehender Dramatiker und auf dieser Höhe hat er sich dann auch erhalten, bis der Tod seinem Schaffen ein Ende machte.

Auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, erschienen noch, und zwar schon 1831: „Des Meeres und der Liebe Wellen", dann 1838 „Weh' dem, der lügt", zwischen welchen beiden Stücken die schon erwähnte erste Aufführung vom „Traum ein Leben" liegt. Von 1838 an trat, obgleich der Dichter erst 47 Jahre alt war, Stille ein. Eine Stille, tief und lang. Aber auch sie war keine unfruchtbare. Obgleich Grillparzer immer nur ungern an's Schreiben ging, entstanden noch das fünfactige Trauerspiel „Ein Bruderzwist in Habsburg", das fünfactige historische Trauerspiel „Die Jüdin von Toledo", ein Fragment „Esther" und eine Scene „Hannibal", die übrigens etwas Größeres nie hat werden sollen. Dazwischen zwei Erzählungen und seine lyrischen Gedichte, von denen übrigens viele in die erste Zeit seines dichterischen Schaffens zurückreichen. Von alledem sprechen erst die folgenden Blätter.

Erwähnen muß ich aber hier, daß Grillparzer nicht aufhörte, sich eingehend mit dem Studium des Philosophen Kant zu beschäftigen, den die profame Welt vor Hegel, und Grillparzer auch noch trotz Hegel, für den Größten aller Denker hielt. Grillparzer scheint sich seinen Kant aber doch eigenthümlich zurechtgelegt zu haben. Ich glaube nämlich, daß auch von ihm, unserem Tragiker, gilt, was er selbst von dem österreichischen Arzte, Dichter, Philosophen und Unter-

ſtaatsſecretär Feuchtersleben ſagt: In der Philoſophie war Kant ſein Mann. Dieſe Philoſophie der Beſcheidenheit, die das demüthige: „Ich weiß nicht", an die Spitze des Syſtems ſtellt, das Gegebene als eines Beweiſes ebenſowenig fähig als bedürftig zum Ausgangspunkte nimmt, völlig zufrieden, wenn ſie das logiſch Richtige, Würdige und Allen Förderliche damit in Uebereinſtimmung bringen kann; die gerade, weil ſie dem Denken ſeine Grenzen ſetzt, der Ahnung und Empfindung möglich macht, die leer gewordenen Räume als Religion und Kunſt auszufüllen.

Mit dieſer Bemerkung bin ich in jene kleinen Schriften und Gedankenfragmente gerathen, die außerhalb meiner Aufgabe liegen und darum hier nur geſtreift werden. Sie ergehen ſich über alles Mögliche, oder berühren es wenigſtens oberflächlich und leiſe, aber doch gar manchmal mit leuchtendem Geiſtesblitz. Einzelnes davon iſt widerſpruchsvoll, weil es nur ſo hingeworfen iſt, wie es der Augenblick oder die Laune eingab, ohne daß unſer Autor daran dachte, Zuſammenhang und Klärung hineinzubringen. Anderes erſcheint auch abhandlungsartig als ernſtere Arbeit. Der Dichter äußert ſich da über Metternich und Napoleon, über den Staat und das Staatsrecht, über Cenſur und Geſchichte, über Robespierre, Fouche, Talleyrand und Gott weiß, wen ſonſt noch. Er ſpricht ſich ausführlich über Fragen der Aeſthetik aus, über Poeſie und Dramaturgie, über Muſik und Literatur ꝛc. ꝛc. In kirchlicher Beziehung documentirt er ſich — wie konnte es nach der Schule, aus welcher er hervorgegangen war, anders erwartet werden? — als einen Gegner des Concordats. Wir werden ſeinen Katholicismus aber doch auch noch von anderer Seite kennen lernen. Die weltliche Herrſchaft des Papſtes iſt ihm mit Rückſicht auf die nothwendige Unabhängigkeit der katholiſchen Kirche ein unanfechtbares Poſtulat, und um die Unabhängigkeit ſicherzuſtellen, möchte er, daß der Papſt

den Kirchenstaat mit der meerumschlossenen und gegen fremde Eingriffe abgesperrten Insel Sicilien vertausche, wobei er nur übersieht, daß sich nicht auch Rom, das mehr der ganzen Welt als den Italienern gehört und gerade deshalb Sitz der Päpste geworden ist, nach Sicilien hinübertragen läßt.

In nationaler Beziehung ist Grillparzer schon als Heros der deutschen Literatur selbstverständlich entschieden deutsch, aber die Unterdrückung anderer nationaler Parteien ist ihm zuwider und die deutschnationale Hetze, wie wir sie mit Schaudern während der letzten zehn Jahre erlebt haben und welche erst jetzt, so Gott will, begraben und vergessen werden soll, verdammte er im Voraus, indem er z. B. in seinem Aufsatze zur Zeitgeschichte sagt: Woher stammt dieses Geschrei von Nationalität (er meint das der Czechen), dieses Voranstellen der einheimischen Sprach- und Alterthumswissenschaft anders, als von den deutschen Lehrkanzeln, auf denen gelehrte Thoren den Geist einer ruhig verständigen Nation bis zum Wahnsinn und Verbrechen gesteigert haben. Dort ist die Wiege eurer Slavomanie, und wenn der Böhme am lautesten gegen den Deutschen eifert, ist er nichts als ein Deutscher, in's Böhmische übersetzt.

Doch nun zurück in die Werkstätte des dichterischen Schaffens! Zurück zu den Kindern der Grillparzer'schen Muse!

„Der Traum ein Leben."

Ein dramatisches Märchen nennt's der Dichter, was ich meinem freundlichen Leser jetzt zu zeigen gedenke. Es spielt sich wieder ab in den dem Freunde der Spanier so beliebten vierfüßigen Trochäen, also im Versmaße der „Ahnfrau". Die Verse reimen auch, zwar nicht durchgehends, aber doch sehr oft.

Frage ich mich nun aber vor Allem nach dem Grundgedanken der Dichtung, so scheint es mir der zu sein: Läuterung eines bis zum Uebermaß Ehrgeizigen und Ruhmsüchtigen durch das Verbrechen, zu welchem ihn Ruhmsucht und Ehrgeiz verleitet haben. Ist diese Lösung überhaupt möglich? Sagen wir nicht bei dem, was auf der Bühne vorgeht: Aug' um Aug', Zahn um Zahn, weil wir die Störung der von Gott gesetzten Ordnung durch die Strafe gesühnt wissen wollen? Wir werden sehen, wie Grillparzer die Lösung seiner Aufgabe doch möglich gemacht hat.

Wir schauen zum Beginn des Spiels eine ländliche Gegend mit Felsen und Bäumen und erblicken die Hütte Massud's, eines reichen Landmannes. Ihre Bewohner, die handelnden Personen im ersten Aufzuge, sind: Dieser Landmann, seine Tochter Mirza, sein junger Verwandter Rustan und der Negersclave Zanga.

Es ist schon spät Abend. Man hört Hörner erklingen. Da tritt Mirza aus der Hütte und ruft freudig: „Er kommt!" Aber „warte nur, Wilder!" fügt sie hinzu. „Diesmal sollst Du mir's büßen. Ich will schmollen, zürnen, schelten und erst spät — verzeih'n."

Ja, verzeih'n. Doch darin gerade liegt das Unglück. Ich sollte dauernd grollen können, lang und unabänderlich, daß Verzeihung Preis der Besserung würde, statt Lohn des Fehlers.

Während Mirza so philosophirt, wird ein heimkehrender Jäger sichtbar. Ob er's ist? Armes, getäuschtes Herz!

„Abend ist, die Schöpfung feiert
Und die Vögel aus den Zweigen
Wie beschwingte Silberglöckchen
Läuten aus den Feierabend,
Schon bereit, ihr süß' Gebot
Ruhend selber zu erfüllen."

Er allein ſtreift noch im Walde,

„Um in Berges dunklen Schlünden,
Was er hier vermißt, zu finden.“

Während nun Mirza traurig niederſitzt, kommt auch Maſſud aus der Hütte:

„Mädchen, läſſeſt Du den Vater
In der Dämm'rung ſo allein?“

Mirza:

„Alle Jäger ſind zurück,
Er allein ſtreift noch im Dunkeln.“

Maſſud:

„Ja fürwahr! Ein wilder Geiſt
Wohnt in ſeinem düſtern Buſen,
Herrſcht in ſeinem ganzen Thun.“

Ich meine, ſchon dieſe kurzen Proben laſſen die charakteriſtiſche Sprache Grillparzer's erkennen, und erzähle weiter.

Ruſtan, ſo fährt der Alte fort, träumt nur von Kronen und Triumphen, und hat Dich, uns alle vergeſſen. Ich beklage Dich, mein Kind!

Scheltet nicht, bittet Mirza den Vater. War es denn immer ſo? Wohl hat's auch eine Zeit gegeben, in der er ſanft und gut war. Er hat ſich nur verändert. Aber kann er ſich nicht wieder ändern, um zu werden, was er war? Schuld an Allem trägt ja nur der Sclave Zanga. Der iſt's, der ihn aus den frommen Schranken unſeres Hauſes herausreißt. Er iſt's, der die Aſche von den Kohlen blies und die Gluth entflammt hat, ſo daß er jetzt nur von Kämpfen und Siegen träumt.

Maſſud: „Und achtet nicht Deines Kummers, Deiner Angſt.“

Mirza: „Angſt? Warum denn Angſt, mein Vater? Gefahr im Walde droht ja wohl nicht ihm, dem Starken.“

Der Vater dachte an ganz andere Gefahr; aber von der will Mirza nichts hören. „Es wird kühl“, ſeufzt ſie,

„laß uns zurück in die Hütte kehren. Eh' wir's denken, kommt er wohl."

Massud: Was ihn heute zurückhält, weiß ich schon. Der Derwisch, der im Walde haust, hat mir Botschaft von einem Streite sagen lassen, den Rustan auf der Jagd mit einem Waidmann hatte. Osmin, des Emirs Sohn, der Kämmerling des Königs von Samarkand, nahm theil an der Jagd und beide griffen zu den Waffen. Aber — sei ruhig, Kind! Osmin ist schon heimgekehrt und wenig zu befürchten. Rustan ahnt aber, daß ich Kunde habe, und bleibt noch aus, um später unbemerkt in sein Gemach zu schleichen. Mir aber soll er heute Rede stehen.

Massud und Mirza gehen in die Hütte. Da schleicht spähend der Neger Zanga her und ruft: „Die Luft ist rein." Dann zu Rustan: „Munter, Herr! Was ist's denn mehr? Ihr habt einem platten Jungen, der Euch höhnte, ein wenig unsanft mitgespielt, und schilt d'rum der Oheim, so gönnt ihm die Luft."

Rustan: „Nicht seinen Tadel scheu' ich; was ich that, kann ich vertreten. Aber das quält mich, daß meine und meiner Verwandten Wünsche die einen nord-, die andern südwärts wollen. Wir stehen uns gegenüber und zürnen hüben und drüben, obgleich wir einander lieb haben. Wir verstehen uns nicht mehr; der Gruß des Einen scheint Fluch dem Andern."

Zanga: „So lerne die Sprache Deines Oheims. Lectionen bekommst Du ja genug. Bleib' im Land und nähre Dich redlich. Auch die Ruhe ist ja so schön."

Rustan: „Spotte nicht. Es soll fortan kein Prahler mehr vor mich hintreten und mich höhnen, weil mein keuscher Degen noch nichts vollbrachte. Was Andere konnten, bei Gott, das kann ich auch."

Zanga: „Recht so! Bist Du doch aus demselben Thon, wie der König von Samarkand, der einst auch nur eines Dorfes Sohn gewesen."

Rustan: „Schon meine Väter waren Krieger und mich soll Niemand zu träger Ruhe verdammen."

Zanga: „Ja wenn die d'rin nicht wären! Dieser Oheim und diese —"

Rustan: „Laß uns von Anderem sprechen." Also auch er liebt, aber die von Zanga, seinem bösen Geist, von dieser Verkörperung der sündigen Neigung, die in seinem eigenen Herzen liegt, schon übermächtig angefachte Ruhmsucht ist doch stärker als seine Liebe.

Zanga: „Seht Ihr, da kommt Euer weiches Herz!" Und nun schildert Zanga die Freuden des Kampfes, der Schlachten und der Siege. „Herr, das heißt Leben! Es lebe der Krieg!"

Hiernach kommt Mirza wieder aus der Hütte. „Rustan! O, wir zitterten um Dich!"

Rustan: „Ist denn das so ungewöhnlich?"

Mirza: „Nicht ungewöhnlich, aber schmerzlich."

Rustan sucht sie zu bestimmen, daß sie in die Hütte zurückkehrt. Ihm wär's lieber, wenn er jetzt allein wäre. Sie aber beredet ihn doch, ihr in die Hütte zu folgen.

Drinnen hat Mirza sogar eine kleine Nothlüge zu Rustan's Entschuldigung bei der Hand. Er hatte sich im Walde verirrt; und dann bemüht sie sich, den zürnenden Vater von der Unterredung mit Rustan abzuhalten. Wie schön und lieblich steht da diese Mirza vor uns. Sie liebt und duldet schwer durch den heimlich Geliebten. Sie möchte ihm dauernd zürnen können. Aber wenn der Vater ihm grollt, wie ist sie selbst sofort umgewandelt. Sie wird sogar findig in Entschuldigungen. Alles das so echt weiblich. Doch der Alte läßt sich heute nicht aus dem Concepte

bringen. „Es muß einmal zur Sprache", ruft er, und nun beginnt er:

„Sohn, seit lange schon bemerk' ich,
Daß Du unsern Anblick meidest;
Die Bewohner dieses Hauses
Und ihr stilles Thun und Treiben
Scheint Dir nicht mehr zu gefallen."

Der Alte verlangt Auskunft über den Streit bei der Jagd; da wirft sich Zanga, diese zweite Seele Rustan's, als Vertheidiger auf und Mirza bittet, daß der Sclave gehört werde. Der Sclave erzählt nun, wie Rustan von dem verwöhnten, trotzigen Jungen Osmin, der, wie eines Blumenhändlers Laden, nach Oel und Salben dufte, verspottet und gereizt wurde. Osmin habe erzählt: Der König von Samarkand, von Feindesschaar bedroht, habe dem, der den Feind schlage, die Hand seiner Tochter und die Krone versprochen, und als Rustan nach dem Wege nach Samarkand fragte, habe Osmin: „Ei, welch' ein Helfer!" gerufen; „Heil Dir, Fürst von Samarkand! Guter Freund! Bleib' hinterm Pfluge!"

In diesem Momente braust die Leidenschaft des Ehrgeizigen auf und, die Erzählung des Sclaven unterbrechend, ruft er: „Heute hatte Osmin Recht; morgen nicht mehr. Gebt Urlaub, Oheim."

Vorstellungen nützen nicht. Der Alte sagt dem Brausekopf, seine Tochter liebe ihn. Rustan beharrt doch auf seinem Vorsatze, tröstet aber die Mirza mit dem Worte: Doppelt glücklich sehen wir uns wieder. Am nächsten Morgen soll er gehen nnd begibt sich zum letzten Male in seine Kammer. In der Ferne hört er den Derwisch singen:

„Schatten sind des Lebens Güter,
Schatten seiner Freuden Schaar,
Schatten Worte, Wünsche, Thaten,
Die Gedanken nur sind wahr.

Und die Liebe, die Du fühleſt,
Und das Gute, das Du thuſt,
Und kein Wachen als im Schlafe,
Wenn Du einſt im Grabe ruhſt."

Aber: „Poſſen! Poſſen!" ruft Ruſtan; „Andere Bilder werden hier im Innern wach. König — Zanga — Waffen! Waffen!"

Die Harfenklänge, die das Lied begleiteten, gehen in mehrſtimmige Muſik über. Ruſtan ſchläft. Zwei Knaben tauchen an ſeinem Lager auf: ein buntgekleideter mit verlöſchter Fackel, ein braungekleideter mit brennender Fackel. Die Fackeln nähern ſich einander; die verlöſchte entzündet ſich, die andere erliſcht. Der Hintergrund öffnet ſich. Wolken verhüllen ihn; aber ſie heben ſich und die Gegend wird ſichtbar, in welcher der nächſte Act ſpielt. Ich bitte, das wohl zu beachten. Auch noch andere Bilder zeigen ſich, die das Kommende andeuten, aber — noch einmal ſei es geſagt: Ruſtan ſchläft und bewegt ſich nur im Schlafe.

Mit dem Beginn des zweiten Aufzugs entwickelt ſich nun das Weitere in derjenigen Gegend, die uns das Traumbild ſchon gezeigt hat. Aber nun treten neben Ruſtan und ſeinem Begleiter Zanga andere Perſonen in die Handlung ein, unter dieſen der König von Samarkand, Gülnare ſeine Tochter, der Mann vom Felſen, ein Stummer ꝛc. ꝛc.

Ruſtan ruft: „Freiheit! Mit langen Zügen ſchlürf' ich Deinen Aether ein."

Schon aus dem, was ich im Vorſtehenden aus dem erſten Acte mitgetheilt habe, wird der Leſer erkannt haben, daß in dieſer dramatiſchen Dichtung Töne angeſchlagen werden, die geradezu lyriſch ſind. Ich glaube, es ſtimmt das ſo recht zu dem Märchenhaften des Ganzen, und auch jetzt hören wir wieder den echt lyriſchen Ton aus der Freiheitsſchwärmerei Ruſtan's:

„Freiheit! Athem der Natur,
Zeiger an der Weltenuhr,
Alles Großen Wieg' und Thron,
Nimm ihn auf, den neuen Sohn."

Aber geradezu dämoniſch, diaboliſch klingt die Proſa Zanga's hinein, der ſeinen Herrn mahnt, jetzt recht nüchtern an's Nöthige zu denken. Dort in der Ferne liegt ſchon Samarkand, mit Leichtigkeit zu erreichen. Ruſtan muß jetzt auch mindeſtens der Sohn eines Chans oder Emirs ſein, und willigt ein, ſich durch einfache Lüge ſelbſt zu adeln. Er denkt wohl noch einmal an Mirza, aber „laßt das!" mahnt Zanga; „ſeid ein Mann!"

Da hören ſie fernen Hilferuf und bald wird ein reichgekleideter Mann ſichtbar, der vor einer Schlange flieht, weil er andere Waffen als einen Dolch nicht bei ſich trägt. Auf ſeiner Flucht ſinkt er erſchöpft nieder. Ruſtan ſchleudert ſeinen Speer nach der Schlange hin, aber — er fehlt ſie. Der Dichter deutet damit an und wird es uns bald noch deutlicher zeigen: Den Ehrgeiz zur That hat Ruſtan, aber doch nicht die Kraft dazu. Alſo, er fehlt die Schlange, doch oben auf dem Felſen erſcheint die kleine, ſchmächtige Geſtalt eines Mannes in braunem Mantel, höhnt mit ſchneidender Stimme den Schützen, der ſo ſchlecht getroffen und trifft ſelber beſſer, verſchwindet dann aber von der Höhe des Felſens. „Die Schlange todt!" ruft Zanga. „Nicht durch mich!" antwortet ſeufzend ſein Herr. Zanga dann wieder: „Seid Ihr deſſen ſo ſicher? Am Ende wart Ihr's doch. Seht doch nur! Der vor der Schlange Geflüchtete, der hier am Boden liegt, trägt Perlen und Geſchmeide. Ruſtan, Eure Lanze traf!"

„Nicht die meine!" ſagt Ruſtan, aber er möchte getroffen haben!

Zanga iſt natürlich unaufgefordert bereit, dem böſen Willen zu helfen: Ei, Mann vom Felſen, ruft er, ſo komme

Du! Aber seht, er kommt nicht; er war und ist gar nicht. Und hier am Turban des Geretteten eine Krone! Eure Lanze — ich sah es, Rustan, hat die Schlange getödtet.

Rustan's besseres Ich sagt noch einmal: Der am Felsen war's. Aber nun zum Henker! schreit Zanga; Mann vom Felsen, wenn Du bist, so komme! Er kommt nicht! Den Mann da im Fürstenschmuck, Rustan, habt Ihr gerettet!

Der Mann im Fürstenschmuck erhebt sich und ist wirklich der König von Samarkand. „Du mußt es wohl sein, der mich gerettet", spricht er, indem er auf Rustan deutet. Und wieder betheuert Zanga, diese zweite Seele Rustan's: Gewiß, er war's, hier stand er, als er den Speer schleuderte. „Hier nicht", meint der König. „Hier standst sicher Du und dieser — auf Rustan deutend — dort oben auf dem Felsen im braunen Mantel.

Eine dunkle Vorstellung des Geschehenen hat also der König, und wir werden später erfahren, daß er auch die Stimme dessen, der vom Felsen herab den Fehlwurf Rustan's höhnte, gehört haben muß.

Noch einmal möchte Rustan — auch das Böse siegt nicht so leicht — der Wahrheit die Ehre geben und die rettende That von sich ablehnen, aber Zanga weiß das zu verhindern und für den König bleibt also Rustan sein Retter.

Inzwischen naht des Königs Gefolge. In diesem des Königs Tochter Gülnare, der ihr Vater die That des Retters preist. Rustan sieht sie, die Lichtgestalt, deren Blick auf ihm ruht, und ruft: „Wär's am Rand mit meinen Tagen, ich hab' jenes Thier erschlagen!" Gülnare schwärmt für den Retter und erblickt auch schon den Helden in ihm, der an der Spitze des Heeres den Feind des Landes schlagen wird; den ihr so verhaßten Feind, der mit seinen Heeren nur heranzieht, damit Gülnare sein Weib werde. Ihr ist Rustan der Held, der aus Bescheidenheit verstummt, weil man ihn lobt,

indessen Andere mit Thaten prahlen, aber jede That schuldig bleiben. Sich umwendend, erblickt sie die Schlange und schaudert. Bei der Schlange liegt des Königs Dolch, reich mit grünen Edelsteinen besetzt. Rustan reicht ihn dem Könige; der aber spricht: Zähl' ihn zu dem Deinen! Der König wendet sich dann zum Gehen. Wiederum erblickt Gülnare die todte Schlange und stützt sich schaudernd auf Rustan's Arm. So gehen sie und Zanga höhnt schon: Prinzeßchen hat gefangen; und als Rustan zurückkehrt, ruft auch der: „Ich bin selig!" Gibt es wirklich einen Mann im braunen Mantel, so will er ihn mit reichem Lohn zum Schweigen bringen. Der wirkliche Mann vom Felsen erscheint. Den Lohn, den ihm Rustan bietet, will er sich aber selbst beim Könige holen. In seinem Zorne meint Rustan, der Mann sei Osmin. Wenigstens redet er es sich selbst so ein. Es kommt zu einem Handgemenge zwischen jenem und Rustan. Der Mann vom Felsen drängt seinen Gegner an einen Abgrund, durch welchen der Strom rauscht. „Hilfe!" ruft Rustan. „So brauche den Dolch!" schreit Zanga und der Mann im braunen Mantel stürzt mit dem Rufe „Rustan, Mirza!" todt in den Strom.

Hörnerschall übertönt die Wehrufe Rustan's. Ein Kämmerer lädt den Mörder ein zum Könige. Der König selbst und Gülnare kommen, ihn zu holen, und er folgt ihnen, möge er nun fallen oder siegen.

Bei der ersten Aufführung am 4. October 1834 war das Burgtheater geradezu überfüllt und schweigsam lauschte das Publicum. Der zweite Act war zu Ende und es wußte noch nicht, was es sich unter allen diesen bunten Bildern denken solle. Ja, auch noch im folgenden Acte hielt diese zweifelhafte Stimmung an.

Derselbe spielt nun schon in Samarkand. Man hört Jubelrufe und kriegerische Musik. Der König kommt, an der einen Hand Rustan, an der anderen Gülnaren führend. Das

Volk schreit: „Heil dem Sieger! Heil dem König und Gülnaren!"

Zanga drängt sich durch das Volk und schreit: „Platz da! Ich bin hier zu Hause." Er schildert den glorreichen Sieg Rustan's, der kühn auf den Chan eingedrungen ist und — zwar stürzte — ich habe im Voraus darauf aufmerksam gemacht, daß Rustan zu den seinem Ehrgeize entsprechenden Thaten unfähig sei — aber was thut's, daß er stürzt? sagt Zanga; der Feind ist geschlagen und

„ich bin das Zeitungsblatt,
Schwarz gekommen schon zur Erden;
Darf's nicht erst durch's Lügen werden."

In einem Zelte, dessen Vorhänge sie von der Außenwelt abschließen, befinden sich der König, Rustan und Gülnare. Nachher auch noch Zanga.

Rustan meint, die übermäßige Gunst erdrücke ihn, und der König tröstet mit dem Worte:

„Laß Du über dem Geschick,
Auszugleichen Werth und Glück."

Ich aber muß hier wieder einen Augenblick Halt machen als Grammatikus. „Ueber dem Geschick", was heißt das? Ist das dasselbe „über" wie in Goethe's „Ueber allen Wipfeln"? Nein, gewiß nicht. „Ueber" ist hier nicht die Präposition, die zu dem von ihr regierten Dativ „dem Geschick" gehört, sie gehört vielmehr zu dem Verbum als ein Theil von diesem. Der Dichter hatte offenbar schreiben wollen, und die Herausgeber hätten meines Erachtens auch so corrigiren dürfen und sollen:

Ueberlass' es dem Geschick.*)

*) An anderer Stelle verfährt Grillparzer ganz ebenso, wie oben mit dem Worte „überlassen", mit dem zusammengesetzten Zeitworte „widerstreben", und sagt: „Ihr strebt dem Höher'n plumpen Dranges wider", wo er etwa hätte sagen sollen, wenn er doch nicht

Und nun nach dieſer ſchulmeiſterlichen Abſchweifung weiter in meinem Referate! Der König alſo tröſtet und meint, Ruſtan ſolle nehmen, was ſein ſei. Eines aber iſt dem König doch auffallend: Niemand will die Namen der Eltern kennen, die Ruſtan genannt hat; Niemand ſein Volk und ſein Land. Aber Zanga iſt nun ſchon wieder als Helfer da:

„Ein kleines Nomadenvölkchen iſt's, bald hie, bald da!“ Und Ruſtan? „Kennt man das Was“, meint er, „wer fragt dann noch Wie und Wer?“ Und das genügt dem Könige. Er freut ſich auch, daß Ruſtan jetzt ſo ſtattlich und groß iſt, während er ihm damals auf dem Felſen und im braunen Mantel klein und bleich vorkam. Es iſt ihm angenehm, daß Ruſtan's Stimme nicht mehr ſo ſchneidend und ſcharf klingt, wie damals vom Felſen. Da aber hört man von draußen Klagetöne, die der Stimme vom Felſen zu gleichen ſcheinen. Der König fragt: Warſt Du damals mit dieſem, dem Neger da, allein?

„Allein mit dieſem!“

Und wieder wird erörtert, wo Jeder ſtand, und wieder hört man Klagetöne, die der Stimme vom Felſen ähnlich ſind.

Der König verlangt, daß dieſe ekle Stimme entfernt werde. Aber ein Kämmerling tritt ein mit der Meldung, die Stadt ſei in Aufruhr, weil im Fluß ein Ermordeter gefunden und in dem Todten ein durch den König vom Hofe Verbannter erkannt wurde. Der ſtumme Vater dieſes jetzt todt

---

„widerſtrebt“ ſagen konnte: „Ihr ſtrebt dem Höher'n plumpen Drangs zuwider“. — Sonderbar! In der Regel machen die Wiener den gerade entgegengeſetzten Fehler und ſagen z. B.: „Es obliegt mir“, anſtatt: „es liegt mir ob“. In der Behandlung der mit Präpoſitionen zuſammengeſetzten Zeitwörter ſcheint eben noch einige Unklarheit zu herrſchen. So mag's dann vorkommen, daß der Wiener wohl auch einmal „den Fluß überſetzt“, anſtatt „über den Fluß zu ſetzen“. Doch der Deutſche da draußen, zumal der Berliner, ſoll darüber nur ja nicht in den Harniſch gerathen; denn grammatikaliſche Schrullen hat auch er.

Gefundenen sei es, der, eine Schrift in den Händen, draußen so schauerlich klagend gestöhnt habe. Ihn aber, den König, klage man des Mordes an. „Mich?“ ruft der König, indem er die Zeltvorhänge zurückschlägt,

„Herein, Du stummer Mann der Thorheit,
Und beweise Deine Klagen,
Oder stirb von meiner Hand!“

Man sieht jetzt schon: düst're Gewitterwolken ballen sich zusammen über dem Haupte Rustan's und seinem bösen Geiste wird die Hilfe nicht leicht werden.

Es enthüllt sich jetzt, daß man in der Brust des Todten den Dolch des Königs gefunden. Bestürzt verlangt dieser seinen Dolch von Rustan, und der erbleicht. Der König will dann selbst den Todten sehen, verläßt das Zelt aber nur, um dem Rustan Zeit zur Flucht zu lassen. Zu diesem in's Zelt tritt dann ein altes, hinkendes Weib, einen gefüllten Becher in der Hand, welcher demjenigen gleicht, welcher im Zelte für den König bereit steht und mit Wein gefüllt ist.

Die hinkende Alte ist auch nur eine neue Personification eines bösen Gedankens, der aus der Seele Rustan's emporsteigt. Du bist krank, sagt sie, aber mein Gift bringt Heilung; gebrauch's, wie Du willst. Sie stellt ihren Becher neben den des Königs. „Nimm ihn wieder fort“, ruft Rustan, „und gehe.“ Dabei reicht er ihr aber nicht den Becher mit dem Gifte, sondern den mit dem Wein für den König. Höhnisch lacht die Alte: Gern trink' ich den Wein für den König und als Lohn behalt' ich seinen Becher. Damit verschwindet sie. Der König kehrt zurück und wundert sich, daß Rustan nicht entflohen ist. Der aber, der über den Becher mit dem Gifte ein Tuch gebreitet hat, das er vom Halse Rustan's genommen, erklärt nun keck, den Dolch, den ihm der König geschenkt, verloren zu haben, so daß ihn ein Anderer gefunden haben möge, und fordert seinen Lohn: die Hand Gülnarens. Nicht

dem Verbrecher, meint der König, versprach ich Lohn, doch gebe ich Dir gerne Zeit bis zum nächsten Morgen, Dich vom Verdachte, der auf Dir lastet, zu reinigen.

Der König will nun die Schrift des alten Kaleb lesen (des stummen Vaters des Todten), möchte aber erst trinken und vermißt seinen Wein. Doch Rustan reißt das Tuch fort, mit welchem er den Becher verdeckt hatte, und der König sieht freudig, was er suchte. Und nun entwickelt sich eine besonders fein gezeichnete Scene: Der König spricht, auf den Becher hinweisend:

„Dort steht er. Wie er blinkt!
Freundlich mir entgegenwinkt!
Ach, was ist seitdem vergangen,
Seit mein Mund an dir gehangen."

Zanga wird fortgeschickt, um Licht zu holen, und der König spricht weiter, indem er sich an den stummen Kaleb wendet:

„Alter, bring' mir her den Becher,
Jenen frohen, holden Wein!
Ach, vielleicht, daß von dem Glück,
Das in mir, als ich getrunken,
In den Kelch ein Hauch gesunken
Und er gibt ihn nun zurück."

Der König ergreift den Becher, den ihm Kaleb reicht; aber Rustan, jetzt schon ganz Schurke, ruft:

„Trink' nicht!"

König:

„Und warum?"

Rustan:

„Nicht aus dieses Mannes Hand,
Der durch schlau erdachte Lügen
Ab mir Deine Gunst gewandt,
Und der tödten kann wie lügen —
Nicht aus dieses Mannes Hand!"

König:

„Wahrheit sprach sein stummer Mund
'Und so nehm' ich mit Vertrauen
Das Gefäß aus seiner Hand."

Dann mit hochgehobenem Becher:

„Rustan, allen, die bereuen!"

Es wird Licht gebracht, und der König, der Alle, bis auf den stummen Kaleb fortgeschickt hat, liest nun laut die vom Alten überreichte Schrift. Es ist das eine vom Todten noch während seines Lebens verfaßte Mahnung an Rustan. Der Todte hat als Verbannter — erinnern wir uns des Derwisches — in der Nähe der Hütte Rustan's gelebt und so Gelegenheit gehabt, das ruhmsüchtige Sinnen und Trachten Rustan's zu beobachten, um ihm dementsprechend in's Gewissen zu reden. Es genügt hier, nur die folgenden Stellen aus dieser Schrift, die jetzt zu einer Anklage gegen Rustan wird, mitzutheilen:

„An den Quellen des Mahia
Leb' ich einsam, ein Verbannter,
Nah' des alten Massud's Hause." .....

Während dies der König liest, wird im Hintergrunde der Bühne eine Gestalt wie Mirza sichtbar mitsammt ihrer Hütte. Vor ihr steht ein Greis, in Haltung und Kleidung ganz dem alten Kaleb ähnlich, und eine kleine Harfe in der Hand. Der freundliche Leser erinnert sich jetzt wohl auch des Gesanges, der in der letzten Nacht vor dem Weggange Rustan's erklang. Rustan bemerkt die Aehnlichkeit dieser Gestalt mit Kaleb und erschrickt.

Der König liest weiter:

„Sieh', sie kommt Dir ja entgegen,
Sorgt um Dich mit frommem Blick;
Wenn nicht hier, wo ist das Glück?"

„Mirza!" schreit Rustan, und das Gesicht verschwindet.

Weiter liest der König:

„Ruſtan, Ruſtan, wilder Jäger,
Kehr' zurück auf Deinen Pfaden.
Sieh' auf mich! Weil ich getrachtet
Nach dem Hohen, nach Verbot'nem,
Irr' ich hier in dieſer Wüſte,
Freigeſtellt das nackte Leben
Jedes Meuchelmörders Dolch."

Während der König dies lieſt, zeigt ſich im Hintergrunde, wie vordem das Bild Mirza's, ſo jetzt das Bild des Mannes vom Felſen, den Ruſtan ermordet hat. Der braune Mantel hängt der Geſtalt auf der rechten Schulter. Ihre linke Bruſt iſt entblößt. Eine Natter nagt daran und die Geſtalt macht eine Bewegung, als wolle ſie die Natter auf Ruſtan ſchleudern.

Dieſer ſchreit: „Entſetzen!" und die Erſcheinung verſchwindet. Ruſtan aber iſt zuſammengebrochen und ruft, auf dem Boden liegend:

„Zauberkünſte!
Und doch nur der Sinne Traum?
Kommſt Du immer, wenn's zu ſpät?
Sieh' den Becher, halb geleert!"

Der König ſpürt jetzt die Wirkung des Giftes. „Ruſtan," ruft er, „was war im Becher?" — „Weiß ich's?" lautet die Antwort. Der König ſieht jetzt auch geheime Zeichen am Becher, ſieht, daß er nicht aus dem ſeinigen getrunken und ruft entſetzt: „Ruſtan! Heil'ge Götter! Ruſtan! Dein Verbrechen!"

Sterbend, und den Seinigen, die ihm entgegenkommen, in die Arme fallend, verläßt der König das Zelt. Zanga meldet, daß der Vergiftete draußen mit ſeinem letzten Athemzuge noch verkünde, was geſchehen ſei. Ruſtan will nun fliehen, aber nirgends iſt ein Ausgang. Den Zanga fordert er auf, ſein Meſſer bereit zu halten und ihn, wenn Alles verloren ſei, von rückwärts zu tödten.

Da erscheint Gülnare mit ihren Frauen. Von ihr hört man, daß eben doch noch der alte Kaleb als des Königs Mörder gilt. Kaleb's Anhang wolle nun auch sie tödten. Auch das Heer empöre sich gegen sie. Aber wie „Rustan!" ihres Vaters letztes Wort gewesen, so rufe auch sie jetzt auf den Knieen: „Rustan, rette mich!"

Bewaffnete dringen ein, geführt von den Officieren, die Zanga überredet hat, für Rustan Partei zu ergreifen. Dieser verlangt, daß Kaleb, sein falscher Ankläger, ihm übergeben werde. Das Heer aber fordert er auf, so wie er, vor seiner Herrin Gülnare zu knieen. Und Gülnare will nun ihren Herrscherschmuck theilen mit ihm.

Ich weiß nicht, wie der freundliche Leser das Ganze, so weit ich es bis jetzt mitgetheilt habe, auffaßt. Ich habe besonderen Nachdruck auf gar Manches gelegt, was ihn orientiren muß, aber vielleicht geht es trotzdem auch ihm, wie den am 4. October 1834 im Burgtheater Versammelten. Wir stehen jetzt schon vor dem Anfange des vierten und letzten Actes, das zuschauende Publicum war aber noch immer zweifelhaft.

Sehen wir also, was weiter geschah. Rustan ist im königlichen Palast, einen Goldreif im Haar. Er herrscht also jetzt wirklich in königlicher Herrlichkeit. Da tritt Karkhan auf, laut klagend, daß sein schuldloser Vetter Kaleb im Kerker schmachte. Jeden Tag, ruft er, wächst des Fremden rechtlose Gewalt. Seid Ihr Männer, Freunde, so kommt. Wir suchen Recht bei der Fürstin, die selbst unter dem Tyrannen leidet. Aber Rustan tritt ihnen in den Weg, um sie als Hochverräther zu verhaften. Karkhan und seine beiden Freunde ziehen ihre Dolche. Bewaffnete eilen herbei, die drei „Empörer" festzunehmen. Inzwischen gibt Rustan dem Zanga den Wink, den alten Kaleb aus der Welt zu schaffen. „Besser er, als wir zwei." Vom Lärm herbeigerufen, kommt Gülnare als Königin,

erzürnt darüber, daß man ihr auf die Frage, was draußen vorgehe, keine Antwort gegeben. Sie fragt, wer die Verhafteten seien. „Hochverräther!“ ruft Rustan. „Unterdrückte!“ spricht Karkhan. „Laſſ't ſie ſprechen!“ befiehlt die Königin. Karkhan fordert, daß der verhaftete Kaleb gehört werde, und Gülnare findet das billig. Rustan ſagt: „Schon ſandte ich meinen Diener, ihn zu holen.“ Karkhan: „Trifft ihn der, ſo iſt er verloren.“ Gülnare: „So geh' und führe Du ihn vor.“ Rustan: „Die Wache des Thurmes ſteht in meinem Eid. Ich habe ſo mich vorgeſehen, denn wer von Gnade lebt und auf Dank zählt, iſt ein Thor.“ Gülnare: „So alſo enthüllſt Du Dich?“

Inzwiſchen iſt der blutige Auftrag, den Zanga erhalten, unausgeführt geblieben, weil Kaleb vom Volke ſchon befreit wurde. Er erſcheint vor der Königin und dieſe fordert ihn auf, ihr den Tod ihres Vaters zu deuten. „Setze Dich hin und ſchreibe!“ Rustan droht: „Meine Feder ruht in der Scheide meines Schwertes!“ Karkhan lieſt nun hinter dem Schreibenden: „Eu'res Königs Mörder iſt —“ Da ſchreit Rustan: „Ich verbiete, daß er ſchreibe,“ und dem erſchrockenen Alten entſinkt die Feder. Gülnare befiehlt, daß man ihm eine neue bringe. Zanga hebt aber die am Boden liegende auf und reicht ſie dem Alten, doch er ſtößt dabei mit dem Dolche nach ihm und verwundet ihm die rechte Hand. Neuer Wirrwar. Endlich tritt Rustan vor den Tiſch und ſpricht, indem er den Zettel ergreift:

„Eures Königs Mörder — Wer?
Wärſt Du's ſelbſt, Du wirſt's nicht ſagen;
War es jener dort, Dein Neffe?
Er, ein Heuchler und mein Feind!
War's des Königs eig'ner Mundſchenk?
Oder ſie, des Fürſten Tochter,
Die, nach Reich und Krone lüſtern,
Vorgriff ſeinem trägen Ende?

Nicht mit Winken und Geberden,
Deutlich zeug' vor dem Gesetz!
War's mein Diener, den ich selber
Angeklagt im Taumelwahn?
Waren's Krieger? Waren's Bürger?" —

Da richtet sich der Stumme hoch empor und ruft mit flammenden Augen mühsam, aber deutlich: „Du!" Dann noch einmal spricht der Stumme: „Rustan!"

Denken wir uns nun wieder einen Augenblick mitten in die erste Aufführung. Die Vorstellung hatte sich bis zu dem entscheidenden „Du, Rustan!" entwickelt. Tiefste Grabesstille ringsum, und wieder beginnt Rustan:

„Es ist nichts Wirklich's, sag' ich.
Truggestalten, Nachtgebilde,
Krankenwahnwitz, willst Du lieber,
Und wir sahen's, weil im Fieber."

An dieser Stelle nun schreibt der Dichter vor, daß die Uhr schlage. Langsam, laut und feierlich verhallen die Klänge der Glocke, und wieder spricht Rustan:

„Horch', es schlägt. Drei Uhr vor Tage.
Kurze Zeit, so ist's vorüber!"

Da ergreift ein Etwas, ein Wirbelwind des Geistes, die versammelte Menge und Allen geht urplötzlich das Verständniß auf. Mit einem Male wissen sie es: Nicht Wirklichkeit hat ihnen der Dichter vom zweiten Acte an gezeigt, sondern nur einen Traum Rustan's, und dieser Erkenntniß folgt sofort endloser Applaus.

Auf der Bühne war der Traum mit den drei Glockenschlägen noch nicht zu Ende; doch kann ich mich jetzt kurz fassen. Diejenigen vom Heere, welche auf Rustan's Seite gestanden, fallen wieder ab zu Gülnare. Dennoch will Rustan kämpfen, aber er wird zur Flucht gedrängt und verfolgt. Bald sieht er sich nahe derselben Stelle, wo er den Mann im braunen Mantel ermordet hat. Zanga wird in diesem

Ruſtan's Flucht. Der Sturz in den Strom.
(Scene aus dem IV. Aufzuge.)

kritischen Augenblicke zum Verräther und will seinen Herrn ausliefern an die Feinde. „Teufel! Ungeheuer!“ schreit Rustan und will ihn tödten. Zanga aber schlägt ihm das Schwert aus der Faust, indessen die Verfolger näher und näher kommen. Nirgends ein Ausweg. Vor ihm der Abgrund und der rauschende Strom, in den er den Mann im braunen Mantel gestürzt hat. Muß jetzt auch er hinunter? Man sieht wirklich wen in die Fluthen stürzen — — *da erwacht Rustan in Massud's Hütte aus seinem Schlafe.*

Eine kleine Scene, die der Dichter kurz vorher einschiebt, habe ich, obgleich sie an sich sehr lieblich ist, unerwähnt gelassen. Mirza wacht in ihrem Kummer. Sie glaubt überall nur *seine* Stimme, nur *seine* Klagen zu hören. Angstvoll klopft sie an der Thüre, die zu ihrem Vater führt. Auch der hat schlaflos und in schweren Sorgen dem Morgengrauen entgegengesehen. Auch bei ihnen ist die dritte Stunde nach Mitternacht qual- und leidvoll herangerückt und Mirza tritt ein beim Vater. Sie wollen dann gemeinsam hinübergehen zu Rustan. Ich habe diese Scene überschlagen, weil ich meinte, sie greife störend ein in den Traum, und die wirkliche Mirza nebst ihrem Vater dürften erst in dem Augenblicke wieder auftreten, in welchem Rustan in der Hütte Massud's erwacht. Selbstverständlich findet Rustan die Beiden nun am Ende seines Traumes auch wirklich bei sich, nachdem schon vorher Zanga bei ihm eingetreten ist, ihm meldend, daß die Pferde zur Abreise bereitstünden. Rustan ist lange Zeit unfähig, sich zu fassen. Er kann nicht begreifen, daß zwischen dem späten Abend, an welchem er um seinen Abschied bat, und jetzt nur wenige Stunden einer einzigen Nacht liegen. Aber all' das Schreckliche, das er träumend erlebt, hat gewirkt. Er ist wirklich ein Anderer geworden und, die Sonne begrüßend, betet er:

„Was verworren war, wird helle.....
Dank Dir, Dank! Daß jene Schrecken,

Die die Hand mit Blut besäumt,
Daß sie Warnung nur, nicht Wahrheit,
Nicht geschehen, nur geträumt,
Daß Dein Strahl in seiner Klarheit,
Du Erleuchterin der Welt,
Nicht auf mich, den blut'gen Frevler,
Nein! auf mich, den Reinen, fällt."

„Des Meeres und der Liebe Wellen."

Bei den alten Griechen ging einst die folgende, auch heute noch aller Welt bekannte Sage: Zu Sestos am diesseitigen Ufer des Hellespont lebte einst Hero als Priesterin der Aphrodite. Trotz ihrem heiligen Amte, nach welchem sie ehelos leben mußte, liebte sie den schönen Jüngling Leander, der, Lesbos gegenüber, zu Abydos wohnte, am asiatischen Ufer des Meeres. Um die Priesterin, welcher auch er in Liebe zugethan war, zu sehen, schwamm er allnächtlich über den Hellespont hinüber, ertrank aber, als sich einst ein gewaltiger Sturm erhob, und nun stürzte sich auch die Priesterin in's Meer.

Diese Sage ist es, aus welcher Grillparzer eine seiner schönsten Tragödien gemacht hat, diejenige, welcher man neben der „Sappho" nachrühmt, daß sie die poetischeste von seinen dramatischen Dichtungen sei, dies wohl nur, weil sie mehr zum Herzen als zum schauenden Verstande spricht. Aber sollte sich auch Hero so wie Sappho, jener beklagenswerthen Manie fröhnend, in welcher nicht selten grade heute eine entnervte Jugend das Leben von sich wirft, in's Meer stürzen? Grillparzer konnte diese Wiederholung glücklicherweise nicht wollen und gab darum seiner Tragödie, wie wir sehen werden, ein anderes Ende. Auch wollte er in diesem Trauerspiel nicht reines Hellenenthum schildern, sondern war darauf bedacht,

seine Dichtung unserer modernen Anschauung und Empfindung näher zu rücken, indem er sie von einem romantischen Hauche durchweht sein ließ. Gerade deshalb nannte er sie nicht schlechtweg „Hero", wie er gekonnt und nach Laube's Meinung auch gesollt hätte, sondern „Des Meeres und der Liebe Wellen". Sie ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen und durchaus, einige wenige und kurze Stellen ausgenommen, in fünffüßigen Jamben geschrieben.

Der handelnden Personen sind nur wenige: Hero, die Trägerin des Ganzen. Der Oberpriester, ihr Oheim. Leander und sein Freund Naukleros. Die Tempeldienerin Janthe. Dann auch noch die Eltern der Hero, deren Vater Bruder des Oberpriesters ist, jedoch, wie auch die Mutter, in die Handlung nur wenig eingreift. Endlich der Tempelhüter. Neben diesen wohl auch noch Diener, Dienerinnen, Fischer und Volk, diese aber nur als Staffage dienend.

Ich versuche es nun, uns die Handelnden, ehe ich in die Handlung selbst eingehe, näher zu rücken.

Hero ist schon als junges Mädchen zu ihrem Onkel, dem Oberpriester, gebracht worden, um für den Stand einer Priesterin erzogen zu werden, und fühlt sich in dem Augenblicke, da sie sich für immer binden und zum ersten Male opfern soll, unsäglich glücklich. Alles ist sonnig. Für sie, die sich zum Beginne des Dramas mit den letzten Vorrichtungen zum Opfer beschäftigt, ist das hohe Amt, dem sie sich weihen will, ein schöner und großer Gedanke, ein beneidenswerthes Los.

„Die unbemerkten Tage,
Die fernhin rollen ohne Nicht und Ziel,
Dem Dienst der hohen Himmlischen zu weih'n",

ist ihr das Höchste und Herrlichste. Indem sie der Göttin Haupt bekränzt, glaubt sie sich selber zu verklären und preist den Tag des beginnenden Festes, der so klar, so still, so lieblich ist. Schon seit der Urväter Zeit hat Hero's Geschlecht

dem Heiligthume seine Priester und Priesterinnen gegeben, und sie fühlt sich groß in dem Bewußtsein, diesem auserwählten Geschlechte entsprossen zu sein.

Aber hat sie auch ihr Herz geprüft? Sie glaubt es, und indem sie dem Hymenäus, dem Gotte der Hochzeiten, einen Kranz auf das Haupt legt, spricht sie: „Nimm ihn von Einer, die gerne frei.“ Und zum Gotte Eros, dem sie gleichfalls Blumen spendet, spricht sie: „Du bist meiner Göttin Sohn und ich ihr Kind. Redliche Geschwister, die einander nicht beschädigen und Ruhe halten, sind wir beide. Ehren will ich Dich, aber nur wie man verehrt, was man nicht kennt.“

Hat sie frei gewählt? Wahl hatte sie ja gar nicht. Ein glücklich' Ungefähr, der Wille ihres Vaters, hat sie schon früher her gebracht und es ist ihr so ganz recht.

Kennt sie sich wirklich selbst? Wenn wir hören, wie ihr Lieblingslied lautet, so zweifeln wir, obgleich sie es — zum Verdrusse des Priesters — singt, ohne nachzugrübeln über den Sinn des Liedes:

„Sie aber streichelt
Den weißen Schwan.“

O dieser Verführer Schwan! Verräth doch der Gedanke an ihn geheime, ihr selbst noch unbewußte, unentfachte, irdische, für die Priesterin sündhafte Gluth. Wäre es möglich, daß sie sich von Eros und Hymenäus, denen Andere dienen, nur abgewandt, weil sie einst in diesem Dienste Anderer gar Peinliches gesehen hat? Daheim bei ihren Eltern hatte immer nur Sturm gedroht. Ihr Vater, unsäglich geistesarm und flach, wollte immer nur, was kein Anderes wollte. Sein ihm geistig überlegenes Weib, Hero's Mutter, tyrannisirte er. Seine arme Frau durfte nur dulden und schweigen. Und Hero's Bruder glich so sehr dem Vater, daß sie selbst als Kind immer nur das Spielwerk brüderlicher Launen gewesen war.

Es ist da wohl begreiflich, daß sie glaubte, glücklich zu werden im strengen, entsagenden, aber heiligen und heiligenden Dienste der Göttin, von welcher der Oberpriester rühmt:

„Nicht ehrt man hier die ird'sche Aphrodite,
Die Mensch an Menschen knüpft wie Thier an Thier,
Die Himmlische, dem Meeresschaum entstiegen,
Einend den Sinn, allein die Sinne nicht,
Der Eintracht alles Wesens hohe Mutter,
Geschlechtlos, weil sie selber das Geschlecht,
Und himmlisch, weil sie stammt vom Himmel oben."

Ihr will sich Hero weihen und bedarf deshalb nicht einmal einer Freundin, die schwatzen möchte, während ihr, der Priesterin, nur die Sammlung frommt.

Sammlung! Von ihr sagt der Oberpriester, Hero's Oheim, und das charakterisirt ihn gar schön: Sie ist

„der mächt'ge Weltenhebel,
Der alles Große tausendfach erhöht
Und selbst das Kleine näher rückt den Sternen.
Des Helden That, des Sängers heilig' Lied,
Des Sehers Schau'n, der Gottheit Spur und Walten,
Die Sammlung hat's gethan und hat's erkannt."

Sammlung ist's ja auch, was die Priesterin, indem ihr Gott in dunklen Nächten naht, zur Seherin macht, und wie, wenn auch Hero Seherin werden könnte?

Diesen kühnen Traum des Oberpriesters aber weist die Bescheidene sanft zurück:

„Verschied'nes geben Götter an Verschied'ne;
Mich haben sie zur Seh'rin nicht bestimmt.
Auch ist die Nacht zu ruh'n, der Tag zu wirken,
Ich kann mich freuen nur am Strahl des Licht's."

Auch das gehört zu ihrer Charakteristik und erklärt das Kommende aus ihrem inneren Wesen. Sie ist Weltkind, obschon sie glaubt, zur Priesterin berufen zu sein.

Ich weiß nicht, warum man den Oberpriester, ihren Oheim, nicht recht gelten lassen will und insbesondere zu

pfäffisch-streng findet. Im Tempelhaine der Göttin hat ein Taubenpaar sein Nest gebaut und dieses Nest wird ausgehoben, während Hero mit ihrer Mutter spricht. Man hat die brütende Taube in ein Körbchen gesetzt, um sie wegzubringen, und Hero will das aus Mitleid mit dem Thiere nicht leiden. Ihr wär's lieber, wenn man die Taube fliegen und in den Hain zurückkehren ließe. Sie spricht das nicht aus, aber sie läßt es erkennen, indem sie die Taube zärtlich streichelt. Nun aber ist es alte Tempelsatzung, daß im Haine der „nicht irdischen Aphrodite", welche „den Sinn, aber nicht die Sinne eint", das an das Irdische erinnernde Nest nicht geduldet werde. Der Priester hat diese „Grausamkeit" nicht aus sich heraus erfunden, sondern als alte Satzung übernommen; und wenn er will, daß im Sinne dieser Satzung vorgegangen werde, so ist das nicht hartherzig und grausam, sondern Pflichterfüllung im Dienste eines höheren Zwecks. Er hat also ganz Recht, wenn er die Hero tadelt, daß sie das Fortbringen der Taube nicht will, mithin vergesse, was hier Brauch und Sitte sei. Er hat ganz Recht, wenn er die Schwägerin, die das Wegbringen der Taube einen jammervollen Anblick nennt, in ihre Schranken zurückweist. Ich finde diese seine Strenge auch ganz am Platze als Warnung für Hero, die in diesem Augenblicke noch nicht gebunden ist und noch das Priesterinnenamt, wenn ihr die darin geforderte Entsagung zu schwer ist, zurückweisen kann, ja zurückweisen muß. Ich finde das Wegbringen der brütenden Taube aus dem Tempelhaine aber auch deshalb schön, weil die daran geknüpfte Theilnahme an dem Lose dieser Vertriebenen unseren Blick in das Herz der Priesterjungfrau noch mehr vertieft und uns schon sehr deutlich die schlummernden Gefühle zeigt, von denen Hero selbst in diesem Augenblicke noch keine Vorstellung hat.

Dieser heidnische Priester ist allerdings ganz anders gezeichnet, als jene Fratzen, die von unseren Dichtern nur zu

oft als katholische Priester auf die Bühne gebracht werden und zumeist nur Copirungen des ebenso schurkischen wie fanatischen Patriarchen in Lessing's „Nathan" sind, dem der Dichter das ewige „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!" in den Mund legt; des so schrecklich albernen Abtes von Fulda in Goethe's „Götz" oder des Paters Brey von demselben Verfasser. Ich kann darum der Charakterzeichnung dieses Priesters hier nur anerkennend gedenken, anerkennend wenigstens in den ersten Acten. Das Musterbild eines christlichen Priesters hat aber Grillparzer in dem Oheim seiner Hero zweifellos nicht schaffen wollen. Darum läßt er ihn schließlich der Weltklugheit verfallen und zu diplomatisiren beginnen, um das, was er nicht mehr ändern kann, dem Auge der Welt zu verhüllen. Wir werden das ja sehen.

Von den übrigen handelnden Personen heben wir hier nur noch die beiden Freunde Leander und Naukleros, schon ehe wir in die Handlung eingehen, besonders hervor.

Den Naukleros zeichnet der Dichter in der Gestalt eines blondhaarigen Athleten. Er ist heiter, lebenslustig, rasch zugreifend und furchtlos. Freundschaft, warme, aufopfernde Freundschaft, und froher Lebensgenuß sind die Sterne, denen er folgt.

Anderer Art ist der von Gestalt kleinere, aber doch kräftig gebaute Leander. Ein stilles Wasser mit tiefem Grunde. Schwermuth scheint seine hauptsächlichste Charaktereigenthümlichkeit zu sein. Sie ist in dem Augenblicke, da wir Leandern in die Handlung der Tragödie eintreten sehen, noch gesteigert durch den Tod seiner Mutter. Eintreten in die Handlung, sagte ich, und muß mich corrigiren, denn er wird gewaltsam hineingezogen vom Freunde, der ihn in seinem Trübsinne zerstreuen will. Wie Leander diese Zerstreuung erlangen kann, ist dem Freunde gleichgiltig. Macht sich Letzterer, wie ich im Voraus gleich hier verrathen will, doch geradezu zum Liebes-

werber für Leander, obgleich er eine aufkeimende Neigung desselben für thöricht hält, weil sie unvernünftig und gefährlich ist. Aber immerhin! Ein wenig Liebe, meint er, wird den Trübsinnigen aus sich selbst herausreißen und im Uebrigen die Sache nicht so schlimm werden. Mag er doch nicht glauben, daß der stille Freund gleich in Flammen aufgehen werde. Diesen schildert er selbst wie folgt und zeichnet damit auch sich:

„Ich bin der Größ're, bin sein Meister,
Und doch, geh'n wir zusammen unter's Volk,
Im Mädchenkreis, beim Fest, bei Spiel, bei Tanz —
Mich trifft kein Aug' und ihn verschlingen alle.
Das winkt, das nickt, das lacht, das schielt, das kichert,
Und ihm gilt's, ihm! Sie sind nun mal vernarrt
In derlei dumpfe Träumer, blöde Schlucker."

Also auch noch dumpfer Träumer ist Leander. Ein Träumer, der Abends im Kahne liegt und diesen unbekümmert hinschaukeln läßt auf den Wogen des Meeres. Wohin sie ihn tragen mögen, einerlei. Der Träumer ist ja auch der beste Schwimmer, der beste Ruderer, und im Falle der Noth gebraucht er seine Kraft. Nur die Mädchen mögen ihm ferne bleiben. Sie hört, sie sieht er nicht, möchten auch, bevor das schon angedeutete, ihn umwandelnde Ereigniß aufblitzt, alle Schönen Thraciens ihn umschwärmen.

Doch genug! Wir kennen nun unsern Helden und auch die Heldin. Treten wir also mit ihnen ein in die Handlung.

Hero und Janthe nebst anderen Mädchen sind mit den letzten Vorbereitungen des Festes beschäftigt. Hero ist unwillig, weil sich Janthe und die Anderen entfernt haben, um sich auf den Wiesen umherzutreiben. Zwei Fremde waren schon am Gitterthore und die leichtsinnigen Dienerinnen der Priesterin wollen sehen und gesehen werden. Endlich kommen sie zurück und Hero schilt ihr Treiben, das unzeitigen Scherz mit dem Ernste menge. Janthe sagt spottend: „Verzeihe, wir sind

gemeines Volk. Nicht priesterlichen Stammes wie Du." — „Spotte nur," entgegnet Hero, „was Du sagst, ist Wahrheit." — „Hast vielleicht doch selbst nach den Fremden geblinzelt," sticheln Janthe, die nicht gern Anderen das letzte Wort läßt. Hero will ernstlichst zürnen und Strafe für diese Lästerung fordern. Da kommt der Oberpriester, und Hero freut sich dessen, da in seiner Nähe das Zürnen ihr, zumal heute, unmöglich ist.

Der Oheim berichtet ihr, daß ihre Eltern zum Feste gekommen sind. Wir wissen aber schon, weshalb sie sich dessen kaum freuen kann. Und auf des Oberpriesters Frage: „Wenn sie nun kämen, Dich heimzuholen?" antwortet sie ruhig: „Mich? Von hier? Vergebens!" — „Und wenn die Mutter gekommen wäre, mit dem Bräutigam an der Hand?" — „Du scherzest, Herr, und ich, ich scherzte nicht!"

Nicht beim Anblicke des Vaters, aber bei dem der Mutter erwärmt sich dann doch ihr Herz. In Gegenwart des Schwätzers, ihres Vaters, aber muß die Mutter einer Stummen gleichen und erst, nachdem Hero verlangt hat, daß der Oheim seinem Bruder Schweigen heiße, damit die Mutter rede, und als diese leise ruft: „Mein gutes Kind!", ist sie ganz die liebevollste Tochter. Allein mit dieser, wagt dann auch die Mutter zu klagen, sie sei alt und allein, einsam in ihrem Hause. Hero erschrickt. Sie will, obgleich sie die im Brüten gestörte Taube, wie wir schon wissen, beklagte, nicht fortgerissen werden aus dem milden Strahle des gottentsprungenen Lichtes unter die Rohen und Gewaltigen, unter denen die Mutter leidet. Diese aber seufzt: Das Weib ist glücklich nur an Gattenhand.

Hero:

„Das darfst Du sagen, ohne zu erröthen?"

Mutter:

„O wehe, weh!
Sie haben mir mein frommes Kind entwendet,
Ihr Herz geraubt mit selbstisch eitlen Lehren!"

Hero:

„Ich will mit heit'rem Sinne wandeln
Hier an der Göttin Altar, meiner Frau,
Das Rechte thun, nicht weil man mir's befahl,
Nein, weil es recht, weil ich es so erkannt,
Und Niemand soll's mir rauben und entzieh'n."

Ich kann hier selbstverständlich nicht in alle Einzelnheiten der Entwicklung eingehen. Ich kann nur andeuten, suche dabei aber vorzugsweise das hervorzuheben, was die Handelnden mehr als Anderes charakterisirt.

Hero's Vater drängt auf rasche Einführung der Tochter in ihr Amt. Der Oberpriester entgegnet:

„Rasch? Und warum?
Was lange dauern soll, sei lang erwogen;
Wüßt' ich sie schwach, noch jetzt entließ' ich sie."

Aber er bedenkt auch:

„Die freie Wahl ist schwacher Thoren Spielzeug;
Der Tücht'ge sieht in jedem Soll ein Muß,
Und Zwang als erste Pflicht, ist ihm die Wahrheit."

So nimmt das Fest seinen Anfang. Naukleros hat sich trotz dem Zanken des Tempelhüters vorgedrängt und den Freund nachgezogen. Das Opfer beginnt. Die Priesterin kommt, schön und herrlich. „Den Göttern Ehrfurcht!" rufen die Priester, und alles Volk liegt auf den Knieen. Hero tritt zum Altar Amor's. Ihr Spruch lautet:

„Der Du die Liebe gibst, nimm all' die meine;
Dich grüßend nehm' ich Abschied auch von Dir."

Am Altare des Hymenäus aber sieht sie Leandern und stockt. Den Spruch, den sie sprechen sollte, hat sie vergessen. „Zum Tempel!" ruft der Priester, „komm'!"

Beim Beginn des zweiten Actes ist Naukleros, da schon das Fest zu Ende geht und weiteres Verweilen des Volkes unstatthaft ist, vergeblich bemüht, Leandern aus dem Tempelhaine wieder fortzuziehen. Umsonst mahnt er: Du stehst auf

verbotenem Grund. Was willst Du noch hier? Ja, wenn Du sie wenigens gesehen hättest, wie sie Dich.

Leander:

„O ich bin dreifach elend!“

Naukleros:

„Elend? Glücklich! Bist verliebt.“

Dann dankt er den Göttern, daß sie den Freund heimgesucht haben. Er erinnert sich aber auch, daß auf dem Kleide der Freude ein garstiger Fleck und daß die Priesterin unnahbare Priesterin ist.

Diese kommt wieder in den Hain. „Nun denn“, mahnt Naukleros jetzt, „so ergreif' den Augenblick und sprich: nicht allzu kühn, nicht furchtsam.“ Dann aber, als er sieht, daß diese Mahnung vergeblich ist, mahnt er wieder:

„So lern' entbehren. Und besser ist's.
Doch macht's mich toll, den Menschen anzuseh'n,
Der wünscht und hofft und dem nicht Muths genug,
Die Hand zu strecken nach des Sieges Krone.“

Und nun spricht er die Hero an: „Jungfrau, der Mann ist krank.“

Hero:

„So bring' ihn zu Apollo's Priestern.“

Naukleros:

„Hier befiel ihn seine Krankheit
Und auch nur hier verläßt sie ihn.“

Hero:

„Hier beim Fest befiel sie ihn?“

Naukleros:

„Aus Deinen Augen.“

Hero (ich citire mit Abkürzungen):

„Meint Ihr es also? ... Frech ist der Menge Sinn.
Ich geh' und mögen And're dann Euch sagen,
Daß Ihr Euch vergingt.“

Leander:

„O bleib'!“

Hero:

„Du schienst am Altar sittig mir und fromm;
Mir thut es leid, daß ich Dich anders finde."

Sie will gehen. Aber Naukleros bestürmt sie, hilfreich für seinen Kranken zu sein. Nur aus Erbarmen soll sie einen Augenblick hier, wo sie Niemand sieht, sich zu ihm niedersetzen und — — das Unglück naht: sie setzt sich.

Aber noch ist sie nicht verloren. Gestern war ich frei, sagt sie, heute bin ich's nicht mehr. So verlasse denn den Hain. Geh' frischen Muthes. Mich soll es freuen, wenn ich je Dich wiedersehe und glücklich finde. Gehe! Mein Oheim kommt!

Naukleros:

„Nimm Deinen Krug und laß daraus mich trinken;
Am besten deutet so sich unser Thun."

Leander:

„Nicht Du! Ich, ich!"

Hero:

„So trinke und jeder Tropfen sei Dir Trost."

Es folgt nun der dritte Act. Die Priesterin wird in ihre stille Wohnung, in dem Thurm am Meere, geführt. Ihr Oheim geleitet sie mit ernster Mahnung. Hier findest Du alles, sagt er,

„was den Sinn erhebt,
Nicht Wünsche weckt und Wünsche doch befriedigt,
Den Göttern dienend ihnen ähnlich macht."

Er dachte sie erfreuter und findet sie stumm und kalt.

„Alles Große schreckt", erwidert sie und gelobt ihm — wir haben's schon angedeutet — Sammlung, hier an dem stillen Orte, wo die Wogen der Gedanken leichter ebben.

Wir aber fragen uns, liebt die Priesterin? Wohl liebt sie, aber sie loht noch nicht. Noch will sie die Gedanken, die sie nicht hegen darf, niederkämpfen und sie fühlt auch die Kraft dazu.

Ehe der Prieſter ſie verläßt, deutet er an, daß ihm bange Sorge die Seele trübt, und zu ſich ſelber ſpricht dann Hero: Er meint den Vorfall mit dem Fremden und hat Recht. Der Braungelockte, vielleicht gefiel er mir. Doch er iſt fern und ſo iſt's abgethan.

Dann die Lampe an ihr Fenſter ſtellend, ſpricht ſie:

„Wie ruhig iſt die Nacht! Der Hellespont
Läßt Kindern gleich die frommen Wellen ſpielen;
Sie flüſtern kaum; ſo ſtill ſind ſie vergnügt.
... Nur meine Lampe
Wirft bleiche Lichter durch die dunkle Luft
Bis zu den fernen Ufern jenſeits hin.
Sei du ein Stern und ſtrahle durch die Nacht!"

Doch du möchteſt bemerkt werden, meint ſie dann, und wie ich löſche deinen ſanften Strahl, ſo möge löſchen auch, was hier noch flimmert. Leiſe ſingt ſie auch, das Geſchmeide aus dem Haar nehmend:

„Und Leda ſtreichelt
Den weichen Flaum."

„Aber meine Einſamkeit", ſeufzt ſie, „bleibt einſam. Ich denke des ſchönen Jünglings — es iſt wohl kein Vergehen — doch gut iſt's, daß er fern. Könnt' ich aber, ſo rief' ich bis hinüber: Gute Nacht!"

Gute Nacht! hallt ihr die Antwort entgegen. Hero meint, das Echo ſei es, das den Griechen eine ſchöne Nymphe iſt, und wieder ruft ſie:

„Sei mir gegrüßt, o ſchöne Nymphe!"

Von draußen antwortet's wiederum: „Nymphe, ſei mir gegrüßt!" Hero ſieht dann ein Haupt, zwei Arme an ihrem Fenſter, ein Mann kniet in der Brüſtung und

„Nur einen Augenblick vergönne mir!
Die Steine bröckeln unter meinen Füßen.
Erlaubſt Du nicht, ſo ſtürz' ich wohl hinab.
Ein Weilchen nur, dann klimm ich gern zurück!"

So fleht Leander. Ihr Licht hat ihn hergeführt, herüber von Abydos durch das Meer.

Draußen gehen unabläſſig die Wachen und — ein Fremder bei der Prieſterin — er, den ſie liebt?

Ich kann hier nicht alle Noth und Angſt dieſer Scene ſchildern; auch nicht den ſchrecklichen Augenblick, in welchem der Wächter naht, der Verdacht geſchöpft hat. Aber auf Eines muß ich doch wieder näher eingehen; auf den Dialog unmittelbar vor dem Scheiden Leander's:

Leander:

„Und darf ich, Jungfrau, wiederkommen?"

Hero:

„Du?"

Leander:

„Ich habe keinen Boten als mich ſelbſt."

Hero:

„Nun denn, Du holder Bote, komm' denn, komm'!"

Leander:

„Die Lampe aber hier, laß ſie mir leuchten .....
Wann aber komm' ich wieder? Jungfrau, ſprich!"

Hero:

„Am Tag des nächſten Feſtes."

Leander:

„Du ſcherzeſt wohl; ſag' wann?"

Hero:

„Wenn neu der Mond ſich füllt."

Leander:

„Bis dahin ſchleichen zehen lange Tage.
Sag' übermorgen; ſag', nach dreien Tagen;
Die nächſte Woche ſag'!"

Hero:

„Komm' morgen denn!" —

Ich habe hier nämlich eine meines Erachtens ſchwer wiegende Bemerkung zu machen. Bei einer Aufführung unſeres Stückes in einer norddeutſchen Stadt lachte bei dieſem „Komm'

morgen!", wie Laube erzählt, das ganze Haus, weil es die naive Stelle nicht naiv, sondern „moralisch" auffaßte.

Ich bedauere dieses Lachen. Es war kein moralisches, sondern ein widerlich-sinnliches.

Die Liebe Hero's war zweifellose Pflichtverletzung geworden. Pflichtverletzung als Liebe einer Priesterin, die nicht lieben durfte und eine entstehende Liebe in ihrem noch vertilgbaren Keim — ernster Wille kann das — ersticken mußte. Daß sie dies unterließ, war Hero's tragische Schuld, die sie zu büßen hatte. Ihre Liebe war von diesem Augenblicke an, weil sie jetzt lieben wollte, ihr Verderben; sie war eine Liebe, die allgewaltig ihr ganzes Sein überströmte, eine jetzt unbändige, alles Andere vergessende, verachtende, eine geradezu dämonische Leidenschaft. Neben ihr hätten sich jetzt alle Qualen der Hölle aufthürmen mögen, Hero liebte doch. Diese Größe der Leidenschaft entsprach ihrer tief angelegten Individualität und hatte darum auch in dieser ihre Entschuldigung. An sich eine Pflichtverletzung war sie aber doch, von diesem Fehl abgesehen, edel und rein. Niemand wird sagen wollen, daß Hero, die Griechin, die so gern das Lied von Leda und dem Schwane sang, jetzt, obgleich sie liebte, keine Ahnung von den Freuden irdischer Liebe gehabt habe. Der Zug der Geschlechter zu einander ist eben immer der Grund der Liebe. Aber auch die leidenschaftlichste Liebe kann keusch sein, und Hero's Liebe war das. Dieser Gedanke, den der Dichter nirgends verwischt hat, sollte namentlich uns Christen nahe liegen, die wir nur eine durchgeistigte, in's idealste Seelenleben gehobene Liebe, die innigste Seelengemeinschaft, für die rechte Liebe halten. Wer das nicht weiß und wer diese Durchgeistigung für unmöglich hält; wer sie insbesondere da nicht mehr anzuerkennen vermag, wo sich die Liebe bis zu den höchsten Affecten steigern kann; wer überall nur die Sinnlichkeit sieht: den bedauere ich, insbesondere weil ich

fürchte, daß er seine Studien nur an entarteten Herzen gemacht haben kann. Das Herz der Hero aber, die uns Grillparzer gezeichnet hat, war kein solches, und wer das weiß, der wird zu dem naiven „Komm' morgen wieder!" nicht lachen, ja nicht einmal lächeln, wie es auch in Wien mitunter vorkommen soll, sondern nur tief im eigenen Herzen erbeben, weil er die dämonische Kraft einer Liebe ahnt, die von diesem Augenblicke an das ganze Wesen Hero's erfüllt und jeden anderen Gedanken unmöglich macht. Komm' und mache mich glücklich, sagt das Wort Hero's; mag dann Dein Kommen und mein Glück mein Tod sein!

Nachdem ich die Handlung des Stückes bis zu dem Punkte, an welchem ich zur vorstehenden Bemerkung abschweifte, verfolgt habe, kann ich mich hinsichtlich des noch zu erzählenden Restes wieder beschränken.

Der Wächter hatte also entschiedenen Verdacht gegen Hero geschöpft. Auch der Oberpriester mißtraute ihr. Ihre klare Seelenruhe aber, deren Grund der war, daß Hero nun schon den Muth hatte, für ihre Liebe zu sterben, machte ihn doch bedenklich. Könnte sie nicht doch unschuldig sein? Könnte der Mann, den der Wächter in's Meer hatte springen sehen, nicht ein heimlicher Freund Janthe's sein, die ja bei allem, was im Hause Unangenehmes sich ereignete, stets die Hand im Spiele hatte? Jedenfalls wollte er jetzt seine Vorkehrungen treffen, um den Scandal, der hier zu drohen schien, unmöglich zu machen und ihn auch, so weit es ging, in undurchdringliche Nacht verhüllen. Er trifft dementsprechend ganz im Geheimen seine Anstalten. Hero hat keine Ahnung davon, sie lebt nur in ihrer Liebe. Aeußerlich bleibt sie unwandelbar ruhig und klar. Auch keine Spur von Sorge regt sich in ihrem Innern. Sie liebt; mehr will sie ja nicht. Nur noch lieben, das macht sie glücklich. Und weil sie, unbekümmert um alles Andere in der Welt, nur noch lieben will,

so fühlt sie sich in ihrer Liebe so sicher, daß sie ihre Gefühle auch gar nicht zu verbergen trachtet. Mag man das den Wahnsinn der Liebe nennen, es gibt diesen Wahnsinn. Einen Wahnsinn, der das drohende Verderben sieht, aber nicht sehen will. Einen bis zu dem Glauben gesteigerten Wahnsinn, daß die Götter, unter deren Schutz eine so mächtige Liebe stehen müsse, eher ein Wunder thun, als daß sie das Unglück zugeben, mit dem diese Liebe von der Welt bedroht ist.

Also der Oberpriester trifft seine Vorbereitungen. Diese sollen sich auch auf das Innere des Thurmes beziehen, und Hero muß deshalb für den ganzen Tag aus ihrer Wohnung entfernt werden. Es wird ihr vorgelogen, daß irgendwo ein Bote ihrer Eltern weile, den sie aufsuchen und sprechen müsse. Sie soll nur ja trachten, ihn zu finden. Außerdem erhält sie noch zahllose kleine Aufträge für den Tempel. Sie muß sich sehr eilen, wenn sie mit alledem bis zur Nacht fertig sein will. Den Boten sucht sie vergebens und geht nun an die anderen Geschäfte mit solcher Hast, daß ihr Janthe, ihre Begleiterin, kaum noch zu folgen vermag. Schon neigt sich der Tag, da kommt sie endlich wieder nach Hause. Sie ist zwar todtmüde, aber glückselig. Die Nacht bringt ja ihn und herrlich leuchtet ihre Lampe hinüber nach Abydos. Sich ihres Glanzes freuend, harrt sie des Kommenden. Aber die Anstrengung des Tages fordert ihr Recht. Die Todtmüde schlummert ein, obgleich sie wachen will. Diesen Augenblick benützt der Oberpriester und löscht die Lampe aus. Schwarz und unheildrohend wird die Nacht und der Sturm hebt zu rasen an. Hero erwacht und sieht, daß die Lampe erloschen ist, aber am Oel erkennt sie, daß die Lampe schon bald nach dem Anzünden vom Sturme ausgelöscht worden sein muß; der Sturm hat also, so meint sie, mit diesem Auslöschen Leandern in der Nacht des Schreckens, die sein Tod gewesen

wäre, freundlich abgehalten, den Strand von Abydos zu verlassen, und dafür dankt sie den Göttern.

Auch ein Anderer hatte drüben am asiatischen Ufer Verdacht geschöpft und beschlossen, den Freund von seiner Meerfahrt abzuhalten. Nicht weil er den Sturm voraussah, sondern weil er überall die Späher des jenseitigen Oberpriesters an ihrer Arbeit entdeckte. Aber alle List und Gewalt des Naukleros war diesmal vergebens. Leander entging seiner Gewalt und täuschte seine List. Er that's zu seinem Verderben. Am andern Morgen fand ihn Janthe, die bei der Herrin am Strande harrte, todt unter einem Strauche.

Das war ein schwerer Schlag für den Tempel der Aphrodite und noch mehr für ihren Oberpriester. Desto eifriger versucht nun dieser Alles zu verhüllen. Naukleros kommt, um den Freund zu suchen, und der Oberpriester will ihm die Leiche übergeben, um sie heimlich an's jenseitige Ufer zu schaffen. Hero's Schmerz aber ist zu groß, als daß auch sie verheimlichen könnte, was ihr Herz jetzt zu tragen hat. Verheimlichen — wozu und vor wem? Braucht ihre Liebe das Licht zu scheuen? Offen vor den Augen Aller wirft sie sich verzweiflungsvoll auf ihren Todten, den sie gemordet, indem sie die Lampe entzündete.

Die Götter, ruft der Priester, gaben laut ihr Zeugniß, wie sehr sie zürnen und wie groß Dein Fehl;

„So laß in Demuth uns die Strafe nehmen;
Das Heiligthum, es theile nicht die Makel
Und ew'ges Schweigen decke, was geschehen."

Sie aber ruft:

„Verschweigen ich mein Glück und mein Verderben
Und frevelnd unter Frevlern mich ergeh'n?
Ausschreien will ich's durch die weite Welt,
Was ich erlitt, was ich besaß, verloren ...
Ich will zu ihm!

Der Du einhergingst im Gewand der Nacht
Und Licht mir strahltest in die dunkle Seele.
Du fort von hier an einsam dunkeln Ort
Und nimmer sieht mein lechzend Aug' Dich wieder!"

Sie hat nicht mehr lange zu klagen. Auf den Stufen des Tempels stirbt sie an dem Uebermaße ihres Schmerzes.

Dies die Tragödie der Hero. Sie wurde im Wiener Burgtheater zum ersten Male am 3. April 1831 aufgeführt, also vor dem schon früher geschriebenen dramatischen Märchen: „Der Traum ein Leben." Die drei ersten Acte wurden jubelnd aufgenommen, stiller der vierte, in welchem die Handlung nur langsam vorrückt, und auch weniger jubelnd der fünfte Act. Später zeigte sich's, daß hieran hauptsächlich die Mängel der Darstellung schuld gewesen sein mögen. Die, ich möchte sagen, fast stille, aber doch so furchtbar große, dämonische Leidenschaftlichkeit der Hero bietet Schwierigkeiten, die nicht jede Schauspielerin zu überwinden vermag, und wer weiß, ob nicht auch das von mir so scharf getadelte Lachen eines norddeutschen Theaterpublicums in diesen nicht überwundenen Schwierigkeiten wenigstens zum Theil seinen Grund hatte. Bei späteren Wiener Darstellungen *waren* sie überwunden und nun war auch das Ganze von durchschlagendem Erfolg. Die Kritik war auch nur hoher Anerkennung voll, zur großen Freude Grillparzer's, der auf seine Hero einen ganz besonderen Fleiß verwendet hatte und für jedes tadelnde Wort so ungemein empfindlich war.

Später wollte man wissen, der Schluß hätte effectvoller gestaltet sein müssen. Nun ja, wohl gar durch einen Selbstmord unter Pauken und Trompetenschall. Wie dank ich's dem Dichter, daß er gerade so geschlossen, wie er es gethan hat. Ich finde es ganz unaussprechlich schön, daß Hero an ihrer Liebe so still hinstirbt. Die Liebe war zuletzt ihr ganzes Sein geworden. Mit dem Tode Leander's hörte ihre Lebenskraft auf. Hero erlosch, wie die Lampe, der man das Oel entzieht.

„Weh' dem, der lügt!"

Blicken wir jetzt vor Allem einmal zurück, um uns die Zeit zu vergegenwärtigen, in welcher die ersten Aufführungen der bis jetzt besprochenen Werke Grillparzer's erfolgten.

1817: „Die Ahnfrau."
1818: „Sappho."
1821: „Das goldene Vließ."
1825: „Ottokar's Glück und Ende."
1828: „Ein treuer Diener seines Herrn."
1831: „Des Meeres und der Liebe Wellen."
1834: „Der Traum ein Leben."

Da kam der 6. Mai 1838 und verkündigte etwas Neues, etwas ganz Neues. Der Theaterzettel des Burgtheaters besagte: „Weh' dem, der lügt. Lustspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer." War das Wahrheit? Von unserem großen Tragöden ein Lustspiel? Er selbst hatte auf dieser Ankündigung bestanden, und es ist zu bedauern, daß er das that, denn Grillparzer weckte mit dieser Bezeichnung Erwartungen, an deren Erfüllung er selbst nicht gedacht hatte.

Es gibt eine ästhetische Theorie, die nur zwei Gattungen des Dramas kennt: Trauerspiel und Lustspiel. Lustspiel soll darnach alles sein, was nicht unter den Begriff Trauerspiel fällt, also die Posse, das Charakterlustspiel, das Intriguenlustspiel, aber außerdem auch noch alles, was man heutzutage Schauspiel im engeren Sinne des Wortes zu benennen pflegt. Der Begriff des Trauerspiels (der Tragödie) ist nun allerdings ein sehr einfacher. Tragödie ist ein Schauspiel, in welchem der Held des Stückes irgendwie seinen Willen und sein Thun dem herrschenden sittlichen Bewußtsein entgegensetzt und so, wie z. B. die Priesterin Hero, die einer ihrem Stande verbotenen Liebe nachgibt, die tragische Schuld auf sich lädt und zu deren Sühnung untergeht.

Wie weitgehend ist dagegen der Begriff Lustspiel, den jene Theorie aufstellt? Und auch Grillparzer huldigte ihr. Die Gegenwart aber, ja schon der allgemeine Sprachgebrauch zu Grillparzer's Zeit, hatte sich für die Dreitheilung: Tragödie, Schauspiel und Lustspiel entschieden, so daß hiebei unter dem Begriff des Schauspiels im engeren Sinne jene Gattung des Dramas fällt, dessen Stoff ein mehr oder weniger tragischer ist, so jedoch, daß die schließliche Lösung versöhnend ausgeht. Im Lustspiel will man lachen, im Trauerspiel durch Mitleid gerührt sein, im Schauspiele sucht man mehr den Eindruck des alltäglichen Lebens mit seinem Gemenge von Lust und Leid, aber, und das spricht für die Theoretiker der Zweitheilung, man fordert trotz all' diesem Leid einen heiteren oder mindestens versöhnlich ausklingenden Schluß. Doch ich höre schon den „Götz von Berlichingen" ein Schauspiel nennen, und doch stirbt der Held, stirbt im Kerker, nachdem er die Schuld auf sich geladen hat, bis zu einem gewissen Grade gemeinsame Sache mit den Rebellen gemacht zu haben. Richtig! muß ich antworten. Wie im Leben gar Manchès ein Lustspiel *scheint* und ein Trauerspiel *ist*, so verwischen sich auch hier die Grenzen.

Jedenfalls hatten sich die Besucher des Burgtheaters am 6. Mai 1838 das „Lustspiel", und zwar ein Lustspiel aus altgermanischer Heidenzeit, anders gedacht, als es ihnen von Grillparzer geboten wurde. Sie hatten zweifellos die im modernen Lustspiel so beliebte Häufung drolliger Mißverständnisse erwartet und fanden sehr ernste Gedankenkost. Ich aber schelte ihn nicht darum. Ich finde Bewunderungswürdiges in diesem „Lustspiel", das er wohl besser „Schauspiel" genannt hätte. Freilich fehlt auch das Tadelnswerthe nicht, aber letzteres ist der Fülle des Schönen gegenüber verschwindend, und wir wollen hier mit dem Tadelnswerthen gleich fertig zu werden suchen, um nachher das Schöne desto ungestörter genießen zu können.

Der unangenehme Punkt in dem Stücke, von dem ich hier rede, dessen Fabel den „Lettres sur l'histoire de France“ von Thierry entlehnt zu sein scheint, ist der darin auftretende widerliche Tölpel Galomir. Dieser Teutonenhäuptling ist fast mehr als ein dummes Vieh, denn als Mensch geschildert. Abschreckend und abscheulich durch wahrhaften Blödsinn. Ich habe „Weh' dem, der lügt“ nur ein einziges Mal und schon vor langer Zeit aufführen sehen, kann aber das widerliche Bild Galomir's nicht wieder los werden. Obendrein ist dieser Trottel glücklicher Bräutigam der Edrita, einer Tochter des Grafen Kattwald im Rheingau. Ich weiß wohl, daß ihn Grillparzer nicht umsonst so häßlich und abstoßend geschildert hat. Er braucht eben Gründe zur Rechtfertigung der Flucht Edrita's aus dem Machtbereiche ihres Vaters, und ein Mädchen, das nicht selbst blödsinnig ist, wird, wenn es nicht anders frei werden kann, leicht noch mehr thun, als blos seinem Vater zu entfliehen, wenn es von diesem an ein solches Scheusal gekettet werden soll. Grillparzer mußte obendrein auch noch das in seinen Plan gehörende, aber auch nicht unbedenkliche Wunder bewirken, daß die Grafentochter lieber die Frau des Küchenjungen, als eines teutonischen Großen werde, und dies Wunder wird im höchsten Grade wahrscheinlich, wenn man den aufgeweckten Leon auch nur oberflächlich mit dem Trottel Galomir vergleicht. Aber immerhin, die Rechtfertigung der Flucht und der Liebe zu Leon wäre auch noch in anderer Weise möglich gewesen, zumal Edkita schon im Hause ihres heidnischen Vaters zum Christenthum hinneigt und die feinere Sitte der Franken der heimatlichen Rohheit entschieden vorzieht. Diese Neigung zum Christenthum und zur feineren Sitte der Franken ist es auch, durch was noch das dreiste Naturkind vortheilhaft von seiner ganzen Umgebung absticht. Laube meint, sie sei für ihre Erziehung wohl ein wenig zu geistreich. Jedenfalls ist sie nicht auf den

Kopf gefallen und in Allem und Allem eine recht liebenswürdige Erſcheinung.

Größer und ſchöner noch ſtehen die beiden Hauptperſonen da: der Biſchof Gregor von Chalons und ſein ſchon erwähnter Küchenjunge Leon. Ließ ich nicht im vorigen Capitel erkennen, der heidniſche Onkel Hero's ſei mir faſt — nicht in ſeiner ganzen, aber doch in einem guten Theile ſeiner Erſcheinung — ein würdiges Muſterbild für Dichter, die einen chriſtlichen Prieſter zu zeichnen haben? Hier widerrufe ich das; denn hier, in dieſem Biſchofe von Chalons, ſteht ein leibhaftiger katholiſcher Geiſtlicher vor mir, der ein noch weit beſſeres, wahrhaft edles und verehrungswürdiges Vorbild für Dichter iſt, die einen gottergebenen Prieſter zu ſchildern haben. Die Grundzüge dieſes Biſchofs ſind Seelengüte und ſtrengſte Wahrhaftigkeit. Hören wir, wie er niederſchreibend und meditirend zu ſich ſelber ſpricht:

„Dein Wort ſoll aber ſein: Ja, ja; nein, nein,
Denn was die menſchliche Natur auch Böſes kennt,
Verkehrtes, Schlimmes, Abſcheuwürdiges,
Das Schlimmſte iſt das falſche Wort, die Lüge.
Wär' nur der Menſch erſt wahr, er wär' auch gut.
Wie könnte Sünde irgend doch beſteh'n,
Wenn ſie nicht lügen könnte, täuſchen? Erſtens ſich,
Alsdann die Welt, dann Gott, ging' es nur an.
Gäb's einen Böſewicht, müßt' er ſich ſagen,
So oft er nur allein: Du biſt ein Schurk.
Wer hält' ſie aus, die eigene Verachtung?
Allein die Lügen in verſchied'nem Kleid,
Als Eitelkeit, als Stolz, als falſche Scham
Und wiederum als Großmuth und als Stärke,
Als inn're Neigung und als hoher Sinn,
Als guter Zweck bei etwa ſchlimmen Mitteln,
Die hüllen unſ'rer Schlechtheit Antlitz ein
Und ſtellen ſich geſchäftig vor, wenn ſich
Der Menſch beſchaut in des Gewiſſens Spiegel."

Oder man höre die folgenden Worte:

„Was bist denn du, der du dem Bruder lügst,
Den Freund betrügst, dein Nächstes hintergehst?
Du bist kein Thier, denn das ist wahr;
Kein Wolf, kein Drach, kein Stein, kein Schirlingsgift:
Ein Teufel bist du; der allein ist Lügner,
Und du ein Teufel, insofern du lügst."

Noch etwas Anderes erwähne ich, um daran dieses Priesters Gutmüthigkeit erkennen zu lassen. Der Küchenjunge, den wir uns sogleich näher betrachten werden, hat im Zorne Messer und Schürze von sich geworfen, und der Bischof heißt ihn beides wieder aufheben, weil er gern am Menschen auch die Zeichen seines Thuns erblickt. Der Küchenjunge will gehorchen, aber zaudert doch noch, wenn auch nur einen Augenblick. Da bückte sich der Bischof mit den Worten: „Fällt's schwer, so thu' ich's, Freund, für Dich." So lehrt, so bessert dieser Bischof, und solche Lehre ist nicht blos im Augenblick wirksam, sondern bleibt fruchtbar haften für's ganze Leben.

Von den Einkünften seines Amtes sagt der Bischof und handelt darnach: Das ist der Armen Gut, und ich bin nur ihres Guts Verwalter, dem davon für sich nur gebührt, was er unbedingt nöthig hat.

Sein Küchenjunge Leon, ein munterer Geselle, der stets Kopf und Herz am rechten Flecke hat, ist in seine Dienste gegangen, nicht um des Lohnes willen, sondern weil er den alten Herrn um seiner erhabenen Tugend willen liebt und bewundert. Für solchen Herrn kann solcher Diener in den Tod gehen. Den bei all' seiner Lebensfreudigkeit zart fühlenden Leon schmerzt es deshalb, daß der alte Herr knapp, ja knauserig lebt. Er meint, bei diesem Hungerleben müsse der Herr zu Grunde gehen. Den Koch hat der Bischof aus Sparsamkeit entlassen und nun soll Leon kochen, wie er selbst in seiner scherzhaften Weise sagt: „Nichts mit Nichts." Das

erträgt er nicht; um des guten Herrn willen will er diesem in's Gewissen reden. Eines aber schmerzt ihn noch mehr als alles Andere. Der alte Herr ist geizig, meint er. Unerhört! Als Leon jüngst Geld für die Küche erhielt, nahm der Bischof eine Silbermünze davon zurück, küßte sie und legte sie in einen besonderen Sack. Von dieser Makel soll und muß sich der fromme Herr reinigen. Das wird uns sehr bald Gelegenheit geben, zu sehen, welche Bewandtniß es mit diesem Geize hat.

Die Grundidee aber, die Grillparzer in seinem neuen Stücke zur Durchführung bringt, scheint mir die folgende zu sein: „Weh' dem, der lügt!" ist ein sittlich hoher Gedanke, aber man kommt wohl im Leben nicht immer damit aus. Will nun Wer von vornherein diesen Zweifel Grillparzer's anfechten, so stelle ich ihn in folgendes Dilemma. Nehmen wir an, ein Wahnsinniger sei von der Idee erfüllt, seine Frau ermorden zu müssen. Sie flüchtet und begegnet mir an einem Punkte, wo ein Weg rechts, der andere links geht. Der Wahnsinnige, der ihr mit dem Messer nacheilt, hat glücklicherweise nicht gesehen, welchen Weg sie einschlug. Ihn aufzuhalten oder ihm das Messer zu entreißen, bin ich zu schwach. Nun fragt er mich: Floh sie rechts oder links? Spreche ich die Wahrheit und sage ich: rechts, so ist die Verfolgte in der nächsten Minute ermordet. Was soll ich sagen: Rechts oder Links? Ich denke, daß ich dem Wahnsinnigen die Wahrheit nicht schuldig bin; daß die Wahrheit nur der unbedingt und unter allen Umständen hören muß, dem ich sie nicht vorenthalten darf. Ich will damit die heikle Frage nicht endgiltig beantwortet haben, mir gilt es vielmehr nur, zu zeigen, daß das Problem, das Grillparzer in „Weh' dem, der lügt!" in seiner Art gelöst hat, einiges Nachdenkens werth ist.

Mit dieser Erkenntniß betrachten wir uns nun die Handlung.

Ich sagte schon: Leon will den Bischof wegen seiner knauserigen Lebensweise und um seines Geizes willen zur Rede stellen. Damit eröffnet sich das Stück.

Gern leiht der Bischof dem Kommenden sein Ohr, diesen fast verwirrend durch seine Güte. Endlich aber faßt sich Leon ein Herz und spricht: „Euch klag' ich an." — „Das thu' ich täglich selber," erwidert in seiner Milde der Bischof. Dann rückt Leon mit der Beschwerde heraus, ein kostbares Stückchen Fleisch habe er wieder verkaufen müssen. Der Bischof: „Weil's zu kostbar war für mich." Leon: „Zu kostbar? Es wurde mir geschenkt." Der Bischof: „Weh' dem, der lügt!" — „Aber Du bist geizig," klagt Leon. „Wie kommst Du darauf?" fragt Gregor, und Leon antwortet: „Du küßtest neulich den Silberpfennig." — „Da wird Rechtfertigung zur Pflicht," meint der Bischof, „denn ein Seelenhirt soll gutes Beispiel geben." Und nun erzählt er: „Nach dem letzten Kriege verlangten die Deutschen drüben, daß man Geiseln stelle, und unter den Geiseln befindet sich meiner Schwester Sohn, den ich, obgleich er ein verzärtelt' Muttersöhnchen ist, wie meinen Sohn liebe, hoffend, daß er einst besser werde. Jetzt aber haben sie uns schon wieder Krieg verkündigt. Wie mag's ihm da ergeh'n, bei den Barbaren? Ihn zu befreien, der jetzt nur noch rechtswidrig zurückgehalten wird, bot ich Lösegeld. Sie verlangen hundert Pfund."

Leon fällt da seinem Herrn in's Wort: „Dein Bisthum trägt ja mehr als jährlich dreihundert ein.

„Für mich?" antwortet der Bischof. „Was mir mein Amt einträgt, gehört den Armen, und mein ist nur, was ich zu des Lebens Nothdurft brauche. Wenn ich nun von dem Wenigen, was mein, eine Silbermünze erspare, um so doch das Lösegeld zu sammeln, ist es da so schlimm, wenn ich die Münze, der Heimkehr meines Sohnes gedenkend, küsse? Zehn Pfunde spart' ich schon."

„Da wird's lange dauern," meint Leon, „bis der junge Herr wieder frei wird. Ueberlaſſ' es mir! Ich faſſ' es anders an! Ich lüg' ihn ſchon heraus!"

Der Biſchof: „Weh' dem, der lügt!"

Dieſen ſchönen Dialog recht zu würdigen, müßte man ihn Wort für Wort und ganz leſen. Hier kann ich nur mittheilen, daß der Biſchof bei den Vorſchlägen Leon's wohl noch einige Male ſein „Weh' dem, der lügt!" zu ſagen hat, Leon aber zuletzt verſpricht, die Befreiung des Neffen Atalus *ohne Lüge*, ganz im Sinne ſeines Herrn zu verſuchen, und dieſer muß einwilligen.

In Begleitung eines Pilgers tritt Leon ſeine Wanderſchaft an und kommt in's Rheingau, vor die Wohnung des Grafen Kattwald, bei welchem Atalus, des Biſchofs Neffe, als Pferdeknecht ein elendes Daſein friſtet.

Hier, vor Kattwald's Wohnung, erinnert der Pilger an den ihm von Leon verſprochenen Lohn und meint ſelbſt, damit möge es nun ſehr windig ſtehen. Aber Leon weiß Rath. „Verkaufe mich dem Kattwald als Sclaven!" Der Pilger will nicht, läßt ſich aber bereden, und der Schacher beginnt. Kattwald iſt wenigſtens ſo weit von der Cultur des Frankenreiches beleckt, daß ihm der Mund wäſſert, ſobald er von fränkiſcher Küche hört. Auch ſoll ja morgen die Hochzeit der Tochter ſein, da kann er den Koch ſchon brauchen. „Was ſoll er koſten?" — „Zwanzig Pfund."

„Was, zwanzig Pfund?" ſchreit Leon. „*Wem ich ſo wohlfeil verkauft werde, dem entfliehe ich auf der Stelle.*"

Dies Bekenntniß verräth uns die Taktik, an der nun Leon ſchlau und conſequent feſthält. Er verkündigt immer rund heraus, was er vor hat; aber gerade deshalb hält man alles das für eitle Prahlerei und glaubt nicht, daß er es thun werde. Und ſpricht er vom Entfliehen, ſo weiß ja

Kattwald auch, daß seine Thore verschlossen, seine Wächter überall auf der Hut sind und seine Hunde auch noch helfen werden, jede Flucht unmöglich zu machen. Der Dichter bringt diese Taktik Leon's in raschen, lebhaften Dialogen zum Ausdrucke, die oft voll köstlichen Humors und packenden Witzes sind. Was immer Leon zur Erreichung seines Zweckes spricht, ist, formell betrachtet, die reine Wahrheit; nur ist das eine Wahrheit, die täuschen will und darum ganz ebenso wirkt, wie die Lüge. Aber hatten denn Diejenigen, die den Neffen des Bischofs in rechtswidriger Gewalt zurückbehielten und als ihren Knecht mißhandelten, hatten sie ein Recht, von Leon die Wahrheit zu fordern?

Der Koch wird also gekauft und „in dem Hundeloch, das man Küche nennt", installirt. Die Diener, die ihm als Helfer beigegeben werden, jagt er lustig durcheinander und lärmt: „Hat man nicht seine Noth mit all' den Thieren."

Da nun kommt Edrita, um sich den närrischen Kauz zu betrachten; der aber thut, als sehe er sie gar nicht, so daß sie sich über die schnöde Vernachlässigung ihres schönen Ichs schon ordentlich ärgert. Während Leon Fleisch zurechtschneidet, fragt sie ihn: „Was macht Ihr da?" — „Ich spalte Holz," lautet die Antwort. Das sei grob, meint Edrita. Leon aber antwortet:

„Wer Augen hat, ohne zu seh'n,
Wer Ohren hat und nicht hört,
Ist Ohren, beim Teufel, und Augen nicht werth."

Die Unterhaltung wird lebhafter und am Ende gefällt dieser lustige Bursche der schönen Braut gar nicht übel. Er ist aber auch aus anderem Holze geschnitzt, als das Mondkalb, mit welchem sie morgen Hochzeit feiern soll. Schließlich geht sie, das Grafenkind, mit ihm in den Garten, um beim Einsammeln der für die Küche nothwendigen Kräuter zu helfen.

Nauſikaa, die ſchöne Königstochter, half einſt ihren Mägden bei der Wäſche; warum ſollte nicht auch das Töchterlein eines Urgermanen, der, wenn er übler Laune war, das Töchterlein und des Töchterleins Frau Mutter, die Gräfin, in ein dunkles Verließ ſperrte, mit dem neuen Koch Kräuter ſammeln? Dem aber gefällt ſie nun ſchon nicht minder, wie er ihr.

Auf dem gemeinſamen Gange zum Kräuterſammeln, auf welchem die Braut dem Koch erzählt, daß ihr Bräutigam „der dumme Galomir“ ſei, findet Leon auch gleich den, welchen er ſehnſüchtig ſucht: den unglücklichen, beſchränkten und ſelbſtſüchtigen Neffen ſeines guten Herrn, den Pferdeknecht Atalus, über den ſich Edrita, ſo oft ſie ihn ſieht, luſtig macht. Eitel und ſelbſtgefällig meint aber dieſer Atalus: „Was ſich liebt, neckt ſich.“ Verſtändiger ſpricht Edrita mit dem Koch. „Ein dummer Mann,“ meint ſie, „ſei vom Uebel; man ſpreche doch mitunter gern ein kluges Wort.“ Leon aber erwidert weiſe:

„Kommt Dir die Luſt, ein kluges Wort zu ſprechen,
Geh' in den Wald hinaus und ſag's den Bäumen,
Dann kehr' erleichtert in Dein Haus zurück;
Denn was Dir ſelber nützt, taugt nicht für Viele,
Und Vielen frommt, was wächſt mit Gras und Kraut.“

Mit Atalus ſich zu verſtändigen iſt für Leon eine ſchwerere Aufgabe. Atalus traut ihm nicht oder er verachtet ihn wohl gar um ſeines niedrigen Gewerbes willen, und als ihm Leon den Vorſchlag macht, zu ihm in die Küche als Gehilfe zu gehen, wird der vornehme Franke, der von beſſerer Race zu ſein vermeint, ſogar recht wild. Leon weiß gerade das ſo zu benützen, daß ihn Kattwald jetzt ſelbſt als Küchenjungen in die Küche ſchickt, aber doch auch meint, Leon ſpioniere ihm zu viel und ſuche wohl gar einen Genoſſen zur Flucht. Auch darauf hat Leon wieder nur die Antwort: „Er-

rathen, Herr!“ In der Küche kommt es dann zwiſchen Leon und Atalus zu einer Verſtändigung, doch hört Letzterer nie ganz auf, ſeinem Befreier Knüppel vor die Füße zu werfen und die Befreiungsaufgabe zu erſchweren.

So weit entwickelt ſich die Handlung in den erſten zwei Acten. Der dritte läßt uns ein urdeutſches Zechgelage nicht ſehen, aber deſſen Lärm hören und Leon entſchließt ſich, die Flucht noch heute kühn zu wagen. Die Zechenden ſollen nur erſt müde und ſchwer vom Weine geworden ſein. Das aber kann nicht ausbleiben, denn er hat ihnen die Kunſtſtücke ſeiner Küche gehörig gepfeffert, damit ſie Durſt bekommen. Sein Plan beſteht darin, daß Leon einen Schlüſſel, der über dem Bette Kattwald's hängt, wenn Alles ſchläft, rauben will, und daß inzwiſchen Atalus einen Brückenpfeiler abgraben ſoll, damit die Brücke, wenn die Verfolger über dieſelbe hinſtürmen, ſofort einſtürze und ſo den Fliehenden einen Vorſprung verſchaffe.

Der Raub des Schlüſſels iſt nicht ſo leicht, als es ſich Leon gedacht hat, denn Kattwald erwacht trotz ſeinem Rauſche. Leon hat den Schlüſſel, den er braucht, wohl ergriffen, muß ihn aber, da Kattwald grimmig aufſpringt, wieder von ſich werfen. Da erſcheint, unbemerkt von Kattwald, deſſen Tochter Edrita, nimmt einen anderen Schlüſſel aus einer Thüre heraus, vertauſcht ihn mit demjenigen, den Leon wegwerfen mußte, und entfernt ſich. Der Schlüſſel, den Edrita auf die Erde gelegt hat, wird unter heftigen Flüchen und Verwünſchungen Kattwald's gefunden, aber Leon ruft nun wieder ſeiner Taktik gemäß: „Es iſt das nicht der rechte!“ Umſomehr ſteift ſich Kattwald darauf, es ſei der rechte, und dieſes Beſitzes froh, legt er ſich, da der Rauſch eben doch ſein Recht wieder geltend macht, zum Schlafen nieder.

Leon hält, da er nicht im Beſitze des zur Flucht unerläßlichen Schlüſſels iſt, ſeinen Plan für vereitelt und eilt zur

Brücke, an der Atalus noch gräbt. Zu seiner Verwunderung steckt aber der Schlüssel, den er braucht, schon im Thore.

Edrita ist es, die so als Helferin auftritt. Ihr Wunsch ist, daß Atalus fliehe, aber Leon bleibe. Das lehnt dieser ab, weil Atalus bei seiner Ungeschicklichkeit und Unkenntniß aller Wege zweifellos wieder eingefangen würde. Noch ist es zu keiner rechten Entscheidung gekommen, Edrita hat aber doch schon den Beiden, die fliehen wollen, die Waldpfade bezeichnet, auf denen sie ihr Heil versuchen sollen, und auch die Parole für die Wächter bekanntgegeben; da erscheint wieder Kattwald, und zwar diesmal mit Galomir. Leon und Atalus eilen fort, Galomir hinter ihnen d'rein, die Brücke stürzt ein und er verschwindet im Graben. Da wird Kattwald wüthend vor Zorn und will die eigene Tochter tödten, so daß dieser auch nichts übrig bleibt, als durch eine ihr zugängliche Pforte den Flüchtigen nachzueilen.

Sie findet dieselben im Walde auf einem Pfade, den die zu Pferde nachsetzenden Verfolger nicht einschlagen können, und räth nun, die Verfolger auf der breiten Straße vorausjagen zu lassen, um in deren Rücken desto sicherer zu flüchten.

Nun entsteht wieder ein charakteristischer Kampf zwischen Leon und Edrita. Er liebt das Mädchen, hält es aber für ein Unrecht, sie dem Vater zu entführen. Sie entdeckt ihm, daß sie Christin werden wolle. Aber das scheint ihm noch keine Berechtigung dafür zu enthalten, daß er zu Edrita's Flucht mitwirke. Was würde sein Herr, der Bischof, dazu sagen? Und dessen Zorn möchte er nimmer auf sich laden. Edrita weiß zwar vortreffliche Gründe dafür anzugeben, daß auch sie mit Leon und Atalus flüchten müsse. Wie soll's ihr ergehen bei ihrem rohen Vater und dann? Es werden sicher auch noch Verfolger auf den engen Waldpfäden kommen, Verfolger mit Spürhunden, die die Flüchtigen zerreißen werden. Sie aber kann die Hunde sogleich mit sanftem Streicheln zur

Ruhe bringen und unschädlich machen. Da sich aber Leon trotz alledem zum großen Verdrusse des Atalus noch immer sträubt, seine Einwilligung zu geben, so erklärt sie schließlich: „Nun wohl, so flüchte ich nicht mit Dir, sondern mit Deinem Begleiter!“ Und Atalus wirft sich sofort stolz als ihr Retter in die Brust.

Jetzt hört man ein Horn ertönen und Edrita birgt die Flüchtigen vorsorglich in einer nur ihr bekannten Höhle. Der Verfolger aber, der auf dem engen Waldpfade einhertrottelt, ist nur Galomir, den die Drei entwaffnen und an einen Baum binden, und nun setzen sie ihre Flucht zu Dreien fort. Sie kommen an den Strom, an welchem ein Dienstmann Kattwald's die Fähre leitet. Edrita befiehlt ihm die Ueberfuhr, da sie im Auftrage ihres Vaters kämen, und gibt auch dem Fährmanne die Parole an. Aber fast wäre das Allen zum Verderben geworden. Der Fährmann war nämlich Schuldner Kattwald's, und für die kleine Schuld, die noch rückständig war, hat ihm Kattwald seine ganze Heerde wegnehmen lassen, so daß der Fährmann Lust hat, die Ueberfahrt zu verweigern. Zum Glück aber hat Letzterer gesehen, daß Leon und Atalus, als sie den rettenden Strom erblickten, dankend an einem Baume niederknieten, an welchem ein christliches Bild angebracht war. Als nun auch in diesem Augenblicke Leon der Wahrheit die Ehre gibt und die Nothlüge Edrita's zurückweist, entschließt sich der Fährmann, sie überzuführen, gerade weil er in ihnen Kattwald's Feinde erkennt.

In diesem Augenblicke werden die Verfolger auch schon sichtbar, kommen aber zu spät, um die Flucht über den Strom zu verhindern.

Die Verfolgung wird hienach jenseits des Stromes von Kattwald's Leuten wieder aufgenommen, und als die Flüchtlinge an den Mauern vor Metz anlangen, scheint mit einem Male alles verloren zu sein. In Metz hausen ja die Stammes-

genossen ihrer Feinde, und Feinde nahen auch in ihrem Rücken. Nur Gott kann noch helfen. In diesem Glauben sinkt Leon auf die Kniee und betet brünstig:

„Um mich nicht fleh' ich, nein, für ihn, um sie.
Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig,
Ein Menschenschicksal aber ist so viel.
Beschirm' sie gegen Feinde, gegen sich!"

Einer der Verfolger ruft schon in Leon's Nähe:

„Er ist verwirrt und spricht mit Luft und Wolken —"

Aber, was ist das? Glockengeläute tönt aus der heidnischen Stadt: Sind das der Christen fromme Zeichen?

„Du irrst," ruft der Verfolger. „D'rin' ehrt man Wodan und den starken Teut!"

Und wieder fängt Leon zu beten an:

„Ich bitte immer noch; ich bitte, Herr!
Als ich von Deinem frommen Diener schied,
Da leuchtete ein Blitz in meinem Innern,
Von Wundern sprach's, ein Wunder soll geschehen,
Und so begehr' ich denn — ich ford're Wunder.
Halt mir Dein heilig' Wort! — — Weh' dem, der lügt!"

Da öffnen sich die Thore der Stadt. Bewaffnete kommen heraus, dann Chorknaben, dann Bischof Gregor.

Die Christen hatten Besitz von der Stadt genommen, ohne daß es Leon und seine Verfolger wußten. Letztere sehen sich rasch umzingelt, und Atalus, der Befreite, stürzt in die Arme Gregor's.

Die gefangenen Verfolger Leon's werden auf die Fürbitte des Bischofs wieder in Freiheit gesetzt. Nur der von ihnen möge zurückbleiben, der die Absicht habe, Christ zu werden. Edrita bleibt.

Nun wendet sich der Bischof zu Leon:

„Mein Wack'rer, Treuer!
Hier meine Hand! Nicht küssen! Drücken! So!
Nun? Hübsch gelogen? Brav Dich was vermessen?
Mit Lug und Trug verkehrt? Ei ja! Ich weiß!"

Leon:

„Nun, gar so reinlich ging's nicht ab;
Wir haben uns gehütet, wie wir konnten.
Wahr stets und ganz war nur der Helfer: Gott."

Der Bischof wendet sich dann zur Stadt. Als aber Atalus und die Anderen nicht sogleich folgen, wendet er sich nochmals um und spricht:

„Ihr steht noch immer da, folgt nicht zur Stadt?"

Atalus:

„Hier ist noch Eine, Herr, die Deiner harrt,
Sie ist des Kattwald, meines Hüters, Tochter."

Gregor:

„Leon! That'st Du mir das?"

Leon:

„Verzeiht, o Herr!"

Edrita:

„Er wird Euch sagen, daß nicht er es war;
Daß wider seinen Willen fast ich folgte.
Auch ist es so."

Gregor:

„Wer brachte Dich dazu?"

Edrita:

„Was mich zuerst zu diesem Schritt bewog,
Ich wußt' es damals nicht, nun aber weiß ich's;
Doch sei's vergessen auch für jetzt und immer.
Der zweite Grund, der edlere, der reine,
Er bleibt wie damals also jetzt und immer:
Nimm auf mich in die friedliche Gemeine!"

Gregor:

„Und ohne Deines Vaters Willen?"

Edrita:

„Holt er sie selbst, gib ihm zurück die Christin;
Dem Christen nur, vertrau' ich, gibst Du sie."

Gregor:

„Mir ziemt's zu kargen nicht mit dem, was Aller,
Und Deinen Vorsatz weis' ich nicht zurück."

Atalus:

„Und dann noch Eins! Ich will ihr wohl, o Herr,
Und wenn —"

Gregor:

„Ich sehe, daß sie hold und wohlgethan."

Atalus:

„Auch stammt sie von den Grafen her im Rheingau."

Gregor:

„Und also, meinst Du, auch Dir ebenbürtig?
Gib nicht für einen Ahn, so alt er ist,
Den ält'sten auf, den ersten aller Ahnen,
Ihn, der da war, eh' noch die Sonne war,
Der niedern Stand geformt nach seinem Bild.
Und Du, Edrita?"

Edrita:

„Ich denk' vorerst in Einsamkeit zu leben;
Was Du sodann gebeutst, das will ich thun."

Leon:

„O Herr! —
Ich nahe denn, um Urlaub zu begehren.
Im Heer des Königs —"

Gregor:

„Das wär's? Weh' dem, der lügt!"

Leon:

„Nun denn, das Mädchen liegt mir selbst im Sinn.
Will sie mich nicht, mag sie ein And'rer haben;
Doch zuseh'n eben, wie man sie vermählt —"

Edrita:

„Leon!.....
War ich gleich Anfangs Dir denn nicht geneigt?"

Leon:

„Du aber stießest grausam mich zurück."

Edrita:

„Du aber ſtahlſt mein Inn'res und haſt's."

Atalus:

„Ich denke, Herr, das Mädchen Dem zu gönnen,
Der mich gerettet, ach, und den ſie liebt."

Gregor:

„So recht, mein Sohn, und daß Dir ja kein Zweifel
Ob ihres Gatten Rang und Stand und Anſeh'n,
Von heut' an, merk', hab' ich der Neffen zwei.
Der König thut mir auch wohl was zu Liebe,
Da frei' er immer denn des Häuptlings Kind" .....

Hiemit ſchließe ich meine Mittheilungen über „Weh' dem, der lügt", und hoffe, daß es mir in denſelben gelungen iſt, zu zeigen, welch' ein ſtarker Zug von Chriſtenthum, insbeſondere von Katholicismus, mächtig durch das Ganze geht und namentlich die hier kurz geſchilderte Schlußſcene beherrſcht. Wir ſehen, wie ſehr Grillparzer aus dem Tiefen ſchöpfen konnte, wenn er katholiſch ſein wollte, und wie entſchieden unwahr es iſt, wenn Kuh in ſeinem ſchon wiederholt citirten Buche rühmend hervorhebt, kein einziger Vers Grillparzer's chriſtle und in keines ſeiner Dramen ſchlage der Katholicismus hinein. Ich glaube aber auch, daß weit weniger als der abſtoßende Galomir gerade der chriſtliche Zug in „Weh' dem, der lügt" dem äußerlichen Erfolge des Stückes geſchadet hat. Das Theaterpublicum war von ernſten Dingen dieſer Art leider ſchon allzuweit abgelenkt worden und ſollte in der Folge noch mehr abgelenkt werden. Zu der Ablenkungsmethode aber mag auch das gehört haben, daß Laube in der Zeit ſeiner Burgtheater-Herrlichkeit den Aufforderungen, „Weh' dem, der lügt!" neu in Scene zu ſetzen, widerſtand. Er traute nicht recht ſeinem Publicum. Der Epilogiker des „Pfarrers von Kirchfeld" zollt zwar dem „grundgütigen" Biſchof Gregor ſeine Anerkennung, auf ſeinen Brettern aber hat er ihn nicht

sehen wollen, und so lange man auf unseren Bühnen lieber Anzengruberei treibt, wird es auch immer so bleiben. Ganz so lange wird demnach Laube auch darin Recht haben, daß „Weh' dem, der lügt" ein wirksames Theaterstück überhaupt nicht sei, nämlich, wie ich hinzufüge, nicht wirksam für das Theaterpublicum Anzengruber's.

Wie aber konnte Saulus Grillparzer hier doch so christlich, so katholisch schreiben? Er stand eben doch mitten in einem Volke, das trotz allen Ablenkungen auf Irrwege seinen christlichen Sinn gerettet hat, und das konnte schon einigermaßen auch auf unsern Grillparzer zurückwirken. Als die ihn bildenden Dichter bezeichnet er selbst den großen Shakespeare, der ja vielleicht selbst Katholik war, jedenfalls gegen den Katholicismus freundliche Gesinnung hegte, und außerdem noch die katholischen Spanier Calderon und Lope, an welche der Schluß von „Weh' dem, der lügt" sehr stark erinnert. So weit nicht schon dies, was ihn freilich nicht abzuhalten vermochte, bei anderer Gelegenheit auch wieder in einem anderen Tone zu singen, eine hinlängliche Erklärung ist, liegt letztere in der folgenden sehr richtigen Bemerkung, die Sebastian Brunner in seinen „Denkpfennigen" macht: Grillparzer „war in seiner Auffassung von Religion und Kirche über die Angewöhnung an die josephinische Periode nicht hinausgekommen; er war kein Spötter, hatte nichts Frivoles in seinen Aeußerungen und verhielt sich überhaupt mehr indifferent". In „Weh' dem, der lügt" ist er aber auch noch aus diesem Indifferentismus einmal recht energisch herausgetreten.

Schade, daß Einem dieser Galomir den Genuß des Stückes so sehr verleidet. Damit ist aber das Fiasco, das man am 6. Mai 1838 unserem Dichter bereitete, durchaus nicht gerechtfertigt. War es damals doch nicht blos dies teutonische Ungethüm, das man ungenießbar nannte; man

behandelte ja fast ebenso die herrliche Figur Leon's — weil er nur Küchenjunge sei. Da er mit dem gemeinen Küchenmesser auf der Bühne erschien, sollte und mußte er für die edle Grafentochter allzu gemein sein. Ich werde mit diesem Geschmacke natürlicherweise nicht rechten. Genug, Grillparzer hat in seinem „Weh' dem, der lügt" ein Drama geschaffen, das mit der leichten Tageswaare, mit den hergebrachten Liebeleien, die auf der Bühne erwartet werden, stärkstens contrastirt, und dafür hat man den Dichter, diesen Empfindlichsten von allen Sterblichen, am 6. Mai 1838 im Burgtheater grausam verhöhnt und herzlos ausgezischt.

„Libussa."

„Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen." So wenigstens sagt Grillparzer selbst von seiner „Libussa"; ich gestehe aber, daß es mir schwer fällt, diese Dichtung in die gewöhnliche Schablone der Tragödien hineinzuzwängen; ich möchte sie fast lieber ein durchwegs sehr ernst gehaltenes Schauspiel nennen, obwohl die Heldin darin stirbt.

Als ich den ersten Act der „Libussa" zum ersten Male las, heimelte mich ein Etwas darin an, das ich mir selbst nicht sofort definiren konnte. Ich glaubte in Goethe's „Tasso" zu lesen, und doch war alles, was ich las, so grundverschieden von jener hochgefeierten Dichtung des leider oft recht heidnischen Altmeisters. Bald aber merkte ich, daß mich auch hier, in Grillparzer's „Libussa", der unaussprechliche Wohlklang der Sprache bestach und völlig gefangen nahm.

Aber auch das fesselte mich und drängte sich mir als gewaltiger Unterschied auf: In diesem ersten Acte der „Libussa" ist Alles märchenhaft, mythisch, mystisch-romantisch. Man glaubt fast im Zauberlande einer aus dem Wilden in's

Sanfte umgewandelten Medea zu sein, einer gütigen und zarten, die, statt Zaubertränke zu mischen, Schönes und Edles sinnt, und deren Hände nicht von Blut triefen. Im Verlaufe der Entwicklung wird die Handlung dieser „Tragödie" realer und greift mehr in das wirkliche Leben einer fernen Vorzeit ein. Aber das Wunderbare verliert sich nie ganz und kehrt am Ende mächtig wieder.

Libussa, deren Fabel dem Chronisten Hajek entlehnt sein mag, ist, wie ich wohl als bekannt voraussetzen darf, die sagenhafte Begründerin der Przemyslidischen Dynastie in Böhmen, eine der drei Töchter des Fürsten Krok oder Krokus, die zugleich Priesterin ist. Sie soll die Gründerin von Prag sein und gehört, so weit sie historisch ist, in das achte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, wäre also Zeitgenossin etwa Carl Martell's. Ihren Tod verlegt man in das Jahr 738. Ihr ganzes Land war damals noch heidnisch.

Diese Libussa und Primislaus (ich behalte hier die Grillparzer'sche Schreibart bei), der sich mit Jener in die gemeinschaftliche Herrschaft über das damalige Böhmen theilte, sind die Träger der Tragödie.

Wie in der Geschichte, so auch bei Grillparzer wird dieser Primislaus als der Bewohner einer ländlichen Hütte, als Pflüger eingeführt; man würde aber schwer irren, wenn man ihn als gewöhnlichen Ackersmann nehmen wollte. Denken wir ihn uns lieber in Sinn und Wesen jenem Römer naheſtehend, der in schwerbedrängter Zeit von seinem Pfluge weggeholt wurde, um der Retter seines Vaterlandes zu werden.

Grillparzer zeichnet uns seinen Primislaus zwar nicht als Kriegshelden, aber ich möchte sagen: als Weisen. Die Worte, die dieser Held des Dramas spricht, sind Gold, obgleich er in ländlicher Hütte wohnt. In ihm lebt offenbar die Tradition seines Geschlechtes, das einst fürstlichen Standes war. In ihm ist trotz seiner ländlichen Einfachheit, trotz der

Naivetät des Pflügers, der ganze Stolz lebendig, zu dem er sich in dem Bewußtsein seiner Menschenwürde erheben darf. Nur so erklärt sich uns sein Auftreten und seine Sprache.

Libussa steht ihm als edles Weib gegenüber. In dem Augenblicke, da wir sie in die Handlung eintreten sehen, ist sie das verirrte Fürstenkind, das Heilkräuter für den erkrankten Vater sucht. Sie ist in einen Giesbach gestürzt und aus diesem durch Primislaus gerettet worden. Nicht, daß ihre Noth so gar groß gewesen wäre; sie weiß, daß sie sich schon selbst aus dem Wasser herausgearbeitet hätte, aber ihrem Retter ist sie doch von Herzen dankbar. Primislaus hat der Durchnäßten die bäuerlichen Kleider geborgt, in denen sie sich wohl fühlt, weil sie wärmen. So tritt sie aus der Hütte, während draußen ihre goldenen Schuhe und ihr Schleier getrocknet werden. Primislaus sieht in ihr das Bild seiner verstorbenen Schwester, aber er erkennt und fühlt es auch, wie viel schöner und lieblicher dies Bild ist.

Libussa mahnt ihn, sie zu den Ihrigen heim zu bringen. Er soll die Holde zu den drei Eichen bringen, die am Wege stehen, welcher nach Budesch führt. Die „Trennungseichen" nennt sie Primislaus. Trennungseichen, denn auf seine trotz den goldenen Schuhen gestellte Frage: „Du bist kein Weib, um das man werben könnte?" hat er schon die Antwort erhalten, daß „Stand und and're Gründe" ein solches Werben untersagen. „Dein Schmuck," spricht Primislaus,

„liegt hier im Grase rings zerstreut,
Der Schleier da, die gold'nen Schuhe hier,
Des Gürtels reiche Ketten aufgesprengt,
Und in zwei Stücken ein so schönes Ganze.
Ich samml' es Dir und trag' es dienend nach,
Bis an dem Ort der Trennung Du's erhältst.
Und kehr' ich wieder in die heim'sche Hütte,
Ist Deines Daseins jede Spur verweht.
Das Gras selbst, wo Du trateſt, es ersteht,

Und wie ein Träumender nach seines Traum's Entschwinden
Frag' ich mich selbst, wie war's? und weiß mich nicht zu finden.
Komm' denn!"

Habe ich nicht Recht, wenn ich den Wohllaut dieser Sprache rühme?

Indem sich Beide zum Gehen anschicken, wünscht sich Primislaus ein Zeichen von der Scheidenden und löst unbemerkt aus der zerrissenen Kette ein Kleinod, in dem er Bilder und Sprüche sieht. Dann läßt er Libussa seinen weißen Zelter besteigen und tritt mit ihr den Weg zu den drei Eichen an.

Als Beide fort sind, kommt Wlasta. Sie ist die mit einem Jagdspieße bewaffnete Dienerin Libussa's und sucht ihre Herrin. Dann kommt eine andere Dienerin, Dobromilla, die jener berichtet, der kranke Fürst scheine zu sterben. Eine Scenenverwandlung läßt uns hierauf in das Schloß auf Budesch blicken, wo Kascha und Tetka, Libussa's geheimnißvolle Schwestern, hausen. Wir fühlen uns da sofort in zauberhafter Umgebung. Ein mysteriöses und uns doch anheimelndes Dunkel umschwebt uns, wie es norddeutsche und insbesondere protestantische Dichter nur selten zu weben verstehen. Zunächst sehen wir aber nur die Dienerinnen Swartka und Dobra. Die erstere fragt die Sterne um Rath, die schon schaarenweise zur Ruhe gehen. Dobra blickt in ein geheimnißvolles Buch und ruft: „O weh!"

„Wenn Mars und Jupiter sich so begegnen,
Ist das die Stunde, die dem Leben droht.
Weh', Herzog Krokus, wenn Du je noch lebst."

In diesem Augenblicke kommen auch schon die Wladiken Lapak, Biwoy und Domaslaw mit der Unglücksbotschaft, daß der Herzog Krok todt sei. Aber auch seine Töchter Kascha und Tetka wissen das schon. Kascha hat's in den Sternen gelesen:

„Es war um Mitternacht,
Da ging er heim und segnete das Leben.
Hätt' ich der Zeichen Widerstreit bedacht,
Vielleicht war's Zeit, ihm Fristung noch zu geben."

Tetka meint:

„Stand ich am Bette
Des Vaters und erinnerte ihn d'ran,
Wie Vielen fromme, daß er länger lebe,
Er sah dem Tod in's Aug' und starb noch nicht."

Die Schwestern fürchten, daß Libussa bei dem Sterbenden gar nicht anwesend war, denn Kascha hat gesehen, daß ihr Platz in den sonnigen Kreisen dunkel war.

Die Wladiken richten nun ihre Bitte an die beiden Schwestern, daß eine von ihnen anstatt des Todten herrsche. Aber Kascha erklärt:

„Unter Sternen schweif' ich,
In der Tiefe walt' ich,
Was Natur vermag und kann,
Ist mir willig unterthan.
Das Leblose lebt,
Des Lebend'gen Dasein ist Tod,
Ich mag nicht herrschen über Leichen."

Ebenso Tetka:

„Was sein soll, ist nur Eins,
Was sein kann, ist Vieles.
Ich aber will sein einig und Eins.
Recht und Vortheil zählen,
Aus Wahrheit und Lüge wählen,
Recht erdenken, das kein Recht:
Dafür such't einen Sündenknecht."

Inzwischen ist Primislaus mit Libussa zu den drei Eichen gekommen und fragt, bevor er Abschied nimmt, ob er ein Kleinod von ihr, falls er es fände, als ein Zeichen des Wiedererkennens behalten dürfe. Wir sehen nun schon, der Dichter beginnt mittelst dieses Kleinods seinen Knoten zu

schürzen. Dazu dient auch Libussa's Antwort: „Bring' es mir! Ich lohne Dir's mit Gold!" Doch was ist Gold für ihn? Nicht Gold, sondern ein Zeichen verlangte er. Nichts als die Erinnerung an sie.

Die beiden Schwestern Libussa's harren inzwischen auf diese, denn Kascha sieht sie in ihrem Geiste an einem Scheidewege von Seligkeit und Jammer. Was aber ist hier Seligkeit und was der Jammer? Seligkeit für die Beiden, die es ablehnen, an Krok's Stelle zu herrschen, ist die sinnige Betrachtung des Ewigen; der Jammer aber ist der Kampf mit den Mühsalen des Lebens, indem man sich liebend den Menschen gesellt.

Endlich kommt Libussa und lehnt es anfänglich gleichfalls ab, die Krone zu tragen. Aber Eine muß dem Todten in der Herrschaft folgen. Die Drei sollen deshalb losen. Jede hat von ihrem Vater einen goldenen Gürtel mit einem Kleinod. Alles am väterlichen Geschenke ist gleich; auch die drei Kleinodien sind's, aber jedes von diesen trägt den Namen seiner Eignerin. Alle drei Kleinodien sollen in eine Urne gelegt werden und Diejenige ihrem Vater in der Herrschaft folgen, deren Kleinod als erstes daraus gehoben wird. Als aber Libussa ihr Kleinod hergeben soll, fehlt es ihr. Wohl ahnt sie, wer es hat, dies Kleinod, das zugleich ein geistiges Vermächtniß ihres Vaters ist, aber trotz dem Zürnen und Zetern ihrer Schwestern, die nun auch über ihre bäuerliche Kleidung schelten, schweigt sie darüber und erklärt nun: „Mein Vater lebt, ein Lebender, in mir! Ihn

„Will ich ehren durch die That.
Mög't Ihr das Los mit dumpfem Brüten fragen;
Ich will sein Amt und seine Krone tragen."

Sie *will*, weil hier das Wollen *Pflicht* ist, und die Wladiken rufen: „Libussa hoch!" Doch auch ihr Wort sollen sie vernehmen: „Festgehalten hat Euch bisher die strenge

Rechte meines Vaters. Ich aber bin nur ein Weib, und Härte widert mich.

Wollt ihr nun mein als einer Frau gedenken,
Lenksam dem Zaum, so daß kein Stachel Noth,
Will freudig ich die Ruhmesbahn Euch lenken:
Ein überhörtes wär' mein letzt' Gebot."

In ihrem Lande, so spricht sie weiter, soll nur das kindliche Vertrauen herrschen. Ihr Reich soll ein Reich von Brüdern sein.

Die Schwestern warnen. „Wer nicht," ruft Kascha, „schwach und klein werden will, muß sich fern von den Menschen halten." Aber Libussa geht, ihre Herrschaft anzutreten.

Bald sehen wir, wie sie regiert. Ihr Minister, ihre Gehilfin ist Wlasta, die, mit ihrem Speere bewaffnet, die Zeit der Arbeit ordnet und für Ablösung der Müden sorgt. Fröhlich zechen die von der Arbeit Heimkehrenden. Aber einen Schluck über den Durst verweigert der Schenke, weil Libussa das Uebermaß verbietet. Einer arbeitet froh für Alle und Alle froh für den Einen. Aber auch Mißvergnügte gibt es nun schon. Die drei Wladiken, die wir bereits kennen, sitzen abgesondert beim Feste.

Sie finden Libussa's Regiment gerecht, weise, mild und voll Würde, aber — die Weiber stellt sie allzu hoch und die Niedern werden allzudreist. Weiber führen Waffen, rathen und richten. Der Bauer ist Herr, aber der Herr ist das nicht mehr, was er einst war. Kurz: dem Ganzen fehlt, wie diese Unzufriedenen meinen, ein Mann, und Jeder von den drei Wladiken hält natürlich sich für den rechten.

Libussa kommt nun selbst zu dem Feste, bei dem diese Unterhaltung geführt wird. Einem Ehepaare, das in Streit gelebt, kündigt sie ihren Besuch an, um nachzusehen, ob jetzt Alles in schöner Ordnung geht. Er soll, wie Libussa mahnt,

nicht immer vom Gehorchen reden; sie werde dann schon willig gehorchen, wenn er im Rechte sei. Bergleute kommen dann mit ihren Schätzen; aber Gold und Silber liebt Libussa nicht, und einem Geizhalse, der seine reiche Tochter nicht dem Armen gönnen will, den sie liebt, setzt sie gehörig den Kopf zurecht.

So kommt sie auch zu den Wladiken, und Einer von diesen spricht: „Du stiftest Ehen und bist doch selbst der Ehe feind?“ — „Wie sollt' ich hassen,“ antwortet sie, „was so menschlich ist? Ich suche aber vergeblich nach Einem, der so wacker ist, daß ich ihn gleichstellen könnte meinem Vater.“ Zu ihr selber aber spricht hiebei das eigene Herz: „Einmal schien's, er sei gefunden, doch er verschwand.“

„Du willst Geprüfte,“ meint Lapak, „und willst doch selbst nicht prüfen.“ — „Hört,“ antwortet sie, „ein Räthsel und versucht, es mir zu lösen! Nehmt auch die Kette da, die Ihr zur Lösung braucht.

„Wer mir die Kette theilt,
Allein sie theilt mit Keinem dieser Erde,
Vielmehr sie theilt, auf daß sie ganz erst werde,
Hinzufügt, was, indem man es verlor,
Das Kleinod theurer machte denn zuvor:
Er mag sich stellen zu Libussa's Wahl;
Vielleicht wird er, doch nie ein And'rer, mein Gemahl.“

Vergeblich zerbrechen sich nun die Wladiken die Köpfe zur Lösung des Räthsels. Sogar in einsame Waldgegend flüchten sie, um hier leichter die Lösung zu finden. Da schreitet Primislaus vorüber, und sie beschließen, auch den zu Rath zu ziehen. Er gibt ihnen wohl eine Lösung, ja er gibt ihnen sogar das von Libussa zurückbehaltene Kleinod, aber er behält nun als seinen Lohn für des Räthsels Lösung die Kette, mit welcher er verschwindet, ehe die Drei es hindern können.

Die Wladiken triumphiren nun schon, obgleich ihnen die Kette abhanden gekommen ist. Sobald Einer von ihnen

an die Herrschaft kommt, und natürlich meint Jeder, daß er selbst der Gewählte sein werde, soll im Lande gar Manches anders und nur ihrem Willen der Staat Libussa's dienstbar werden.

So ihre Träume spinnend und im Besitze der ihnen von Primislaus gegebenen Lösung, eilen sie zur Herzogin, die sich gerade vergeblich abmüht, einen Hader zweier streitender Parteien, bei welchem sich die eine Partei fest und starr auf ihr Recht steift, durch einen Vergleich zu schlichten. Nichts aber ist ihr widerlicher, als „das Recht". „Wer hat ein Recht zu leben?" fragt sie. „Ich sehe überall nur Gnade, Wohlthat, gethan vom All für Alle."

Der Wladiken wegen wird die Verhandlung des Streitfalles abgebrochen. In stolzer Siegeszuversicht geben die Drei ihre Lösung bekannt und legen dabei anstatt der ihnen anvertrauten Kette das aus derselben einst herausgenommene Kleinod in Libussa's Hand zurück. Aber sollten sie denn nicht vielmehr der Kette ein Verlorenes hinzufügen? Libussa fordert selbstverständlich die Kette und nun hört sie: Der Mann, der das Kleinod besaß, habe als Preis der Lösung, die er den Wladiken mitgetheilt, die Kette verlangt und mit fortgenommen.

„Also auch er ein Sclave des Nutzens," seufzt Libussa und fügt traurig hinzu: „Meine erste Hoffnung sei auch die letzte." Die drei Thoren aber, die nun verlangen, daß sie Einem von ihnen ihre Hand gebe, weist sie streng zurück.

Inzwischen hat der Streit der Parteien, den Libussa vergeblich zu schlichten suchte, fortgedauert, und Einer der Hadernden ruft laut: „O wäre doch ein Mann da, der ernst entschiede!" Also schon wieder der Ruf nach einem Manne!

„Wohlan denn," entscheidet nun Libussa, „Ihr sollt ihn haben!" Dann gibt sie den Wladiken die Weisung, den weißen Zelter, auf dem einst Primislaus sie zu den drei Eichen ge-

leitet hat, dorthin zurück auf den Weg nach Budeſch zu führen, dort aber den Zelter ledig weitergehen zu laſſen. Dem Roſſe ſollen ſie dann folgen, und wenn es ſie zu einem Manne führen werde, der an einem Tiſche von Eiſen tafle, ſei dieſer zu ihr her in's Schloß zu bringen, damit er in Hinkunft entſcheide, was Rechtens ſei.

Der Befehl wird ausgeführt, das Roß aber führt die Wladiken zu ſeinem alten Herrn, der ſoeben auf der Pflugſchaare eines umgekehrten Pfluges ſein Brot zertheilte. Dies verzehrend, gedachte er gerade Libuſſa's und wünſchte ſtill:

„Ich wollte, ſie beſtieg' einmal den Zelter
Und, in Gedanken ihm die Zügel laſſend,
Trüg' ſie das Thier hieher —"

Da grüßt der Zelter wiehernd ſeinen Herrn, leider ohne die Herrin, die für den Pflüger jetzt zu hoch ſteht, als daß er trotz ſeinem Stolze denken könnte, ihrem Herzen näher zu treten. Er war eben nicht blos ſtolz, ſondern auch beſcheiden und frei von Selbſtſucht.

Libuſſa aber grollt, weil es Primislaus verſchmäht hat, ſeine Fürſtin aufzuſuchen. Dieſer Groll geht um ſo tiefer, weil Primislaus auch jetzt noch fern bleibt, obgleich ihm ja doch ihr für ihn ſo leicht zu löſendes Räthſel bekannt geworden iſt und er damit auch Kenntniß von der in Ausſicht geſtellten Gattenwahl erhalten hat. Und war nicht er es, der einſt zu fragen wagte: „Du biſt kein Weib, um das man werben könnte?"

Mußte ſie nicht dieſes ſein Fernbleiben jetzt als eine Demüthigung ihrer Herrſcherwürde empfinden? War es jetzt nicht noch mehr eine Kränkung ihres Herzens? Zartes Liebesgeflüſter war alſo in dem Augenblicke, da jetzt endlich Primislaus und Libuſſa einander wieder begegnen ſollen, nicht zu erwarten. Der Stolz der Fürſtin bäumte ſich auf gegen ihn, der einſt verlangend zu ihr emporblickte und für den ſie

jetzt gar nicht zu sein schien. Aber ganz so stolz wie sie, fühlte sich auch er. Er beugte sich vor ihr *als der Herrscherin*, aber *als Mann* stellte er sich doch *hoch über das Weib* und ließ sie diese Ueberordnung, obgleich oder gerade weil er sie liebte, auch sofort empfinden.

Dieses Aufeinanderstoßen von zwei so scharf gezeichneten Charakteren, der Kampf der in ihnen niedergelegten Gegensätze, wird vom Dichter fein und ausführlich in dem Dialoge zwischen Libussa und Primislaus zur Darstellung gebracht. Die Aufgabe, die sich da der Autor gestellt hat: einen Geisteskampf zu schildern, der die Liebenden scheinbar weit und unversöhnlich auseinander und schließlich doch zusammenführt, ist keine leichte, und noch schwieriger ist es, die Lösung dieser Aufgabe in gedrängtem Auszuge doch erkennbar zu machen. Versuchen aber muß ich es dennoch.

Libussa glaubt also, Primislaus komme nur ungern und gezwungen. Bin ich ihm als Frau des freiwilligen Kommens unwerth, denkt sie, so soll sich nun die Fürstin werth seiner Achtung zeigen. Er dagegen sagt: „Ich beuge mein Knie vor meiner Fürstin.“ Er setzt aber hinzu: „Ich komme aus meinem Hause, das meine Burg ist.“

Libussa dann: „Du thust, als spräche Gleicher hier zur Gleichen.“ — „Mein Knie und mein Sinn,“ antwortet er, „neigen sich, der Eine wie das Andere.“ Die Fürstin wieder: „Du beugest sie wohl, jedoch Du meinst, hoch heran zu reichen bis zu mir.“ Und während sich so die Gegensätze gleich bei der ersten Begrüßung entwickeln, überreicht Primislaus der Fürstin Blumen und Früchte als sein Geschenk. Dabei nennt er das sein einfach' Wappen. Zum Wappen, meint Libussa, gehöre ein Wahlspruch, und der seinige sei sicher stolz. „Du liebst die Räthsel,“ erwidert er, „erlaube, daß ich mit einem solchen Dir antworte:

„Unter Blumen liegt das Räthsel
Und die Lösung unter Früchten.
Wer in Fesseln legte, trägt sie,
Der sie trägt, ist ohne Kette."

Libussa achtet aber nicht auf sein Geschenk und meint, die Sprache seiner zu künstlichem Sinn geordneten Blumen werde sich wohl gelegentlich deuten lassen.

„Sahst Du mich schon?" fragt sie dann und seine Antwort lautet: „Wer sah Dich nicht, als Dich das Land mit seiner Krone schmückte? Und sprachst Du nicht zu mir wie zu allen, die als Dein Wort Dein Gesetz verehren?"

Dieser Ton wird noch lange festgehalten. „War der Zelter," fragt Libussa, „den ich zu Dir schickte, jemals Dein?"

Er darauf: „Wenn ich ihn gab, so ist er nicht mehr mein; denn niemals geht ein rechter Mann zurück."

„Ein Mann? Nun wohl! Mein Volk, nicht ich, verlangt nach einem Richter. Aber der Richter darf kein Dieb sein. Und hältst Du nichts zurück, was mein ist?"

„Dein bin ich selbst, und was ich besaß als Dein, ist nicht in meiner Hand."

Libussa, die den Sinn dieser Worte nicht ahnen kann, weil sie sein Geschenk unbeachtet gelassen hat, entgegnet schroff: „Mich widert dieser Reden Doppelsinn, die nur Stolz und Hochmuth sind."

Nach diesem Auftritte, der sich immer noch eine Weile fortspinnt, geht Libussa unter sichtbaren Zeichen der Geringschätzung ab.

Im folgenden Acte, dem vierten, verweilt Primislaus noch im Schlosse Libussa's, Wlasta aber fordert ihn nun im Namen ihrer Herrin ganz direct auf, ihr auszuliefern, was er noch von der Herrin besitze. Es gilt das also der Kette, von der man noch glaubt, daß er sie habe. Während der Unterredung Beider tritt aber auch Libussa ein, als Fackel-

trägerin verkleidet, um unerkannt Zeuge zu sein und so zu sehen, wie weit sein Starrsinn gehe. Primislaus aber erkennt sie und spricht mehr für Libussa als für deren Botin. Zunächst verlangt er ein Zeichen dafür, daß Wlasta Namens ihrer Herrin spreche, und Wlasta legt, um ihn zu überzeugen, das Kleinod auf den Tisch, das einst er aus der Kette gelöst und den Wladiken übergeben hat. „Gib also her," ruft Wlasta, „was Du noch besitzest als Zeugniß einer halb traulichen Begegnung, das die Fürstin in Deiner Hand nicht dulden kann." — „Nimm an," antwortet er, „ich fand ein solches Zeichen. Was Liebliches und Schönes ich erblickte in ihr, war mir verkörpert in diesem Zeichen. Ich trug's an meiner warmen Brust, drückte es an Herz und Mund; es fand den Weg zurück in seine Heimat. Ich folgte ihm heute selbst. Ich dachte nicht dabei, nein wahrlich nicht, als könne mir das gelten, was sie zugesagt den Wladiken. Wohl aber hofft' ich noch ein schwebendes Atom von jener Huld und Güte, die einst ich sah, zu finden in ihrem Auge; doch nur Hohn und Spott kamen mir kalt entgegen in diesem Hause. Groß ist es, Herrscherin zu sein; allein das Weib ist so hold gefügt, daß jede Zuthat den Werth desselben mindert. Es feiert seinen höchsten Sieg nur im Bewußtsein eigener Schätze. Ihr Höchstes ist die siegende Gewalt der Schwäche!"

Mit diesem Momente, mit dieser denkbar schönsten Huldigung, die wir so der echten Weiblichkeit dargebracht sehen, beginnt eine Scene, in welcher der Dichter seine ganze Virtuosität zeigt. Er läßt jetzt nämlich seinen Helden so sprechen, als verwechsele er die Dienerin Wlasta mit ihrer Herrin. „Seit Deine Freundin dort, die Fackelträgerin," spricht er, „in's Zimmer trat, hat sich zarte Scham Deines ganzen Wesens bemächtigt. Deine Hand, die ich erfasse, zittert. Ich sehe den holden Wandel Deines Trotzes. Fühlst Du jetzt und begreifst Du, Wlasta,

„daß ein Inn'res ſchmelzen muß,
Um Eins zu ſein mit einem andern Innern?"

Leſe man, ich bitte, dieſe Stelle noch einmal, um mir zu ſagen, ob es möglich iſt, die echte und reine Liebe noch edler zu ſchildern, als es Grillparzer hier gethan hat. Schon in den Mund ſeines Primislaus legt er den idealſten Begriff der Vereinigung der Geſchlechter, wie ihn das Chriſtenthum lehrt und in der chriſtlichen Ehe und im Sacramente der Kirche verwirklicht: Leibes- und Seelengemeinſchaft. Eine Verſchmelzung Zweier in Eines. Ich gedenke bei anderer Gelegenheit auf dieſe Seeleneinheit zurückzugreifen.

Wir kommen alſo an einen Wendepunkt im Drama: „Hoffſt Du," fährt Primislaus fort, „fern von dieſem Schloſſe wieder Demuth und Milde zu finden? Kann Dir, Wlaſta, eine Hütte mehr ſein, als dieſer Königsbau? Sprich ja, Wlaſta, und ich ſtelle Dich höher, als Deine Fürſtin ſteht in Glanz und Pracht!"

Gibt es einen noch höheren Triumph der Liebe als dieſen? In der Hütte, in der es Liebe findet, kann und ſoll das Weib glücklich ſein. Eine Krone tragen, aber keine Liebe finden, macht es elend.

Libuſſa läßt erſchüttert die Fackel ſinken und geht. Wlaſta ergreift die Fackel, aber Primislaus entwindet ſie ihren Händen und löſcht ſie aus. Wlaſta, durch ſeine Worte ganz außer Faſſung gerathen, entflieht, ohne des Kleinods in dieſem Augenblicke noch zu gedenken. „Ich hab's, ich hab's", ruft Primislaus,

„die Liſt gelang!
Dort ſeh' ich einen Ausweg; fort in's Freie!"

Was wollte er? Ich denke, daheim wieder glücklich ſein in dem Beſitze des Kleinods, das ihm eine Erinnerung an die ſchönſten Augenblicke ſeines Lebens war. Dies der Gedanke, der ihn zur Flucht treibt. Aber eine Fallthüre bewegt

sich und er versinkt. Von schwarzgerüsteten Männern umgeben, findet er sich wieder. Er sieht Ketten in ihren Händen. Ohne Zagen sagt er auch jetzt noch: Ein Zufall verlieh mir Werth und Huld; launisches Zürnen nimmt mir Alles wieder; doch ich will gewogen sein nach Manneswürde;

„Der Willkür fügt kein Freier sich, kein Mann ...
Mein Leben setz' ich ein für meinen Willen!"

Er erwartet von den Bewaffneten den Todesstoß, doch da er die Augen aufschlägt, sind die Bewaffneten verschwunden und Libussa steht vor ihm. Sie will ihm Rede stehen, um sich zu vertheidigen. „Deine Krone strahlt am schönsten", spricht Primislaus, „wenn Du sie verhüllst."

Libussa: So sprichst Du jetzt, erst aber war Alles nur Verweigerung.

Primislaus: Dem kränkenden Befehl!

Libussa: Nun denn, ich bitte.

Primislaus: Dann fort mit allem, was in mir nicht Demuth ist und Unterwerfung! Hier Dein Kleinod, mit dem ich binden wollte. Nimm es hin mit dem Gebundenen!

„O wären diese Hände Purpurkissen,
Um würdig Dir zu bieten, was das Deine."

Libussa: Noch fehlt ein Theil, und ist es zart, mir vorzuenthalten, was mein Wunsch begehrt?

Primislaus: Mißachtet steht hier noch mein Geschenk: die Blumen und die Früchte. Da sieh', unter ihnen liegt schon das Räthsel und auch die Lösung: die Kette, zu der ich füge,

„was, indem man es verlor,
Das Kleinod theurer machte, denn zuvor."

Primislaus aber wagt auch jetzt noch nicht, zu glauben, daß für ihn der Preis der Lösung gelten solle, wie er in dem Räthsel für die Wladiken angedeutet war. Entsagen will er jetzt allem, was ihn einst in seinen Träumen glücklich machte, und nun scheiden, ohne Schuld und Fehl.

Aber „bleibe!“ ruft Libuſſa; „noch einmal nenn' ich Dich klug und auch edel. Du biſt der Mann, der zur Wahrheit macht, was ich nur ahne. So werde Du der Richter meines Volkes!“

Aber der Richter iſt nicht Gatte, deshalb noch immer an die Möglichkeit ihrer Vermählung mit einem der Großen ihres Reiches denkend, antwortet Primislaus wieder ſtolz: Ich diene keinem Manne!

„Meinſt Du, daß ich mit Einem jener Thoren mich vermählte?“ antwortet Libuſſa. „Aber hörſt Du? Draußen lärmen die Empörer, die Dich befreien wollen, weil ſie Dich für bedroht halten durch mich.“

Primislaus: „So gebt ein Schwert mir, daß ich ſie niederkämpfe!“

Libuſſa: „So wärſt Du ja der Schützer, den ich brauche.“ Und als den Schützer, den ſie braucht, zeigt ſie ihn nun ihrem Volke, indem ſie ſelber ſich vor ihm verneigt.

So weit wäre ich alſo in meinem Referate; aber ich fühle hier mehr denn je, wie ſehr ich gerade das Schönſte verwiſche, indem ich ſtatt der ganzen Sprache Grillparzer's nur das biete, was ich als den eigentlichen Kern herausſchäle. Der ganze Pfirſich iſt ſchöner als der bloße Stein, den er verhüllt. Doch ich kann hier nun einmal nirgends das Ganze bieten. Ich darf nur dazu anregen, es zu ſuchen, um es zu genießen in ſeiner Fülle. Und nur ganz beiläufig bemerke ich noch, daß die Zeichnung des Helden Primislaus jedenfalls eine von denen iſt, welche uns erkennen laſſen, wie falſch das Urtheil Kuh's iſt, der in ſeiner ſchon öfter citirten Biographie ſehr allgemein die Behauptung aufſtellt, die Männer, die uns Grillparzer geſchaffen, ſeien beſtimmbar und fügſam mit grauſamer Hinterhaltigkeit in ihren ſchwachen Charakteren.

Doch ehe ich nun auch noch den Inhalt des fünften und letzten Aufzuges ſkizzire, muß ich mir einige einleitende

Worte gestatten, auf die Gefahr hin, daß ich weit abzuschweifen scheine. In der „Libussa“ von Grillparzer liegt Geschichtliches, eingekleidet in die Sage. Auch ist es nur eine geschichtliche Bemerkung, die ich hier zu machen habe.

Der Historiker pflegt Dasjenige, was er Weltliches zu erzählen hat, in Perioden abzutheilen. Ein einzelnes Ereigniß gilt ihm wohl als Grenzmarke der einzelnen Periode, aber steht je das Ereigniß so ganz abgeschlossen für sich da? Hängt es nicht durch hundert Fäden zusammen mit der Periode, die ihm vorausgeht? Nichts wird aus sich und nur für sich. Alles Werden kommt aus Dem, was ihm vorausgegangen. Wie in der Blüthe schon der erste Ansatz zur Frucht liegt und die Blüthe verwelken muß, damit die goldene Frucht sich entwickle, so ist auch in der Geschichte Alles nur Entwicklung aus dem Vergehenden, insbesondere dann, wenn nicht Revolutionen störend eingreifen. Das Alte scheidet, aber, selbst scheidend, führt es das Neue in's Werden.

Und nun bitte ich, einmal anzunehmen, die Fürstin Libussa und der zu ihrem Gatten gewählte Primislaus seien nicht blos historische Personen, nicht blos menschlich denkende, menschlich fühlende und menschlich handelnde Individualitäten, sondern auch Symbole, Personificationen, geschichtliche Ideen gewissermaßen zweier verschiedener Perioden, von denen die eine unmittelbar aus der anderen in ruhigem, ungestörtem Werden sich entwickelt. Libussa repräsentire uns dann das Alte, das noch lebt, aber schon das aus ihm heraus sich gestaltende Neue ahnt und sieht, aus sich heraus gebiert; Primislaus aber sei uns das Neue, doch nur ein solches, das in dem Bewußtsein lebt, in ruhiger Entwicklung zu entstehen aus dem Alten. Und nun, von dieser Vorstellung durchdrungen, lassen wir auch noch die Handlung des fünften Aufzuges an uns vorübergehen.

Wir sehen jetzt die Beiden, die sich gefunden, zunächst noch in gemeinsamer Herrschaft thätig und ein Neues gestaltet sich. Wlasta freilich hat das, was sie sieht, nicht ertragen können und ist zu den Schwestern Libussa's auf das dunkle Schloß geflüchtet. Der Fürst und seine Gattin durchziehen das Land, schaffend und ordnend. Bescheidene Hütten sind ihr Königsschloß. Die Schwestern und Wlasta zürnen, daß sich Libussa so erniedrigen lasse. Auch ist sie nun schon fast siech und vom Tode gezeichnet; sie ist es, seit der Geburt ihrer Kinder. Aber gern folgt sie doch ihrem Gatten. Als nur sie regierte, da übte sie die Macht blos zu eigenem Genuß. Ganz anders Primislaus. Seine Herrschaft will überall nur den allgemeinen Nutzen. Zum Verdruß der Schwägerinnen läßt er die tausendjährigen Eichen fällen, damit sie den Menschen und ihren irdischen Zwecken dienen. Sogar eine Stadt will er jetzt bauen, wenn Libussa ihre Zustimmung gibt. Eine Stadt? Sie weiß noch gar nicht, was das ist, aber seine Andeutungen genügen, um sie erkennen zu lassen, was er will. Die Getrennten sollen geeinigt werden, so daß Jeder abgibt, um zu empfangen von den Anderen. Das Leben der Bürger soll sich in ihrem Verhältniß zu einander gestalten, wie das zwischen dem Gatten und der Gattin. Was den Einen beschränkt, soll ein zweites Selbst sein. Das Bedürfniß liegt in des Menschen Brust als Reiz und Stachel. Befriedigung ist sein Ziel. Aber keine durch den Herrscher willkürlich gesetzte Befriedigung, sondern so, wie sie die Aeltesten und Weisen des Volkes als recht erkennen. Der Herrscher überschaut das Ganze; die Einzelnen aber verstehen sich besser auf's Einzelne.

Das ungefähr sind die Gedanken, die uns der fünfte Act der „Libussa" dramatisch vorführt.

Die Stätte, auf der die neue Stadt entstehen soll, ist schon gefunden. Dort an der Moldau, wo diese, sich mächtig breitend, durch das Land strömt,

„Und Praga soll sie heißen als die Schwelle,
Der Eingang zu des Landes Glück und Ruhm."

Aber zu Libussa's Freude, nicht den Göttern entfremdet, soll der Bau beginnen. „Schlecht ist der Ackersmann", sagt Primislaus,

„der seine Frucht
Von Pflug und Karst, von seinen Müh'n erwartet,
Und Licht und Sonne, was von oben kommt,
Nicht als die Krone achtet seines Thuns.
Es wirkt der Mensch, der Himmel aber segnet",

und darum bittet Primislaus, daß Libussa die Gründung einleite, indem sie nach Priesterart sie weihe.

Muß ich nun wiederholen, was ich oben schon sagte? Die alte Zeit weiht die neue, die aus ihr geboren wird.

Aber Libussa klagt, der priesterliche Geist, der noch ihre Schwestern beseele, schweige leider in ihrer eigenen Brust.

Die Götter nehmen nicht, was sie uns einmal gaben, meint Primislaus.

Auch durch ihr Siechthum geschwächt fühlt sich Libussa. Muß ich auch hier erläuternd hinzufügen: Das Alte ermattet, um zu sterben, indem das Neue stark wird? Auch glaubt Libussa, Primislaus liebe mehr das Weib in ihr als die Seherin und wünsche sich Erhaltung seines Weibes.

Das genügt ihm zur Entsagung. Anderen Sinnes aber wird jetzt Libussa. Sie erscheint in dem schwarzen Gewande der Priesterin, die sie einst war, denn um ihretwillen soll das Reifbedachte und den Menschen Nützliche nicht zu Grunde gehen; um sie, die Alternde, zu erhalten, soll der Geschichte kein Halt geboten werden. Der Gürtel, des Vaters Geschenk, beengt sie zwar, aber er soll ihr ja folgen bis in's Grab, und bringt ihr das Gedächtniß des Vaters zurück. „Ich will nicht nutzlos sein", spricht sie,

„im Geist der Dinge;
Kann ich nicht wirken in der Zeit, die neu,
So will ich segnen — Euch, das Volk und mich."

Aber ob sie das auch noch überdauern wird? Primislaus ist es jetzt, der sie abzuhalten sucht. Umsonst. Der Geist ist über die Priesterin gekommen; sie folgt dem Drange, der nun mächtig aus ihrem Innern kommt, und die Weihe beginnt.

Aber Wehmuth erfüllt die Priesterin. Die sie gehütet hat, wollen sich fortan selbst hüten. So will's der Gang der Welt. Das Kind wird Mann, der Mann wird Greis und — stirbt. In ihren Ahnungen sieht die Priesterin die Willkür kommen und den Eigennutz zum Altar werden. Sie sieht den Götzendienst des gierigen Bauches.

„Freiheit wird sich nennen die Gemeinheit,
Als Gleichheit brüsten sich der dunkle Neid,
Krieg jedem Vorzug heißt das Losungswort . . ,"

„Komm', Libussa!" ruft Primislaus; „ich sehe, daß Du leidest." Sie aber:

„Baut Eure Stadt, denn sie wird blüh'n und grünen,
Wie eine Fahne einigen das Volk
Und tüchtig wird das Volk sein, treu und bieder,
Geduldig harrend, bis die Zeit an ihm."

Im Geiste schaut dann Libussa die Entwicklung, die Herrlichkeit, das Schicksal der Nationen, die auf den Schauplatz treten nach und nach. Von denen, die am Po und bei den Alpen wohnen, kehrt zu den Pyrenäen die Macht.

„Die aus der Seine trinken und der Rhone,
Schauspieler stets, sie spielen d'rauf die Herrn.
Der Brite spannt das Netz von seiner Insel
Und treibt die Fische in sein gold'nes Garn."

Der Weltensonne Schimmer bestrahlt dann das blaugeaugte Volk jenseits der Berge Böhmens, sie, deren Stern als Erbe aller früheren glänzt, —

„Dann kommt's an Euch und Eure Brüder;
Der letzte Aufschwung ist's der matten Welt . . .“

Ich möchte nicht Alles das und nicht just so unterschreiben. Doch das ist hier gleichgiltig. Zuletzt sieht Libussa im Geiste den Vater und die Mutter. Ueber die Anhöhe im Hintergrund aber kommen Kascha und Tetka, fortziehend, fort — in's Elend — in die Welt. Libussa aber löst ihren Gürtel und stirbt.

Die Blätter der Blüthe sind jetzt also gefallen und es reift die Frucht. Aber wird sie golden sein? Nicht Alles ist verlockend, was die Priesterin gesehen. Es scheint sogar, das Schlimme walte vor. Grillparzer hatte also doch recht, wenn er seine Libussa ein Trauerspiel nannte. Ein Trauerspiel, das Jeder miterlebt, der die alte Zeit, an die ihn tausend Fasern der Liebe binden, sterben sieht, um einer neuen zu weichen, deren Entwicklung er nur dunkel ahnt.

Grillparzer's „Libussa“ entstand nur langsam, nicht in Einem Wurfe, wie so manches Andere, was Grillparzer geschaffen hat. Bei dieser Entstehungsweise der „Libussa“ konnte es nicht fehlen, daß sich Gedanken und Ausführungen hineindrängten, die, an und für sich wahre Perlen, doch die Raschheit der Handlung vielfach verzögern, was insbesondere im dritten und vierten Acte beklagt wird. Dafür aber ist dort die Heldin des Stückes desto gedankenreicher.

Die Aufführung der „Libussa“ anzuregen, ist dem Dichter gar nicht eingefallen. Grillparzer wollte mit dem Theater und Theaterpublicum, nachdem letzteres seinem „Wehe dem, der lügt“, so herzlos mitgespielt hatte, nichts mehr zu thun zu haben. Erst spät bekamen Freunde eine Ahnung von der Existenz dieser Tragödie. Laube durfte sie zu Anfang der Sechziger-Jahre (dasselbe gilt vom Bruderzwist) lesen und sogar in Scene setzen, mußte sich aber verpflichten, sie

nicht aufzuführen, es sei denn, daß er eines günstigen Erfolges sicher wäre; und den vorauszusagen, mochte er sich nicht getrauen. Nur der erste Act war schon vorher einmal aufgeführt worden und zündete. Als Laube viel später auf denselben zurückgriff, war das Publicum schon vom Nationalitätenhader angefressen und ohne die Unbefangenheit, die zu freundlicher Aufnahme einer so märchenhaften und doch tief ernsten und vielsagenden Schaustellung unerläßlich ist.

Ob man die Aufführung des Ganzen jetzt versuchen sollte? Wir stehen bereits in der Aera der Versöhnung, allermindestens in einem ernsten Versuche der Letzteren, und so Gott will, werden Deutsche und Czechen in Oesterreich fortan wieder friedlich neben einander wohnen, so daß die Aufführung nationalen Bedenken kaum noch begegnen möchte. Dagegen scheint mir das Stück an die Darsteller große, schwer zu befriedigende Anforderungen zu stellen und der tief ernste Ton, der in dieser ganzen Tragödie der vorherrschende ist, ein gleichgestimmtes Publicum zu fordern, das nicht gar so leicht zu finden ist.

Die Czechen aber, welche die „Libussa" lesen, werden dabei hoffentlich den Groll vergessen, den sie dem Dichter einst im Hinblick auf seinen Ottokar geschworen haben. Daß die „Libussa" aber jedenfalls keine Dichtung nach dem Geschmacke unserer Modern-Liberalen ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Vielleicht stimmen diese darum auch der Betty Paoli bei, die nach der Regel: „Sie kriegen sich und Alles ist gut", in ihrem Grillparzerbuche den Wunsch ausspricht, der Dichter möchte mit dem vierten Acte geschlossen haben. Gott sei es gedankt, daß Grillparzer selbst anderer Meinung war.

„Ein Bruderzwist in Habsburg."

Von Buchdramen kein Freund, und doch hat unser Grillparzer noch eines geschaffen, bei welchem er nicht an die Aufführung dachte, oder wenigstens von vorneherein der sehr richtigen Meinung war, daß es für die Aufführung im kaiserlichen Burgtheater entschieden ungeeignet sei. Ich meine seine Tragödie: „Ein Bruderzwist in Habsburg."

Betrachten wir uns vor Allem die Zeit, aus welcher Grillparzer zu diesem seinem neuen historischen Drama den Stoff entliehen hat. Nach dem Tode Maximilian's II. regierte Rudolf II. von 1576 bis 1612 als deutscher Kaiser. Die protestantischen und katholischen Stände des Reiches haderten. Kirchenspaltung zertrümmerte die deutsche Einheit. Blutige Kriege, die die streitenden Parteien miteinander führten, verwüsteten das Reich. Deutsche Fürsten schlossen schon jetzt unter dem Vorwande, die Religion sei gefährdet, Bündnisse miteinander, die alle Macht des Kaisers vernichteten und, offen oder heimlich, der Einmischung der Fremden in die inneren Angelegenheiten Deutschlands die Wege bahnten. In den österreichischen Erblanden Rudolf's II. standen die Dinge nicht besser. Protestanten und Katholiken lagen auch hier miteinander im Streit, und Erstere, die beabsichtigte Gegenreformation fürchtend, jammerten um Hilfe bei den Protestanten außerhalb Oesterreichs und schlossen Bündnisse gegen den Landesherrn.

Es hätte eines Mannes nicht blos mit strengem Gerechtigkeitssinn, sondern auch mit eiserner Faust bedurft, wenn alledem gesteuert werden sollte. Rudolf II. aber war nichts weniger als eisern. Er war ein gelehrter Herr, ein Förderer der Künste und Wissenschaften, jedoch nicht der Mann dazu, äußeren Widerstand thatkräftig und beharrlich zu brechen.

Die Sorgen des Reiches überließ er seinen Räthen oder Günstlingen, um auf dem Schlosse zu Prag Astronomie und Chemie und, es lag so in der Zeit, Astrologie und Alchymie zu treiben. Insbesondere der Astronomie gab er sich hin, aber nicht blos spielend oder nur auf Irrwegen, sondern zumeist mit recht ernstem Streben. Für Tycho de Brahe, den berühmten dänischen Astronomen, von dem sich noch heute Handschriften aus damaliger Zeit im Besitze der gräflichen Familie Nostitz befinden, baute er am Sitze seiner Residenz, die er in der Hauptstadt Böhmens aufgeschlagen hatte, eine Sternwarte. Auch den großen Johannes Kepler, den Erfinder der keplerischen Gesetze, welche zur Grundlage der modernen Astronomie wurden, den Zustandebringer der Rudolfinischen Tafeln, die das genaue astronomische Rechnen eigentlich erst möglich machten, zog er in seine Nähe und übergab ihm nach Tycho's Tod die Sternwarte.*) Ich erwähne das hier, um zu zeigen, daß unter dem Regimente Rudolf's II. wenigstens nicht Alles zerfahren und düster war. Zerfahren und rathlos war aber in der That seine politische Verwaltung. Und als die Unzufriedenheit der Protestanten in Oesterreich und Ungarn wuchs, glaubte Matthias, der älteste von den Brüdern Rudolf's, für ihn, der bis dahin nur Statthalter in Oesterreich gewesen war, sei nun wohl die Zeit gekommen, sich in den Besitz von Oesterreich und Ungarn zu setzen.

*) Kepler war 1571 zu Weil in Württemberg als der Sohn armer Eltern geboren. Nachdem er Aufnahme in einem protestantisch-theologischen Seminar seines Vaterlandes gefunden und dort Theologie studirt hatte, mußte er die für ihn schmerzliche Erfahrung machen, daß der zelotische Leiter des Seminars seine (Johann Kepler's) Anstellung als Prediger unmöglich machte. Der daheim Verstoßene ging deshalb nach Graz, wo er ein Asyl als Lehrer der Mathematik fand. Als seines Bleibens auch dort nicht mehr war, folgte er dem Rufe Tycho's nach Prag und machte daselbst mit dem Namen des Kaisers auch seinen eigenen unsterblich.

Ausgerüstet mit einer Vollmacht des Kaisers zur Unterhandlung mit den Aufständischen in Ungarn, berief er einen Familienrath, von dem sich aber Erzherzog Leopold, ein Neffe des Kaisers, fernhielt, und ließ sich von denen, die seiner Einladung gefolgt waren, wegen „Gemüthsblödigkeit" des Kaisers als Oberhaupt des österreichischen Hauses einsetzen. Hierauf schloß Matthias Frieden mit den Aufständischen in Ungarn und auch gleichzeitig mit den Türken, die, wie in allen schweren Zeiten Oesterreichs, so auch damals ihre Feindseligkeiten erneuert hatten.

Als Rudolf die Bestätigung dieser Friedensbeschlüsse verweigerte, berief Matthias im Jahre 1608 die ungarischen Stände nach Preßburg und die österreichischen nach Wien. Beide Versammlungen erklärten sich für ihn und nun zog er mit einem Heere nach Böhmen, zwang den Kaiser, ihm Ungarn, desgleichen Oesterreich ob und unter der Enns abzutreten, ihm die Verwaltung von Mähren zu überlassen und ihm auch noch die Anwartschaft auf Böhmen zuzuerkennen.

Im Jahre 1609 erzwangen sich dann die böhmischen Protestanten von Kaiser Rudolf die Ausstellung des bekannten „Majestätsbriefes".

Gegen seinen Bruder Matthias nicht mit Unrecht erbittert, befaßte sich Rudolf II. bald nachher mit dem Gedanken, die Erbfolge in Böhmen doch anders zu ordnen, und zwar so, daß dort Erzherzog Leopold sein Nachfolger werde. Trotz der kriegerischen Vorbereitungen hiezu mißlang das, indem Matthias auch jetzt wieder schnell mit Kriegsmacht heranrückte und triumphirend in Prag einzog. Rudolf II. mußte nun auch noch der böhmischen Krone schon jetzt entsagen, so daß ihm nur noch die machtlos gewordene deutsche Kaiserkrone übrig blieb. Auch derer war er bald nicht mehr ganz sicher. Wenigstens forderten ihn die deutschen Kurfürsten schon auf, Vorsorge für die Wahl eines römischen Königs zu treffen.

Bald nachher, am 20. Jänner 1612, ſtarb er. Er war niemals vermählt geweſen.

Matthias folgte ihm jetzt auch in der Kaiſerwürde und regierte bis 20. März 1619, ſo daß er noch den Anfang des dreißigjährigen Krieges erlebte, den auch Grillparzer, indem er ihn etwas vorſchiebt, noch in ſein Drama hineinſpielen läßt.

Aus dieſen traurigen politiſchen Wirren alſo, die den Dichter wohl weit mehr hätten abſtoßen ſollen als zu poetiſcher Geſtaltung anziehen, hat Grillparzer ſeine neue hiſtoriſche Tragödie geſchaffen, über die ich nun kurz zu berichten habe.

Es war kein Leichtes, in die einzelnen auseinanderliegenden hiſtoriſchen Begebenheiten diejenige Einheit zu bringen, die Grillparzer, abweichend vom Vorbilde der hiſtoriſchen Dramen Shakeſpeare's, der ſich oft mit dem bloßen Nebeneinander begnügte, als unentbehrlich für eine poetiſche Schöpfung zu betrachten pflegte. Ich möchte aber nicht ſagen, daß das dem Dichter ſo recht gelungen ſei. Er hat die kleinen hiſtoriſchen Ereigniſſe in ſolcher Menge herangezogen und iſt dabei ſo ſehr in's Einzelne gegangen, daß die Buntheit alles deſſen, was man ſieht, den Schauenden faſt erdrückt und der befriedigende Ueberblick über das Ganze nur ſchwer gewonnen wird.

Die hauptſächlichſten Träger der im „Bruderzwiſt" dargeſtellten Handlung ſind Kaiſer Rudolf II., ſeine beiden Brüder, die Erzherzoge Matthias und Maximilian, und ſeine beiden Neffen, die Erzherzoge Ferdinand und Leopold. Aber faſt noch mehr als dieſe greift Melchior Kleſel, als der eigentliche Lenker und Leiter des Erzherzogs Matthias, in die Handlung ein. Ich verſuche deshalb, die Charaktere dieſer Sechs hier ſo zu zeichnen, wie ſie Grillparzer in ſeiner Tragödie geſtaltet hat.

Beginnen wir mit dem Kaiser. Sein leibliches Erscheinen tritt uns aus einem kurzen Dialoge zwischen Don Cäsar, einem „natürlichen Sohne" des Kaisers, und dem geheimen Kämmerer Wolf Rumpf entgegen. Letzterer erzählt, er habe dem Kaiser gesagt, Majestät verjünge sich mit jedem Tage und sehe wie ein Dreißiger aus. Die Weiber bedauerten darum, daß er sich nicht öffentlich zeige. „Da lachten Seine Majestät," setzt Rumpf hinzu. „Ich glaub's wohl," entgegnet Don Cäsar, der, wie ich nebenbei schon jetzt bemerke, ein Ausbund von Liederlichkeit ist. „Ich glaub's wohl! Ein Dreißiger mit solchem Bauch und Beinen!" Das erste Auftreten des Kaisers ist aber noch weit schrecklicher, als sich schon hieraus erwarten läßt. Er kommt wie ein Taubstummer, der nicht redet, sondern nur Zeichen macht. Er hebt drei Finger auf; das soll dreitausend Gulden zum Ankaufe eines Gemäldes bedeuten, und erst auf die auf Mißverständniß beruhende Frage Rumpf's: „Zweitausend?" bekommt er Stimme und schreit: „Drei!" Die Briefschaften, die auf dem Tische liegen, schiebt er verächtlich zurück. Ein Buch aus Spanien aber, Lope de Vega, interessirt ihn. Rumpf meldet ihm die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand und dann auch, daß Don Cäsar um Audienz bitte. Der Kaiser horcht dabei wohl einen Augenblick auf, liest aber sogleich schweigend weiter. Erzherzog Matthias spricht ihn dann an. „Ich komme aus meinem Bann zu Linz." Der Kaiser thut, als höre und sehe er ihn nicht. Matthias bittet, gegen Entsagung auf Thron und Erbrecht um einen Ort, wo er ruhig sterben könne. „Wer da? Rumpf! Allein sein!" ist die ganze Antwort des Kaisers. Matthias versucht wiederholt zu sprechen, der Kaiser aber erhebt seinen Krückenstock gegen Rumpf und ruft nur wiederholt: „Allein!" Matthias geht und Rumpf fragt nun sich selber: „Was mit dem Kaiser anfangen?" Er spricht von Berichten aus Ungarn, von der Entsetzung Raabs, von

der Belagerung Papas; den Kaiser interessirt es nicht. Rumpf redet von geschnittenen Steinen, die ein Kaufmann aus Florenz gebracht. Da endlich spricht der Kaiser, aber wieder nur das eine Wort: „Sehen!“ Rumpf meint, die Preise der Steine seien unerschwinglich. „Albern,“ lautet die ganze Antwort des Kaisers. „Der spanische Orator Zuniga wünscht Gehör,“ meldet Rumpf; der Kaiser schüttelt mit dem Kopfe. „Beliebt's, nunmehro die Berichte?“ Der Kaiser stößt mit seinem Stocke unwillig auf den Boden und spricht dann ganze zwei Worte: „Guter Gott!“ Don Cäsar kommt: „Ich küß' Euer Majestät die hohen Hände.“ Aber auch ihn empfängt ein zorniger Blick. Don Cäsar spricht dann von seinem theuren Freunde Feldmarschall Rußworm, den ein Kriegsgericht, weil er im Falle der Selbstvertheidigung den Oberst Belgiojoso getödtet, zum Tode durch Henkersschwert verurtheilt habe. Das Urtheil sei Unsinn, Verrücktheit, Gotteslästerung. In heißen Türkenschlachten habe Rußworm für den Kaiser gesiegt; den müsse er, Don Cäsar, retten, gälte es auch das Aeußerste! Der Kaiser schaut seinen geheimen Kämmerer Rumpf nur fragend an und wirft dann, wie suchend, die Papiere auf dem Tische durcheinander. „Vielleicht das Urtheil?“ fragt Rumpf und geht, es zu holen. „Ich dank' Euer Majestät,“ spricht Don Cäsar, rühmt wieder den Verurtheilten als einen Sieger in zwanzig Schlachten, während der erschlagene Belgiojoso nur Weiber- und Pfaffendiener, nur Heuchler und Schurke gewesen sei. Rumpf bringt nun das Urtheil, aber der Kaiser weist die Schrift zurück. Rumpf fragt sodann, was mit der Schrift geschehen soll. Da nimmt sie der Kaiser, liest hohnlachend die Aufschrift und gibt sie an Rumpf zurück. „Ich kenne wohl,“ seufzt Rumpf, „die Aufschrift an den Rath der Schöffen der Altstadt Prag; doch wenn das Urtheil, wie ich vermuthe, unterschrieben ist —“ Da stampft wieder der Kaiser unwillig mit dem Stocke auf den Boden. Don Cäsar

wagt trotzdem zu sprechen: „Kommt das Urtheil so unterschrieben auf das Prager Schloß, so stirbt mein Freund.“ Jetzt endlich bekommt auch der Kaiser Sprache: „Dein Rußwurm stirbt und Du mit ihm, sprichst Du noch ein Wort! Ich kenne Dich. Die Nächte durchschwärmst Du mit ausgelassenen Leuten, stellst den Kindern ehrbarer Bürger nach und hältst Dich zu Meutern*) und Lutheranern. Der Rußwurm stirbt! Du aber dank' es Gott, daß ich alle diejenigen, die um den ruchlosen Mord gewußt haben und ihn billigten, nicht auch mit dem Schwerte treffe. Vom Mädchen jedoch lass' ab! Von ihr, der Du nachstellst wüsten Sinnes!“

„Nein, Herr,“ antwortet Don Cäsar, „denn sie betrog mich.“

„Meinst Du?“ entgegnet der Kaiser. „Es betrügt immer nur der Mann das Weib.“

Don Cäsar: „So war es wenigstens bei Einer, die mir nahe verwandt.“

Der Kaiser: „Also kennst Du Deine Mutter? Vielleicht den Vater auch? Sprich ja und ewiges Gefängniß ist Dein Los; denn in den Sternen hab' ich's gelesen: Der Nächstverwandte ist mein schlimmster Feind.“

Ich bin mit dieser Charakterschilderung Rudolfs II. noch nicht zu Ende, muß aber hier doch schon fragen, ob ein

*) Hier unter dem Striche wieder eine kleine Abschweifung auf grammatikales Gebiet. Grillparzer schreibt im „Bruderzwist“ wie auch anderwärts: der „Meuter“ im Sinne von der „Meuterer“, Einer, der Meuterei treibt. Aber gibt es einen substantivischen Stamm „Meut“ oder ein Zeitwort „meuten“, von dem man das Substantiv „Meuter“ ebenso ableiten könnte, wie z. B. Schäfer von Schaf oder Helfer von helfen? Ich weiß es nicht und glaube kaum. Ich rechne darum auch den „Meuter“ Grillparzer's zu den mancherlei eigenwilligen Wortformen unseres großen österreichischen Dichters, durch welche sich leider nicht wenige Leser in Deutschland — was sie nicht sollten! — von ihm abstoßen lassen.

österreichischer Dichter, ein österreichischer Patriot — und ein solcher war Grillparzer — sich doch so weit vergessen sollte, einen Herrscher Oesterreichs in einem großen Drama so vor die Augen der Welt zu stellen: blödsinnig und boshaft! Es ist schwer, in dieser Schilderung noch etwas Anderes zu entdecken. Vielleicht neben schrecklicher Regierungsunfähigkeit wenigstens Gerechtigkeitsliebe? Ich glaube kaum. Auf mich wenigstens macht das starre Festhalten am gefällten Todesurtheile schon nahezu den Eindruck der Bosheit. Aber einerlei! Entweder war der historische Rudolf II. doch besser, als er uns hier geschildert wird, dann hätte ihn auch Grillparzer in besserer Gestaltung uns zeigen müssen. Oder er war so, wie wir den unglücklichen Regenten hier sehen; er wurde von Grillparzer just so erkannt; dann überläßt ein österreichischer Dichter die poetische Gestaltung eines solchen Helden den Feinden Oesterreichs, oder allenfalls dem unter die Knüttelversmacher gegangenen Verfasser des „Generalfeldoberst", anstatt diese Arbeit auf sich zu nehmen.

Aber ich bin mit der Charakterschilderung des Grillparzer'schen Rudolf II. noch nicht zu Ende. Der Kaiser bleibt nicht immer stumm oder nur kurz angebunden; er wird oft sogar sehr redelustig.

Die fortdauernde Gegenwart Don Cäsar's reizt den Kaiser zu so heftigem Zorne, daß er den Frechen tödten möchte, aber indem er die Partisane eines Trabanten ergreift, wankt er und sinkt seiner Umgebung mit den Worten in die Arme:

„Bin ich verkauft im Innern meiner Burg,
Und ist kein Schirmer, ist kein Helfer nah'?"

Da tritt Erzherzog Ferdinand ein und nun redet der Kaiser, den wir bisher für einen Blödsinnigen halten mußten, wie ein Buch von der hereinbrechenden neuen Zeit, vom Verschwinden aller Achtung vor der Sitte der Väter, von

der Verachtung des Wissens und der Kunst, von dem Gerede über eine Glaubensreinigung, die nur Eigendünkel und Eigensucht sei, die aber er in seiner Schwäche nicht bändigen könne. Und wenn Ferdinand auf die ihm naheſtehenden Erzherzoge als auf seine berufenen Helfer verweist und das Mißtrauen tadelt, das auf astrologisch-dunkler Phrophezeiung beruhe, beginnt er zu schwärmen über die erhabene Ordnung der Sterne, stößt aber zuletzt doch nur noch abgebrochene Sätze heraus und verstummt wie ein Schlafender.

Im späteren Verlaufe des Dramas scheint mir der Dichter diese Schwäche fast zu vergessen, wenigstens für längere Zeit. So im dritten Acte, in welchem die Begegnung Rudolf's mit seinem protestantischen Freunde, dem Herzoge Julius von Braunschweig, geschildert wird, dem es nur dadurch möglich geworden ist, zum Kaiser zu gelangen, daß er den Platz Martin's am Schmelztiegel des Kaisers eingenommen hat.

Dort spricht Rudolf:

„Damit ich lebe, muß ich mich begraben;
Ich wäre todt, lebt' ich in dieser Welt.
Und daß ich lebe, ist vonnöthen, Freund.
Ich bin das Band, das diese Garbe hält,
Unfruchtbar selbst, doch nöthig, daß es bindet....
Mein Name herrscht; das ist zur Zeit genug."

Hier also ist Rudolf nur der aller Regierungsenergie entkleidete Monarch, der sich auch in Betreff des Krieges in Ungarn und mit den Türken eine zu dieser Energielosigkeit passende Philosophie zurecht zu machen weiß. Der Krieg in Ungarn und mit den Türken, meint er, sei, wie aller Krieg, ein ihm verhaßtes Brandmal, aber die Türkenfurcht bezähme den Lutheraner und schrecke auch die Eiferer der katholischen Kirche, zu der sich er, der Kaiser, bekennt. Er ruft:

„Fluch jedem Krieg! Doch besser mit den Türken,
Als Bürgerkrieg, als Glaubens-, Meinungsschlachten."

Er will darum, daß dieser Krieg dauere, bis Gott ihn endigt. Den Frieden aber soll dann ein Orden von Friedensrittern wahren, die alle Zwietracht schlichten, der Ländergier entgegentreten und die falsche Ehrsucht bekämpfen.

Seinen Freund ehrt er, obgleich er ein Ketzer ist. Aber „nur Macht ist's", was die Sectirer erstreben. Anfangs beruhte die Spaltung nur auf mißverstandenen Satzungen des Glaubens, sagt er. Jetzt aber hat sie

„schon gierig in sich eingesogen,
Was Unerlaubtes sonst die Welt bewegt.
Der Reichsfürst will sich lösen von dem Reich;
Dann kommt der Adel und bekämpft die Fürsten;
Den gibt die Noth, die Tochter der Verschwendung,
D'rauf in des Bürgers Hand, des Krämers, Mäklers,
Der allen Werth abwägt nach Goldgewicht."

Wer sich heute, den Jammer der Gegenwart beklagend, für christlich-sociale Reform begeistert, kann nicht schöner sprechen. Blödsinnig ist dieser Rudolf also doch nicht. Er war vielleicht nur im Anfang ein wenig mehr in der Richtung nach dem Blödsinne verzeichnet, als der Dichter selbst gewollt hat. Aber schwer bleibt's immer, den redenden Rudolf mit dessen erstem Auftreten in Einklang zu bringen. Dieser Kaiser sieht aus den untersten Tiefen ein Scheusal aufsteigen,

„Gräßlich anzusehen,
Mit breiten Schultern, weitgespalt'nem Mund,
Nach Allem lüstern und durch nichts zu stillen."

Von der strammen Energie aber, die zur Bekämpfung dieses Scheusals nöthig wäre, entdeckt er in seinem armen Ich auch nicht die leiseste Spur, und nur das Bewußtsein tröstet ihn — ich habe auf diese schönen Worte schon bei anderer Gelegenheit aufmerksam gemacht —:

„Mein Haus wird bleiben immerdar, ich weiß,
Weil es mit eitler Menschenklugheit nicht

Dem Neuen vorgeht oder es hervorruft,
Nein, weil es einig mit dem Geist des Alls,
Doch klug und scheinbar unklug, rasch und zögernd,
Den Gang nachahmt der ewigen Natur
Und in dem Mittelpunkt der eig'nen Schwerkraft
Der Rückkehr harrt der Geister, welche schweifen."

Ein glänzender Durchbruch des in der Brust des Dichters lebendigen Oesterreicherthums, hier im Munde Rudolf's II.!

An einen Aufstand seiner Böhmen will der Kaiser nicht glauben. Sie sind ihm „ein starres Volk, doch treu". Vergebens warnt der Protestant Julius von Braunschweig: „Der Huß ist todt, doch neu regt sich sein Glaube." Vergebens mahnt er: „Ihr seid verrathen, hoher Herr, verkauft;

„Indeß' Ihr lernt, lehrt Ihr die Welt den Aufruhr."

Man kann auch mit dem härtesten Stahl kein Feuer schlagen aus einem Feuerstein von Wachs. Darum erfüllt sich das Verhängniß. Um den Bürgerkrieg zu vermeiden, gewährt Rudolf II. den Drängenden den Majestätsbrief, aber der Bürgerkrieg kommt doch. Zwar mitten im Sturme wird Rudolf noch einmal hart, ja grausam. Don Cäsar war auf seinen Befehl gefangen gehalten worden, wird dann aber in der Nacht während des Aufstandes befreit, bringt in die Wohnung der Lucretia, die ihn einst um Belgiojoso's Willen zurückgewiesen hatte, und ermordet sie. In einem Zustande des Wahnsinns wird er dann in den Schloßthurm zurückgebracht, wo ihm die Aerzte zur Ader lassen. Inzwischen aber haben die Protestanten unter Führung Thurn's das Schloß besetzt und sich aller Zugänge und Schlüssel bemächtigt, auch des Schlüssels, der die Pforte öffnet, hinter welcher sich Don Cäsar befindet. Fortwüthend reißt dieser die Verbände ab und man fürchtet, er verblute sich. In dieser Besorgniß verlangt der Herzog Julius von Braunschweig den

Schlüssel zum Thurme, um dem sich Verblutenden Beistand leisten zu können. Aber in diesem Augenblicke kommt der Kaiser, erfaßt selbst den Schlüssel und wirft ihn in einen Brunnen, damit der Mörder, sein „natürlicher Sohn", sich hilflos verblute.

So viel in Betreff der Charakterisirung Kaiser Rudolf's II., die ich nicht ohne Grund so eingehend behandelt habe. Versuche ich es nun, den Charakter des Grillparzerschen Erzherzogs Matthias zu entwickeln. Ich kann mich da kürzer fassen. Dieser älteste Bruder des Kaisers ist schwach und wankelmüthig, aber ehrgeizig. Um zu Thaten angespornt zu werden, bedarf er eines Menschen, der ihn aufstachelt, ist aber, sobald dies gelungen ist, auch zu einiger Energie und Ausdauer fähig. In den Niederlanden hat er sich einst den Rebellen angeschlossen, die Höfe von Madrid und Wien entzweit und davon geträumt, sich einen selbstständigen Thron aufzubauen, aber wie sein späterer Rathgeber Melchior Klesel höhnisch bemerkt: Nichts effectuirt. Nach Linz verbannt, kommt er doch nach Wien, um sich vom Kaiser die Stadt und Herrschaft Steyr zu erbitten. Klesel aber, der sich selbst durch Matthias in die Höhe bringen will, beredet ihn, ein Commando in Ungarn zu fordern, weil auf ihm das Heil Habsburgs und auch der Kirche ruhe. Matthias meint zwar, mit ihm sei es aus; er wolle nur noch ruhig sterben, geht aber dann doch auf Klesel's Rath ein. Wurmt es ihn doch, daß er bei dem Geheimkämmerer Rumpf um Audienz in demselben Schlosse betteln muß, in dem er einst als seines Vaters geliebterer Sohn einhergegangen. Auch hat ihn Klesel damit aufgestachelt, daß er — den Erzherzog Ferdinand, seinen Neffen, den künftigen Kaiser und den Erben von Oesterreich nannte. Der Kaiser gibt seinem Bruder das gewünschte Commando in Ungarn, obgleich er, oder gerade weil er seinem Bruder keine größere Thatkraft zutraut als sich selbst. Er

sagt: „Wir beide haben Thatkraft nicht geerbt; ich weiß das, er aber nicht.“ Doch soll sich Matthias in Ungarn dem dort schon commandirenden Feldherrn Mansfeld unterordnen. Auf dem Kriegsschauplatz aber geht dann trotzdem Alles schief. Ein Drittel des Heeres ist in den letzten Gefechten zu Grunde gegangen, alle Ordnung, alle Mannszucht, alle Führung fehlt und Matthias ist abgesprengt vom Heere. Auch Klesel ist bei der Armee, obschon ihn der Kaiser in seinen Sprengel Neustadt und Wien verwiesen hat. Der abgesprengte Matthias findet sich wieder in's Lager zurück und will erneuten, doppelt starken Angriff. Aber das stimmt nicht zu den vorher mit Klesel getroffenen Verabredungen, die auf raschen Friedensschluß gerichtet sind. Auch stimmt's nicht damit, daß die durch Matthias in's Lager beschiedenen Erzherzoge ja gerade geladen sind, um Berathungen in Betreff des Friedens zu treffen. Klesel hält aber den Frieden auch deshalb für nothwendig, weil dem Kaiser, ohne dessen Wissen die Verhandlungen eingeleitet wurden, nun ein Erfolg, eine vollendete Thatsache gezeigt werden müsse. Was wolle der Herzog, wenn der Kaiser ihn aus Ungarn abberufe?

Da fällt das bezeichnende Wort des kaiserlichen Bruders: „Vielleicht gehorch' ich nicht!“ Wer Gehorsam weigert, erwidert Klesel, heißt Verräther; aber wer dem Lande den Frieden gibt, ist der Abgott des Volkes! Ihm stürzen sich die Stände beider Glaubensbekenntnisse frohlockend in die Arme. Aber, meint dann der Intriguant, bleibt immerhin, wenn jetzt die Erzherzoge zur Berathung eintreten, bei Eurer Weigerung, den Frieden zu schließen; unser Anschlag wird so am besten gefördert. Die Berathung beginnt dann. Klesel spricht für den Frieden, Matthias aber, den sein Bruder Maximilian Klesel's Echo nennt, ist diesmal entgegengesetzter Meinung und erklärt sich für den Krieg. Schließlich werden alle Erzherzoge mit Ausnahme Leopold's durch Klesel's Schlau-

heit für den Frieden gewonnen, das diesbezügliche Document wird unterfertigt und während Matthias noch gar nicht weiß, wohin ihn Klesel zu führen gedenkt, ruft Letzterer schon triumphirend: Diese Schrift sollt Ihr mir dankend küssen. Matthias befand sich so, ehe er es selbst recht merkte, auf dem Wege der offenen Widersetzlichkeit gegen den Kaiser und die Völker fielen ihm als dem Bringer besserer Tage zu. Zur völligen Entsetzung des Kaisers aus all seiner Herrschaft in Oesterreich war nur noch ein Schritt.

Man sieht aber, auch dieser Grillparzer'sche Matthias ist eine Charakterzeichnung, als deren Schöpfer man lieber einen Feind Oesterreichs als einen Freund begrüßt.

Auch Erzherzog Maximilian, des Kaisers zweiter Bruder, ist bei Grillparzer nichts weniger als gut gefahren. Er weiß zwar, daß Klesel, obgleich Bischof, doch mit den Ständen protestantischen Glaubens verkehrt; er ahnt auch, daß man ein neues Schützeramt begründen will, das abgesondert vom Stamm des Reiches stehen soll; aber er selbst ist nach seinem eigenen Worte so schwer wie Blei,

„das zwar aus der Muskete
Ein rasches Ding, sonst aber träg und schwer ist."

Er liebt nichts vom Kriege,

„am wenigsten
Die Kriegerkost. Ein deutscher Ordensmeister
Will Alles ordentlich, zumal die Tafel."

Er begnügt sich aber mit seiner wohlversorgten Reiseküche und ist nicht nach Ungarn gekommen, um sich kriegerische Lorbeern zu erwerben. Von ihm sind also für Klesel's Pläne Schwierigkeiten nicht zu erwarten.

Ein Mann von anderem Schrot ist Erzherzog Ferdinand, aber es scheint, bevor uns Grillparzer, der Josefiner, seinen Ferdinand geschaffen hat, ist er bei Denen in die Lehre gegangen, die auf jeder Seite der Weltgeschichte unser Oester-

reich als die Brutstätte der sogenannten Jesuitenmoral brandmarken, nach welcher der Zweck die Mittel heiligt, dabei aber selbst diese Moral fort und fort bethätigen. „Jesuit", unbedingter Anhänger jener sogenannten Jesuitenmoral, mußte darum Ferdinand, wie bei Anderen, so auch bei Grillparzer sein. Eine gewisse Geschichtsschablone läßt das nun einmal nicht anders zu. Um den Kaiser zu nasführen, will dieser Ferdinand Grillparzer's anfangs statt des Friedens nur ein wenig Waffenstillstand, so daß ihm Matthias nicht ohne Grund, doch selbst aus der Rolle fallend, antworten kann:

„Das ist der Fluch von unser'm edlen Haus,
Auf halben Wegen und zu halber That
Mit halben Mitteln zauberhaft zu streben."

Noch mehr! Grillparzer läßt seinen Erzherzog Ferdinand geradezu von einem Gewissen sprechen,

„Das eine Beugung etwa mir erlaubt
Zu gutem Zweck, wie etwa heut und jetzt."

Den so construirten Berathern gegenüber hatte es darum auch schon keine Gefahr mehr, wenn Klesel über den Friedensschluß sofort noch weit hinausging und „vorläufig nur für späteren Abschluß" darauf hinwies: Der Türke, mit dem man heute Frieden mache, sei treulos; die Herren, die sich die Macht beigelegt, den Frieden abzuschließen, seien darum auch verpflichtet, daß für Alle Einer mit Macht bekleidet werde,

„wenn's die Noth erheischt,
Zu handeln als des Hauses Hort und Säule."

Damit war ja Rudolf II. schon so gut wie abgesetzt. Der Eine aber, der die Macht nunmehr in seinen Händen zusammenfassen sollte, konnte nur Matthias sein, obschon der Intriguant Klesel zur Täuschung der Anderen zunächst den Erzherzog Maximilian vorschlug, weil er wußte, daß der ablehnen müsse.

Ehrlicher läßt Grillparzer bei diesem Handel den Erzherzog Leopold spielen. Dieser ist's, dessen erste Frage dahin geht, ob man hier zu berathen habe, weil der Kaiser es so wolle; der sich dann auch entschieden gegen den Inhalt der ganzen Verhandlung ausspricht, in Ungarn fechten will für den Kaiser, wär's auch nur als gemeiner Reiter, und bei der Berathung, ohne ein Hehl daraus zu machen, nur zugegen bleibt, um zu wissen, was hier geschieht. Denn schon ist er entschlossen, den Kaiser, sofern es Noth thut, mit bewaffneter Hand wieder frei zu machen.

Zu dem Bilde Ferdinand's, das Grillparzer für seinen „Bruderzwist" den geschäftigen Malern des gegnerischen Lagers entlieh, gehört auch noch, daß Ferdinand schon vorher, zu Prag beim Kaiser, damit prahlen muß,

„In Steyer mindestens, in Krain und Kärnten
Ist ausgetilgt der Keim der Ketzerei.
An Einem Tag, auf fürstlichen Befehl
Bekehrten sich an sechzigtausend Seelen
Und zwanzigtausend wandern flüchtig aus."

Ich meine, der Oesterreicher, der diese Nutzanwendung des Satzes: „Cuius regio, illius religio", zu deutsch: „Ueber die Religion des Volkes entscheidet sein Fürst!" einem österreichischen Erzherzog in den Mund legte, sollte allermindestens doch auch sagen, wer diesen Satz erfunden hat; wer es dahin gebracht hat und unter welchen Umständen es möglich geworden, daß dieser Satz zu einem fundamentalen Rechtssatze des Zeitalters der Reformation gemacht wurde. Wie immer man von demselben denken wird (ich selbst finde ihn als etwas Unseliges zu beklagen), so bleibt auf alle Fälle die Frage gerechtfertigt, ob es nicht vorwiegend protestantische Fürsten waren, die ihn anwandten gegen ihre armen Völker. Mag man sich noch so sehr für das historische Drama von der geschichtlichen Treue lossagen; mag man dabei ganz so weit

gehen, wie Grillparzer, von dessen Theorie des historischen Dramas wir ja schon bei Gelegenheit seines „Ottokar's" gesprochen haben; so bin ich doch der Meinung, daß der österreichische Dichter, wenn er die um des Glaubens willen erfolgte Auswanderung österreichischer Protestanten in sein Drama einflicht, diese Auswanderung nicht in der Art als gewaltsame Vertreibung erscheinen lassen darf, daß der Geschichtsunkundige zu der falschen Meinung verleitet werden muß: der Satz „Cuius regio", jener fundamentale Rechtsgrundsatz des Zeitalters der Reformation, sei eine sofort in's Praktische umgesetzte Erfindung der Habsburger. Es darf jener That nicht so erwähnt werden, daß das Odium der Intoleranz nur auf unsere Dynastie gewälzt wird. Die Angegriffenen waren in der ersten Zeit der Reformation eben doch nur die Anhänger der alten Lehre und ihr Gegenangriff eine Vertheidigung des Besitzstandes. Es dauerte aber gar nicht lange und die Action der Neuerer ging über Dogma und Gewissensfreiheit weit hinaus. In Böhmen wollte sich die Feudalaristokratie durch ihren Kampf für die Reformation zur Herrin des Landes machen. In anderen österreichischen Ländern waren die protestantischen Unterthanen katholischer Standesherren daran, die legitime Macht ihrer Herrschaft zu brechen. Im gesammten deutschen Reiche aber entstanden Coalitionen, die weit mehr an die Vernichtung des Reiches, als an die Freiheit der Gewissen dachten; und wenn ein katholischer Fürst, wie Erzherzog Ferdinand, als nachheriger Kaiser, seines Namens der Zweite, im Hinblick auf diese Zustände in die Action tritt, so verlange ich von dem österreichischen Dichter, der sich für berechtigt hält, diesen Fürsten zur Kennzeichnung seiner Action sich der Auswanderung (soll heißen: der Austreibung) von Zwanzigtausend rühmen zu lassen, daß er uns diesen Fürsten daneben auch als den österreichischen Staatsmann schildert, der er wirklich gewesen

ist, und uns die Motive erkennen läßt, die diesen Staatsmann geleitet haben. Ich verlange in dieser Beziehung keine Schönfärberei, wohl aber die Vermeidung einer Einseitigkeit, die als solche unwahr und verletzend wird. Wer nur von jener Austreibung spricht und so die Phantasie nöthigt, sich alle Schrecken des Auszugs grauenhaft auszumalen, und wer nicht daneben auch beispielsweise daran erinnert, wie der protestantische Administrator des Bisthums Halberstadt, Christian von Braunschweig, nicht im papistischen Solde, ganze friedlich-blühende Länder in einen einzigen Schutthaufen verwandelte, in welchem die letzten Reste menschlicher Wohlfahrt über Leichen qualmten, der dient dem Parteihaß, auch wenn er diesen Dienst verachtet. Also fort von diesen traurigen Bildern der Geschichte und zurück zum Drama!

Die Hauptpersonen, die im „Bruderzwist" handelnd auftreten, sind im Vorstehenden geschildert. Auf die übrigen Handelnden komme ich, soweit es nöthig ist, in der Schilderung der Handlung selbst noch kurz zurück.

Das Trauerspiel hat die gewöhnlichen fünf Acte. Der erste beginnt mit der ungemein lebendig und schön dargestellten Verhaftung des Feldmarschalls Rußworm und des gescheiterten Befreiungsversuches, den Don Cäsar macht. Wir werden dann in das Schloß zu Prag geführt, um dort zu sehen, wie sich Alles und Alles um den scheinbar allmächtigen geheimen Kämmerer Wolf Rumpf dreht, der selbst nur das arme Spielzeug Rudolf's II. ist. Wir sehen auch sofort den Melchior Klesel seine Ränke spinnen. Wer ist der Mann? Seelenhirte in Wien und Neustadt, wie er sich selbst nennt: „Redner für ein Volk und Vertreter unseres heiligen Glaubens." Ich bemerke gleich hier, daß wir ihn gegen das Ende des Stückes als Eminenz wiederfinden, daß er aber trotz dieser hohen Kirchenwürde immer nur Matthias' II. böser Geist ist und kein Hehl daraus macht, sein hohes Kirchenamt nur

verwaltet zu haben, um Schätze aufzuhäufen in seinen Speichern. So ist es ihm möglich geworden, dem Hauptmanne, der ihn schließlich auf Befehl Ferdinand's nach Kufstein abführt, für ein Stündchen Aufschub die Kleinigkeit von nur dreißigtausend Kronen zu bieten. Damit verschwindet er schließlich aus unseren Augen. Doch das geschieht leider erst im fünften Acte.

Im zweiten Acte wird in lebendig gezeichneten Bildern der elende Zustand des kaiserlichen Heeres in Ungarn vor uns aufgerollt. Es entwickelt sich dann die Berathung der Erzherzoge bei Matthias, deren Resultat unseren Lesern schon bekannt ist. Auch ersehen wir schon jetzt aus einer Mittheilung, die dem Erzherzoge Ferdinand gemacht wird, daß Erzherzog Leopold, der Lieblingsneffe des Kaisers, im Einverständnisse mit diesem bei Passau ein Heer sammelt.

Im dritten Acte finden wir den Kaiser bei seinen Schmelztiegeln beschäftigt, während im Volke schon das Gerücht geht, daß er todt sei. Es folgt dann eine hochinteressante Unterredung mit dem Herzoge Julius von Braunschweig, von der wir auch schon gesprochen haben. Ein Prager Bürger, der Protestant Prokop, der Vater der Lucretia, macht dann dem Kaiser die erste Mittheilung darüber, daß die Stände von Nieder- und Oberösterreich dem Erzherzoge Matthias als ihrem Herrn gehuldigt haben, während dieser umringt von den ungarischen Magnaten war, und daß er auch in Brünn von seinen (Prokop's) Glaubensgenossen jubelnd empfangen wurde. Durch Prokop erfährt Rudolf auch, daß sich bei seinem Bruder auch jetzt wieder Klesel befindet, den der Kaiser den listigen Priester nennt, der, was dem Andern abgehe, Muth und Thatkraft, in die unentschlossene Seele eingießen werde. Die völlige Indolenz des Kaisers hört jetzt auf und Rumpf erhält den Befehl: Wenn das Haus brenne, so soll er kommen und es anzeigen, auch wenn der Kaiser befohlen habe, ihn allein zu lassen.

Es folgt dann die Bedrängung des Kaisers durch die böhmischen Stände, welche seine Unterschrift unter den Majestätsbrief fordern. Der Kaiser ist dabei durchaus nicht ohne alle Energie. Den Grafen Thurn, der als Sprecher der Stände auftreten will, weist er scharf mit den Worten zurück: „Ihr seid kein Eingeborner, seid kein Böhme.“ Einem Andern, der vom Willen des Volkes schwatzen will, erwidert er: „Habt Ihr an's Volk gedacht, wenn Ihr den Zehnten eintriebt? Sagt doch nur, daß Ihr die Gelegenheit ergreift, mir abzuringen, was ich verweigert habe. Ihr fordert Gleichstellung für den neuen Glauben und ich kann Euch nicht vor Irrthum hüten, wohl aber Euch den Aufruhr ersparen. Ihr sprecht von Spanien und Rom? Hätte ich auf den Rath von dort gehört, so wär' es längst schon aus mit Euch. Ich aber ertrug Euch mit Vatermilde und Keiner von den Euren wurde verfolgt um seiner Meinung willen. Hier aber seh' ich in Eurer Schrift einen Punkt, der neu ist. Ihr fordert da das Recht, den Gehorsam zu verweigern, wenn eine Anordnung getroffen wird, die Euch widerstrebt. Der Punkt muß fort!“ Schließlich gibt der Kaiser aber doch die Unterschrift. Bald nach dieser Scene erscheint Leopold, der ungesehen in's Schloß zu kommen wußte, beim Kaiser. Mit warmem Freundschaftsruf empfängt ihn dieser. Aber soll nun der Mord, der Bürgerkrieg beginnen, den Rudolf vermied sein Leben lang? „Leopold, mein Sohn“, ruft er, „Du bist der Versucher, denn Du stehst im Bunde mit den Wünschen meines Herzens,“ und — Rudolf flüchtet darum vor seinem zur That entschlossenen Liebling in sein Cabinet. Leopold aber eilt ihm nach. Drinnen verlangt er zweifellos die Genehmigung zur Action mit dem in Passau gesammelten Heere. Jetzt kommt aber auch schon Klesel als Abgesandter des Matthias. Leopold stürzt aus dem Cabinet, mit dem Rufe: „Ich hab's!“ und eilt fort. Zu spät will ihn nun der Kaiser

doch erſt noch einmal ſprechen. Durch den Grafen Thurn erfahren wir dann, daß Matthias mit dem Vortrab ſeines Heeres ſchon vor Prag angekommen iſt. Glockengeläute begrüßt ſeine heranziehenden Truppen. Der Herzog von Braunſchweig, der dem Erzherzoge Leopold auf dem Fuße gefolgt iſt, beſchwört dieſen, zum Kaiſer zurückzukehren und weiſt auf die Gefahr hin, die ihm drohe, wenn das ſchon herandrängende Volk ihn erkenne. Dabei erfaßt er Leopold's Mantel. Behalt' ihn, ruft Leopold; man ſoll mich kennen. Aber während er verſchwindet, erſcheint auch ſchon Matthias als einziehender Sieger und das Volk ſchreit: Hoch Matthias und unſer Recht!

Ich werde kaum Urſache haben, noch beſonders hervorzuheben, mit welcher Lebendigkeit ſich alles das abwickelt. Grillparzer bewährt dabei wieder ſeine ganze Meiſterſchaft.

Der vierte Aufzug beginnt nach all dem im Vorſtehenden Geſchilderten damit, daß nun Paſſauer Kriegsvolk in die Stadt eindringt. Sie haben den Befehl, behutſam vorzugehen und die Stadt ohne Blutvergießen zu beſetzen. Aber Prokop feuert die Bürger an, den Kampf mit den Eingedrungenen aufzunehmen. Jetzt, während dieſes Kampfes, erfolgt das Eindringen des Don Cäſar in Prokop's Wohnung. Er will die Lucretia zwingen, zu bekennen, daß ſie Heuchlerin iſt und ihn um Belgiojoſo's willen verrathen habe. Sie flüchtet und er ſendet ihr die tödtliche Kugel nach. Was dieſe Lucretia in dem Drama eigentlich ſoll — ich weiß es nicht. Mir ſcheint faſt, Grillparzer habe dieſe Epiſode nur eingeflochten, damit unter den handelnden Perſonen doch auch ein Frauenzimmer ſei. Ich glaube aber kaum, daß eine Lücke entſtehen würde, wenn man die ganze Lucretia ſtriche. Doch zurück in's Drama! Die Paſſauer Truppen werden aus der Stadt wieder verdrängt. Graf Thurn, Graf Schlick und bewaffnete Bürger beſetzen dann das Schloß, den Kaiſer in demſelben

als ihren Gefangenen festhaltend. Folgt dann das schon bekannte Strafgericht über Don Cäsar, indem, wie schon mitgetheilt wurde, der Kaiser den Schlüssel zum Gefängniß in einen Brunnen wirft, mit den Worten: „Er ist gerichtet!“

Seine eigene Gefangenschaft erträgt der Kaiser still und traurig. Es kommt jetzt wieder vor, daß er nur Zeichen macht, statt zu sprechen. Der Herzog von Braunschweig steht ihm treu zur Seite. An einem Fenster sitzend, sieht der Gefangene hinab in die Stadt. „Schau, wie sie üppig liegt“, spricht er,

„Geziert mit Thürmen und mit edlem Bau.
Verschönt durch Kunst, was Gott schon reich geschmückt,
Und mein Werk ist's. Hier war mein Königssitz.
Für Prag gab ich das lebensvolle Wien,
Den Sitz der Ahnen seit des Reiches Wiege.
Die heuchlerische Stille that mir wohl,
Weil selbst ich still und heimisch gern in mir.
Gehütet wie den Apfel meines Auges
Hab ich dies Land und diese arge Stadt,
Und während alle Welt ringsum in Krieg,
Lag, einer blühenden Oase gleich,
Es in der Wüste von Gewalt und Mord.“

Maximilian und Ferdinand kommen dann und knien vor dem gefangenen Kaiser nieder, Abbitte zu leisten für alles Vergangene. Rudolf aber ruft:

„Vom Boden auf! Soll unser edles Haus
Vor Jemand knien als vor seinem Gott?“

Wie sein Oheim Carl V. will er fortan nur noch in klösterlicher Einsamkeit leben. Matthias möge herrschen und fühlen, daß das Tadeln leicht ist und das Besserwissen trüglich.

Die Erzherzoge nehmen Abschied und Rudolf ist wieder allein mit dem Herzoge von Braunschweig und mit Rumpf. Des Kaisers Geist schweift in die ferne Jugendzeit. Er erinnert sich, wie er aus Spanien kam und jubelnd rief: Mein

Vaterland! Und ein anderes Vaterland scheint ihm jetzt emporzutauchen am Rand der Ewigkeit. Ich eile dir entgegen, ruft er und sinkt zurück.

Ruft Aerzte! befiehlt Rumpf. Aber er wird wieder zu sich kommen, meint er. Solche Anfälle hatte er schon öfter. Aber diesmal schlug der alte Herr nicht wieder die Augen auf. Er war heimgegangen in jenes Vaterland, das sich ihm als ein neues zeigte.

Wir sind erst am Schlusse des vierten Aufzuges; ich muß also auch noch kurz über den fünften berichten.

Matthias ist König von Böhmen und Besitzer aller Lande Rudolf's geworden. Aber wie Ferdinand geseufzt und Rudolf geweissagt hatte: Er schläft auf Purpurkissen und der Zerfall des Landes dauert fort. Ferdinand klagt über die Herrschaft der Protestanten an der Universität, aber Klesel, der jetzt Rector ist, antwortet wie ein Liberaler von 1889:

„Wir suchen Wissen bei der Wissenschaft,
Der Glaube wird gelehrt von gläub'gen Meistern."

„Der Kirche Macht hat mich mit dem Purpur bekleidet; ich stehe Königen gleich," ruft Klesel. Dann zum Kämmerling: „Sagt dem Könige von Böhmen, daß wir hier warten, und sputet Euch!" Der Kämmerling geht und kommt zurück mit dem Rufe: „Eminenz!" So zur Audienz zugelassen, bestimmt der allmächtige, übermüthige Klesel den König, daß er den Erzherzog Ferdinand gar nicht vorlasse.

Ferdinand's Plan ist aber schon fertig: Er hat Vorkehrung getroffen, daß der Hochmüthige in dem Momente, in welchem er das Cabinet des Königs verläßt, festgenommen und nach Kufstein abgeführt wird. „Gibt das ein böses Beispiel," spricht Ferdinand zu sich selbst, „so findet es sich geheiligt im Zweck!" Natürlich habe ich zu diesem Worte, das Grillparzer dem Erzherzoge in den Mund legt — der Josefiner dem „Jesuiten" — schon nichts mehr zu sagen.

Klesel verläßt das Cabinet, indem er dem Erzherzoge höhnisch mittheilt, der König habe sich schon in die Kirche begeben, und muß nun trotz allem Widerstreben die Reise nach Kufstein antreten. Im Vorzimmer, in welchem noch immer Ferdinand des Königs harrt, erscheint Oberst Wallenstein und berichtet dem Erzherzoge über den Aufstand in Braunau und Pilsen und daß Matthes Thurn in Prag zur Meuterei aufhetze. Auch das erzählt der Oberst: Es gehe das Gerücht, daß Rudolf todt sei. Der Oberst weiß auch, daß die kaiserlichen Räthe am Hradschin aus den Fenstern geworfen wurden. „So setzt Euch," meint Ferdinand, „und schreibt die Befehle zur Einberufung der Garnisonen." Das aber hat der Oberst zu großer Ueberraschung Ferdinand's unterwegs schon auf eigene Faust gethan. Es werden dann Briefe an Tilly und den Herzog von Bayern versandt. König Matthias kommt nun und fragt nach dem Cardinal. Energielos, wie er bereits ist, hört er gleichgiltig von dessen Abreise nach Kufstein, während sich Ferdinand bereit erklärt, ihm die Nothwendigkeit derselben nachzuweisen.

„Aber Ihr könnt ihn ja zurückrufen," sagt er zum Könige, „nur wisset, daß ich dann gehe." Es tritt dann der Herzog von Braunschweig mit Hofleuten in Trauer auf. Sie melden das Ableben des Kaisers Rudolf II. und überbringen die Insignien des Reiches. Man hört den Aufmarsch von Truppen und Wallenstein jubelt: „Das gibt einen Krieg, der währt die dreißig Jahre!" Das Volk schreit: „Vivat Matthias!" Der aber seufzt: „O wär' ich, Bruder, statt Deiner todt! Mea culpa!" Und wieder hallen die Rufe: „Vivat Matthias!" „Mea culpa!"

Damit schließt die Tragödie; traurig, über die Maßen traurig, wenn man der Zeit gedenkt, die in ihr geschildert wird, und noch trauriger, wenn man dessen gedenkt, was sie ankündigt. Vielleicht hat auch gerade deshalb Grillparzer

einen dramatischeren Schluß, wie ihn die Tragödie als solche haben sollte, für überflüssig gehalten.

Ich bin mit meinem Tadel in Betreff des „Bruderzwistes" gewiß nicht sparsam gewesen und könnte ihn vielleicht mit gutem Rechte auch noch dahin erweitern, daß Oesterreichs Feinde in dieser Dichtung immer nur eine Verspottung Oesterreichs durch einen Oesterreicher, gleichsam unsere Selbstverhöhnung, erblicken werden. Eines aber muß dann auch noch gesagt werden.

Das Ganze ist trotz alledem, und obgleich es erkennen läßt, daß es sich Grillparzer durch die Wahl seiner Stoffe nur allzu oft unmöglich macht, so zu den Herzen des Volkes zu sprechen, wie einst in der „Ahnfrau", in der „Sappho", der Hero und Medea, reich, ja überreich an einzelnen Schönheiten; in den Dialogen liegen tiefsinnige Gedanken und schwerwiegende Wahrheit. Wer sie zu heben weiß, wird wahrhaft goldene Schätze darin entdecken, und ich hoffe, daß auch schon mein knapper Auszug nicht arm an wahrhaft prächtigen Sentenzen ist, die man nur einmal gehört zu haben braucht, um sie doch sein ganzes Leben lang als Leitsterne vor Augen zu behalten.

„Die Jüdin von Toledo."

Aus der trübseligen Zeit unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege in ein Stück Romantik hinein — diese Abwechslung ist wohlthuend. Willkommen also „Jüdin von Toledo!" obschon gerade Du, die Trägerin der Titelrolle, nicht sonderlich nach meinem Geschmacke bist. Die „Jüdin von Toledo" Grillparzer's ist wieder ein fünfactiges historisches Trauerspiel in Jamben, aber ich glaube, daß ich es mit mindestens gleicher Berechtigung romantisch nenne.

Grillparzer hat es, so lange er lebte, sorgfältig in seinem Pulte verschlossen gehalten, so daß z. B. Laube, der mit ihm verkehrte und nicht blos den „Bruderzwist", sondern auch die „Libussa" im Manuscripte lesen durfte, von der „Jüdin von Toledo" keine Ahnung hatte. Auch nicht mit einem einzigen Worte verrieth ihm Grillparzer ihre Existenz.

Die Anregung zu der neuen Schöpfung bekam der Dichter aus einem Stücke Lope de Vega's, doch ist seine ganze Arbeit originell. Die Hauptpersonen, die der Grillparzer'schen Schöpfung ihr Gepräge aufdrücken, sind König Alfons VIII. von Castilien und die Jüdin. Wir lernen den König als einen jungen Herrn kennen, der zwar verheiratet und Vater ist, aber — noch nie geliebt hat. Er lebte nur der Fürsorge für sein Land, das von den Mauren bedrängt wird und seine ganze Thätigkeit vollauf in Anspruch nimmt. Da sieht er eine junge, reizend schöne Toledanerin und fühlt sich übermächtig zu ihr hingezogen, so daß er von dem Augenblicke an nur noch Sinn für diese hat. Ist das Liebe? Ich glaube kaum, daß man so sagen darf. Was er fühlt, nennt sich Liebe, aber es ist in Wahrheit nur erregte Sinnenlust. Das Ende dieser „Liebe", das wir sehen werden, wäre sonst unnatürlich und unmöglich.

Und nun die Heldin Rahel! Laube sagt von ihr: „Sie ist mit kühnen talentvollen Strichen skizzirt." Grillparzer hat in ihr „die Koketterie eines Naturkindes genial hingeworfen". Das ist richtig, aber nicht die ganze Wahrheit. Das Naturkind Rahel ist nämlich auch noch ein recht ungezogenes, über die Maßen zudringliches, nur auf's Haben bedachtes Naturkind, auf's Haben, dessen Object der König ist, und sie würde abstoßend für uns sein, wenn sie nicht körperlich so schön wäre, daß wir bei ihrem Anblicke ihre Unarten vergessen. Es geht uns da, wie es uns allen geht, wenn unsere Augen auf lieben kleinen Kindern ruhen. Die Engelsgesichterchen

bezaubern uns. Sie bezaubern uns so sehr, daß wir sogar die Unarten, selbst wenn sie die ersten Anzeichen eines sich später entwickelnden, sehr schlimmen Charakters sind, bewundernswerth und reizend finden. Hat Grillparzer die Unarten seines Naturkindes Rahel übersehen? Nicht im Mindesten, auch sie gehören zu seinem Plan. Sie sind es, die uns das Ende des Stückes erträglich machen, während es uns, wenn die Jüdin ideal gezeichnet wäre, empören müßte.

Diese Unarten der Titelheldin sind es auch, die einst in einer Sitzung des Wiener Gemeinderathes einem Antisemiten eine gewisse Berechtigung dazu gaben, gerade im Hinweise auf diese Rahel und ihren als gemeinsten feigen Schacherer gezeichneten Vater Isaak, den Dichter Grillparzer für die Antisemiten zu vindiciren, wobei man, wenn man das komisch finden will, nicht übersehen darf, daß in dieser Gemeinderaths-Sitzung von vulgär-liberaler Seite der Versuch vorausgegangen war, aus einer beantragten Verherrlichung Grillparzer's Capital für den Liberalismus zu schlagen. Auch ich weise diesen Versuch liberalistischer Stadtväter zurück, aber ohne den Dichter Grillparzer in dieser Zurückweisung zum Antisemiten stempeln zu wollen.

An anderer Stelle wurde schon gesagt, daß sich Grillparzer stets die Aufgabe gesetzt hat, neue Charaktertypen für die darstellenden Künstler zu schaffen. Damit hing es zusammen, daß er es auch für sich selbst, den schaffenden Dramatiker, zur Pflicht gemacht hatte, nie einen und denselben Menschen zweimal zu schildern. Er wollte nicht dem Maler gleichen, auf dessen Bildern wir nur immer eine und dieselbe schöne Figur in verschiedener Stellung entdecken. Er suchte für seine Gestaltungen stets neue Charaktere; einen Charakter aber, wie den des Königs Alfons, einen Charakter, wie den des frechen, aber schönen Naturkindes Rahel, und einen so schmutzigen Schacherer, wie ihren Vater Isaak, hatte er bis

jetzt noch nicht geschaffen; darum hielt er sie fest und gestaltete sie ganz gewiß nicht ohne hohe Befriedigung seines allzeit lebendigen Schaffungsdranges.

Für das Wesen der Nebenfiguren, über die ich an dieser Stelle hinweggehe, genügt es, sie in der Handlung selbst auftreten zu lassen. Ich wende mich also dem Inhalte der Tragödie zu, der Entwicklung der darin vorkommenden dramatischen Handlung.

Der erste Act spielt im königlichen Garten zu Toledo. In der Zeit, in welcher der König hier lustwandelt, ist den Juden der Eintritt in diesen Garten strengstens untersagt. Dennoch sehen wir den Juden Isaak hier und seine beiden Töchter Esther und Rahel. Diese, die Rahel, ist's, die durchaus in den Garten wollte und nun trotz allen Mahnens und Drängens der Anderen nicht herauszubringen ist. Das Befehlen des Vaters, daß Rahel den Park wieder mit ihm und der älteren Schwester verlassen soll, ist und bleibt vergeblich. Vergeblich ist sein Jammern: „Wie sucht Gott mich heim! Gebe ich nicht meinen Pfennig den Armen? Faste und bete ich nicht? Enthalte ich mich nicht alles Verbotenen?" Nur an Eines denkt er nicht: daß er die Ungehorsame besser hätte erziehen sollen.

Der Alte klagt, diese Ungerathene sei ganz wie ihre Mutter, seine zweite Frau, die reich gewesen sei. Was habe er jetzt von dem Reichthume? Da gehe nun die Tochter dieses Weibes, behangen mit allem Schmuck. Ihre Schuhe seien so theuer, daß jeder Schritt von ihr einen Dreier koste.

Auch dieses Lamentiren bleibt erfolglos. Rahel macht sich sogar lustig über ihren Vater, den Geizhals, indem sie so thut, als werfe sie ihren Schmuck im Uebermuthe von sich, raunt aber, während der Alte sucht, ihrer Schwester zu: „Ich bin nicht so thöricht, mein Gut zu verthun."

Vergebens ſucht auch die beſonnene Eſther die Uebermüthige zurückzuziehen. Rahel will nicht. Sie *will* den König ſehen! Genug: ſie *will*. Aber bald hören wir aus ihrem eigenen Munde noch mehr! Sie will auch geſehen werden. Der ſchöne, ſtolze König ſoll die Jüdin bewundern. Iſt ſie denn nicht die *ſchöne* Rahel? Der ſchönen Rahel ſoll er in die Backen kneipen, daß der Neid zerplatzt.

Inzwiſchen nähert ſich Alfonſo mit der Königin und ſeinem ganzen Gefolge. Da iſt für den feigen Iſaak nur noch Eines übrig. Er ergreift die Flucht und die kluge Eſther, die Tochter ſeiner erſten, zwar armen, aber verſtändigen Frau, mit ihm. Der Ungehorſamen ruft er nur noch verwünſchend zu: „Mögen die Hände der Unreinen Dich berühren, ja tödten."

Nun allein, wird auch Rahel von der Angſt erfaßt und eilt ihrem Vater nach. Die Flucht aber war ſchon für Alle zu ſpät.

Der König kommt alſo. Stolz zeigt er der Königin Toledos alte Mauern und den Thurm von Sanct Roman, in welchem er einſt, ein ſeines Erbes beraubter Knabe, verborgen gehalten wurde, bis er endlich vom Erker herab dem Volke gezeigt wurde, um nun die Räuber ſeines Landes zu vertreiben. Aber hart war die Zeit, die damals für ihn anfing. Ihm blieb kein Blick für des Lebens Güter. Für ihn gab's nichts, was Andere lockt und reizt. Das erſte Weib ſah er, als ſeine Frau ihm angetraut wurde. Und dieſe, die Königin? Nicht einmal etwas zu verzeihen gibt ſie ihm, was ſeine Liebe allein noch mehren könnte.

Aber, man überſehe es nicht, zu beklagen gibt ſie ihm jetzt doch ein kleines Etwas. Den Park, in dem er jetzt mit ihr ſteht, hat er freudig angelegt für ſie, doch, eine kalte Engländerin, die, wie die Engländerinnen alle, zurückweiſen, was nicht ganz ihren alten Brauch trifft, hat die Königin

auch hier nur ein vornehmes Lächeln, das still mit dem Haupte schüttelt.

Nun denn, tröstet sich der König, der Tag hat einen Riß. Denken wir an Anderes. Ist kein Bote von der Grenze da? Der Bote kam schon in der Person Garceran's und meldet: „Wir maßen uns wohl schon mit dem Feinde. Nun aber ist alles ruhig. Er rüstet zu neuem, schwerem Angriffe."

„Schlägt er," meint der König, „so schlagen auch wir. Gott wird mit uns sein. Laß't die Heiligthümer ausstellen und Jeden beten, bevor wir kämpfen."

Wir thaten's schon, wird ihm gemeldet; das Volk versammelt sich in den Gotteshäusern. Nur leider ward hie und da auch schon ein Jude mißhandelt, weil im Volke der Verdacht besteht, die Juden seien Spione im Solde der Mauren.

Der König darauf: „Beim großen Gott! Ich werde sie schützen."

Für Grillparzer's Kunst ist es bezeichnend, wie fein er durch so kleine Wendungen, wie hier in diesem Hinweise auf einen mißhandelten Juden, die Stimmung vorbereitet, die er in seiner Tragödie braucht. Auch ist das Wort des Königs kaum gefallen, da hört man den Hilferuf einer Weiberstimme. Man sieht auch schon, daß ein Jude und ein Mädchen von den Gartenknechten festgenommen wurden und daß ein anderes Mädchen hieher flieht, wo der König mit seinem Gefolge weilt.

Rahel stürzt vor der Königin nieder und ergreift schutzflehend die Hand derselben. Diese aber wendet sich entrüstet ab. Da umklammert Rahel des Königs Knie, in welchem sie die Majestät erblickt, die sie schützen werde.

Krampfhaft hält sie das Knie des Königs umschlungen und nur auf einen Augenblick sich emporrichtend, reißt sie ihre Spangen und ihr Halsgeschmeide von sich und wirft sogar ihr Tuch — man sieht, wie sehr sie Grillparzer als

Jüdin zeichnen will — mit den Worten von sich: „Dies Tuch hat mein Vater für vierzig Pfund gekauft, aber Alles geb' ich hin; nur lass't mich leben!"

Auch Isaak und Esther werden herbeigebracht, aber Rahel schmiegt sich nur noch mehr an das Knie des Königs. Sie ist wirklich unfähig, sich zu erheben, oder thut wenigstens so. Ist sie von Schrecken und Angst so vollständig gelähmt? Vielleicht. Ein wenig Berechnung ist aber zweifellos auch dabei. Aergerlich entfernt sich die Königin. Der König aber richtet an Esther die Frage, ob ihre Schwester immer so schreckhaft sei. „Nicht doch," antwortet Esther; „sie wollte eben durchaus Dich sehen, den König. Daheim treibt sie immer nur Possen und macht uns lachen, wenn wir auch noch so ernst sind."

Man merke sich des Königs Antwort. Er wünscht, sie wäre Christin und könnte Abwechslung in die Langweile des Hofes bringen. Wir sehen da den ersten Keim der Leidenschaft, der nun sichtbar wächst, weil er genährt wird durch das kalte Wesen der Königin.

Garceran soll den alten Isaak mit seinen beiden Töchtern in einen Kiosk bringen, bis sich das Volk verlaufen haben werde und sie wieder sorglos nach Hause können. Dieser Garceran — der König nannte ihn vorher einen Kenner der Schönheit — will der Rahel den Arm bieten, aber schon ist der König so weit, daß er das nicht leidet und der Esther befiehlt, daß sie die noch immer zitternde Schwester führe.

Nun der zweite Act! Der König geht da bereits auf verbotenem Wege. Sein Ziel ist, vielleicht ohne daß er es sich eingestehen mag, der Kiosk. In dessen Nähe trifft er auf Garceran und will von diesem, dem glücklichen Vogel, der jede Beere, die ihn lockt, beim ersten Blick zu finden wisse, in die Schule genommen sein, um so auch als König

Eroberer zu sein. „Zuerst," meint er, „wird wohl geseufzt?" — „O pfui," lautet die Antwort, „das wäre veraltet." — „Also wohl geblickt?

„Und Junker Gänsrich schaut,
Bis dann Gänschen wieder schaut."

Bei solcher Unterhaltung kommen Beide bis unmittelbar vor das Gartenhaus, das in diesem Augenblicke Isaak verläßt. Mögen seine Töchter darin ihre Haut noch länger zu Markte tragen, sagt er; die seine will er anderswo in Sicherheit bringen.

Mehr als vorher stachelt sofort auch hier die Eifersucht, denn „mein Rahelchen," spricht Isaak zu Garceran, „spricht gar viel von Euch!"

Drinnen aber lacht und tanzt und singt sein Rahelchen wie toll, hat einen Schlüsselbund erwischt und durchstöbert alle Gemächer, alle Schränke, in welchen alter Plunder vom letzten Fastnachtsspiele aufbewahrt ist, wählt sich, wie Isaak erzählt, eine Krone heraus (eine Krone von Blech, die nach Isaak's Schätzung zwanzig Heller gilt) und sagt, sie sei die Königin.

Den Scherz will sich der König in der Nähe besehen, doch Isaak soll mit hinein und Garceran stößt den Zögernden zurück in's Haus.

Rahelchen spielt eben wirklich die Königin und freut sich ihrer Schleppe. Sie hat bei ihrem Durchstöbern des Hauses auch des Königs Bild gefunden, es aus dem Rahmen gelöst und erklärt: „Das nehm' ich mit." Daheim in ihrer Stube soll's hängen nächst dem Bette und ihres soll hier bleiben (Esther trägt's an ihrem Halse und muß es dazu hergeben), damit der König es ansehe, wie sie das seinige. Aber auch noch in anderer Weise spielt sie die Königin. Sie befestigt das Bild des Königs mit Nadeln an eine Stuhllehne und spricht in affectirtem Zorne: „Ich kenne Eure

Schliche; gesteht es nur, die Jüdin — die gefällt Euch! Doch ich bin eifersüchtig wie ein Wiesel. Gesteht also: Gefiel sie Euch? Sagt ja!"

„Nun ja!" sagt der König, indem er eintritt. Auch spricht er jetzt schon davon, daß er nach dem Kriege wohl auch einmal fragen werde, wie es ihr geht. Jetzt aber soll sie heim, doch zuvor sein Bild wieder in den Rahmen fügen. Sie aber: „Das Bild ist mein!"

Der König will die Nadeln, die das Bild an den Stuhl befestigen, herausnehmen. Sie aber: „Rühr's nicht an, sonst befestige ich es mit einem tieferen Stiche — siehst Du? so! — mitten durch's Herz."

Der König: „Halt' ein, beim Himmel! Fast hast Du mich erschreckt. Uebst Du geheime Zauberkünste, wie man sie den Leuten Deines Stammes zuzutrauen pflegt?" Doch das Bild mag sie nun schon mit sich nehmen und gehen. Aber da kommt die Königin mit Gefolge und der König flüchtet — sich vor sich selber schämend und zögernd — in ein Seitengemach.

Die Königin tritt ein mit Manriquez, dem Vater Garceran's; die Juden sollen fort. Aber da sich Rahel mit Kleidern aus den Schränken geschmückt hat, soll im Nebengemache erst nachgesehen werden, ob dort nichts fehlt. Manriquez will eintreten, aber sein Sohn stellt sich, ihn abwehrend, vor ihn. Wir wissen, aus welchem Grunde, und auch die Königin ahnt das Richtige, denn schon hatte man gehört, daß der König hier sei. Die Königin geht nun — wie sie selbst sagt — weil sie jetzt muß.

Der König hat sich inzwischen so weit besonnen, daß er, „abzuwaschen diese Schmach", sofort nach Alarcos zum Heere will. Rahel soll aber doch erst das Bild zurückgeben und wieder in den Rahmen heften. Aber nachdem sie fort ist, sieht der König im Rahmen ihr Bild, anstatt des seinigen.

Das Bild brennt in seiner Hand und er schleudert's auf den Boden. Die „Frechheit" der Jüdin dünkt ihm zu arg. Der Diener soll ihr nacheilen und es ihr zurückgeben — aber der Weg zum Bösen geht ja so oft über tausend gute Vorsätze. Der König nimmt das Bild und verbrennt es an der eigenen Brust.

Der dritte Act führt uns nun sogleich mitten in die Folgen dieser That. Im Garten des königlichen Lustschlosses Retiro steht Isaak — Gesuchsteller abfertigend. Eines der Bittgesuche hält er verkehrt in der Hand. Der Bittsteller bemerkt ihm das. „Jawohl, verkehrt," antwortet er, „weil Deine Bitte verkehrt ist; d'rum geh'!" Ein Anderer beruft sich auf alte Bekanntschaft mit Isaak. Der aber antwortet, seine Augen seien in letzter Zeit sehr schwach geworden. Sie werden aber sofort wieder gut, da ihm der Bittsteller einen Beutel mit zwanzig Piastern reicht, den Herr Isaak wohl „verloren habe". Garceran will zum König, wird aber abgewiesen vom Juden Isaak und sucht nach einem Stock für dessen Rücken. Der König kommt dann mit Rahel von einer Lustfahrt zurück. Obgleich er nicht recht will, muß er ihr aus dem Nachen helfen, und obgleich er nicht daran denkt, ihr den Arm zu bieten, hängt sie sich doch an ihn. In einer Laube zeigt sie wieder ihre ganze Kunst, unartig zu sein. Der König aber meint, sie sei ein Kind und es stehe ihr so wohl! Je nachdem der Geschmack ist, erklärt Garceran, der sich jetzt schämt, im Treiben des Königs ein Bild dessen zu sehen, was auch er einst war. Garceran meldet, daß es schon Noth thue, den Mauren gegenüber an der Grenze zu sein. Der König aber meint, ein paar Tage für die Jüdin habe er wohl noch Zeit. Nachher sei das Getändel ja ohnehin abgethan.

Rahel merkt, um was es sich da handelt, und wird darum sofort zur Koketten: „Ihr, Garceran," sagt sie, „ver-

ſteht's mit zarten Weibern umzugehen. Man kennt Eure Thaten in der Minne Streit. Der König da iſt rauh. Spricht er je ein mildes Wort, ſo reut's ihn immer. Seine Neigung iſt verſteckter Haß. Kommt, ſetzt Ihr Euch zu mir. Aber, ich weiß es ja, man hält Euch ab. Für mich gibt's weder Troſt noch Freude." Zu alledem fließen auch ſofort, wie auf Beſtellung, ihre Thränen. Ich mag dieſe Scene, die ſich abſpielt, während der König vor der Laube auf und ab geht, nicht weiter verfolgen. Sie verdrießt zuletzt auch ihn und er fordert ſeinen Diener auf, daß er ſein Rüſtzeug bringe.

Eine ernſte Unterredung mit Garceran folgt. Sie gipfelt in dem Ausſpruche des Letzteren: „Man liebt ſonſt nur, was man achtet; doch Liebe und Verachtung, hoher Herr —?"

„Verachtung," meint der König, „ſei ein zu hartes Wort. Nichtachtung etwa, doch bleibt's wunderbar."

Alſo, da haben wir es ja: Liebe ohne Achtung; und das iſt's ja gerade, worauf ich von vorneherein mit dem Finger zeigte, indem ich ſagte, daß von wahrer Liebe des Königs zu dieſer Rahel, wenn man das Wort nicht mißbrauchen will, in dieſer ganzen Tragödie nicht die Rede ſein kann.

Während Rahel weiter kokettirt, bringt ihre Schweſter Eſther die ſchlimme Botſchaft, daß die Königin Toledo verlaſſen und ſich auf das Schloß begeben habe, wo Rahel zum erſten Male dem Könige begegnet ſei. Garceran's Vater, Manriquez Lara, einſt des Königs Vormund und Erzieher, bis vor Kurzem noch ſein treueſter Freund, ſei mit anderen Großen des Reiches gleichfalls dort, um Raths zu pflegen über das gemeine Beſte, als wäre das Königreich ſchon herrenlos. Die bei alledem am meiſten Bedrohte aber ſei Rahel.

Natürlich fängt nun dieſe ſofort zu jammern an; ſie habe ja immer vergeblich gebeten, daß der König an den

Hof gehe. Dem Könige aber genügt das Gehörte zu dem Entschlusse, sofort unbewaffnet, mit offener Brust, den Aufwieglern entgegenzutreten. Für die Thörin da, die sich in einer Minute zehnmal wiederspreche, möge Esther sorgen. Das Schloß sei fest und der Castellan hafte mit seinem Leben für sicheren Schutz der Bedrohten.

So geht der König und Isaak erscheint mit einem Harnische unter den Kleidern. Der soll ihm aber nur den eigenen theuren Leib schützen und — die Wechsel, die er vorsichtig unter dem Harnische verborgen hat.

Der vierte Aufzug führt uns in den Rath der castilischen Standesherren, an deren Spitze wir wieder den alten Manriquez de Lara sehen. Auch die Königin ist zugegen. Sie alle wissen, daß ihre eigenmächtige Berathung eine Rechtsverletzung ist, aber die Noth des Landes scheint ihnen dies Vorgehen zur Pflicht zu machen. Nur die Jüdin von Toledo ist Schuld an dieser Noth. Dies Weib muß also fort. Zwar, wenn die Mauren vordringen, wird sich der König von selbst ermannen; aber wenn der Feind geschlagen wäre, würde Alfonso nicht doch in die ihm lieb gewordenen Fesseln zurückkehren? Also auf alle Fälle: die Jüdin muß fort. Soll sie mit Geld erkauft werden, um sich vom Könige loszusagen? Der König könnte sie sich theurer wieder kaufen. Soll sie in ein fernes Land geschafft werden? Der König würde sie wieder finden. Ein dritter Vorschlag — was glaubt Ihr dem Fehl der Buhlerin gemäß?

„Den Tod!" spricht die Königin. Sie also tödten? Das Wort ist von einem schwergekränkten Herzen so leicht gesprochen; nur die That ist schrecklich.

Da tritt Garceran in den Saal als Bote des nahenden Königs. Er wird von seinem Vater Verräther gescholten, aber als Königsbote doch angehört und erklärt die Versammlung für aufgelöst. Niemand widersetzt sich. Aber mit der Auf-

lösung verbindet Manriquez auch die an die Standesherren gerichtete Mahnung, nicht heimzukehren, sondern des Kommenden gewärtig zu sein. Der Saal wird von den Standesherren geräumt, noch ehe der König eintritt. Im Augenblicke, da er gemeldet wird, wanken der Königin die Kniee und nur am Arme des greisen Manriquez kann auch sie den Saal verlassen. Der König will ihr folgen, findet aber ihre Gemächer verschlossen, doch auf seine Bitte erscheint sie. Ihre Hand verweigert sie ihm. Er aber spricht: „Die meinige ist nicht verpestet und als Christin glaubst Du ja auch an die Macht der Reue.“ Da ist sie denn auch bereit zu verzeihen; an seinem Halse aber hängt noch, ohne daß er daran denkt, das Bild der Jüdin, das Bild der Unheiligen, die ihr den Gatten — offenbar mit Zauberkünsten — entzogen habe. „Ah so!“ sagt er und legt das Bildniß ab. „Aber wirst Du auch stark bleiben?“ fragt die Königin. Er darauf (ich muß hier wörtlich citiren):

„Nimm alle Fehler dieser weiten Erde,
Die Thorheit und die Eitelkeit, die Schwäche,
Die List, den Trotz, Gefallsucht, ja die Habsucht,
Vereine sie, so hast Du dieses Weib!“

Aber sieh auch ihre Augen, den Hals, den Wuchs, Alles so meisterhaft gefügt. Doch Alles das ein Zerrbild durch sie selbst.

Die Königin sieht aber nur das Bildniß, das er, da er kam, noch am Halse trug, und da er nun an den Tisch hintritt, auf dem es liegt, ruft sie: „O, berühr' es nicht!“

„Unsinn!“ entgegnet Alfonso. „Was wäre es, wenn ich es zum Scherze nun wieder so um meinen Hals schlänge? Auch wenn ich es so am Busen berge, bin ich Alfonso wieder.“

Die Königin ist aber verletzt und Alfonso wird darüber sogar zornig. Er schilt auf die tugendhaften Weiber, die

immer nur mit Tugend zahlen. Er tadelt es auch, daß sie sich gegen ihn mit den Vasallen verbündet hat. Er spricht davon, daß er den Don Manriquez, der ihn noch immer hofmeistern wolle, als sein Richter zur Rechenschaft ziehen werde, und indem er versöhnend hinzufügt: „Nicht Dich, Leonore; Du bist entschuldigt," gewahrt er, daß sie sich schon, ohne daß er es bemerkte, entfernt hat. Entfernt, weshalb? Das fatale Bild war offenbar Schuld daran. Noch glaubte sie nicht, daß er der Jüdin entsagt habe. Er will der Königin sofort folgen, findet aber die Thüren verschlossen. Nachdem er vergeblich Eingang gefordert, erzwingt er sich denselben, indem er eine Seitenthüre mit einem Fußtritte zertrümmert.

Eine kurze Scene zwischen Manriquez und seinem Sohne läßt uns nun auch schon ahnen, daß Gewaltsames geschehen soll. Diese Scene besteht fast nur aus der Frage: „Willst Du mit? Die Anderen sind schon voraus"; und aus der Antwort: „Ich folge." Also auch Garceran nimmt Partei gegen den König.

Dieser hat die Zimmer der Königin leer gefunden und hört nun das Geräusch von Rossen und Wagen. Auf seine Frage nach der Königin erfährt er — die Stände hätten den Weg nach Retiro eingeschlagen. Er verlangt ein Pferd, allein es ist vorgesorgt, daß er keines findet. „Wenn es geschah," ruft er, „was ich fürchte, dann gib mir, guter Gott, daß ich nicht als Tyrann, sondern als Mensch nur die Schuldigen strafe!"

Mit dem Beginn des nun folgenden fünften Actes sind wir wieder in Retiro. Dort ist bereits Alles verwüstet. Aber Isaak und Esther sind noch dort. Der König kommt. Die Zerstörung, die ihm entgegentritt, läßt ihn ahnen, was geschehen ist. Esther bestätigt ihm die Ermordung der Rahel und der König schwört Rache. Er weint vor Wuth.

„Als sie noch lebte, wollt' ich sie verlassen,
Nun da sie todt, verläßt sie nimmer mich."

Er will sie sehen;

„Noch einmal jenen stolzen Bau der Glieder,
Den Mund, der Athem sog und Leben hauchte."

Er will sie sehen, um sich in seinem Rachedurst zu verhärten; er will es lernen, Unmensch zu sein gegenüber den Mördern.

Während er die Todte aufsucht, erscheinen die Königin, Manriquez, Garceran und andere Große des Reiches. Auch der junge Sohn des Königs befindet sich unter den Kommenden.

Die Königin will sich an die Spitze Aller stellen, damit der ganze Zorn des Königs als gerechte Strafe nur sie treffe.

Aber nicht so, entgegnet Manriquez. Du sprachst das Wort, aber Du zitterteſt vor der That und mahnteſt ab. Wir thaten sie: treffe darum auch nur uns die Rache. Legt alle Waffen ab. Der König sehe, daß wir willig büßen. War die That nothwendig, so war sie doch ein Unrecht und mit Fug und Recht soll uns die Strafe treffen, die der König verhängen mag.

Diese Bußfertigkeit weckt eine Stimme der Versöhnung auch in uns. Wir fühlen unwillkürlich Mitleid mit den Unglücklichen, die das, was sie thaten, für eine politische Nothwendigkeit hielten und sich nun dem Grimm ihres Königs weihen.

Ihr da? spricht der König; Ihr kommt mir eben recht. Wollt Ihr mich tödten? Hier meine Bruſt!

Wir sehen: Jetzt, erſt jetzt, iſt der König umgewandelt. Und wie kam das? Eine Frage an Garceran enthüllt uns sofort Alles. Was hielteſt Du von ihr, da sie noch lebte?

Garceran: Herr, sie war schön.

Der König: Und weiter noch?

Garceran: Verbuhlt und leicht, voll arger Tücken.

Der König: Ich sage Dir: Sie war nicht schön.

Garceran: Wie meint Ihr das?

Der König: Ein böser Zug um Wange, Kinn und Mund, ein lauernd Etwas in dem Feuerblick vergiftete ihre Schönheit. Und als ich jetzt da drin sie anschaute, sah ich Weib und Kind vor meinen Augen und warf das Bild ihr nach in ihre Gruft. Nun aber tritt dorthin zu den anderen Schuldigen.

Manriquez: Und seid Ihr selbst nicht auch schuldig?

Der König: Der Mann hat Recht; *ich auch*.

Lösen wir uns alles das in nüchterne Prosa auf. Der König sah die Todte und *der Tod spricht Wahrheit*. Alfonso sah, wer sie gewesen; er fühlte, daß es nicht Liebe war, was ihn zu ihr hingezogen. Diese vom Tod entstellten Reize reizten ihn nicht mehr. Der Zauber verschwand mit der Vernichtung dessen, was ihn geübt hatte. Das Herz des Königs war so auf einmal wieder frei geworden und darum auch er bereit zur Sühne, zur Läuterung. Die Liebe nur, welche auch geistig ist, dauert über den Tod des Leibes hinaus.

Auch der Entschluß des Königs in Betreff dessen, was nach alledem zu geschehen hat, steht nun schon fest: Die Königin soll Statthalterin im Reiche sein, es zu wahren für den einzig Schuldlosen, ihren Sohn. Was sie selber gefehlt, vergibt der König, weil sie es nur für ihr Kind gethan. Er aber und die Anderen alle ziehen, *den büßenden Kreuzfahrern gleich*, in den Kampf gegen die Mauren; in den sie Alle wieder reinigenden Kampf für den Glauben. Da haben wir also auch wieder echt christlichen Hauch.

Hat Grillparzer seine Aufgabe gelöst? Ich glaube, ja. Wird nun aber doch Irgendwer die Frage aufwerfen, wie es möglich war, daß er sich für ein so unlauteres Geschöpf, wie es seine Rahel ist, begeistern konnte, so antworte ich: Die Begeisterung Grillparzer's für die von ihm geschaffene Rahel galt nicht ihren widerlichen Unarten und Untugenden,

sondern der inneren Wahrhaftigkeit ihres Charakters. Dieser Charakter war ihm etwas Natürlich-Mögliches. Grillparzer gehört zu den Dichtern, die das künstlerisch-schön finden, was ihnen natürlich erscheint. So ganz allgemein hingestellt, ist der Satz, daß alles Natürliche schön sei, zweifellos falsch. Das Veilchen, das bei Anastasius Grün Nithart als ersten Frühlingsboten findet und mit seinem Hute bedeckt, war zweifellos natürlich und schön. Das Veilchen aber, das er nachher unter dem Hute fand, als er ihn wieder aufhob, war auch natürlich, aber es stank. Also fort davon! Uebrigens sagte ich ja schon, daß Grillparzer seinen Stoff zur Jüdin von Toledo einem Drama von Lope de Vega entnahm, und gerade diesen Dichter zeichnet er uns in seinen Studien zum spanischen Theater als einen Naturalisten, der sich mitunter con amore sogar im Lasciven ergehe. So mag es denn der Spanier mitverantworten, wenn hier Grillparzer ein wenig gesündigt hat. Liebenswürdig, das rechtfertigt ihn auf alle Fälle, hat unser Dichter die Sünde in der Jüdin von Toledo nicht gezeichnet. Da ich damit nun aber doch auf die Quelle der Jüdin von Toledo zurückgekommen bin, so mögen mir auch einige Andeutungen über die betreffende Dichtung des Spaniers gestattet sein. Ich folge dem eigenen Berichte Grillparzer's in seinen schon erwähnten Studien. Die hier in Rede stehende Dichtung von Lope de Vega heißt: „Las pazes de los Reyes y la Judia de Toledo.“ („Der Friede der Könige und die Jüdin von Toledo.“) Auch in dieser Dichtung kommt ein Liebesverhältniß zwischen der Jüdin und dem Könige vor, doch erst im zweiten Acte, indem der erste nur die noch reine Jugend des Königs behandelt. Im zweiten ist er dann schon Mann geworden und ganz wie bei Grillparzer mit der englischen Prinzessin Leonore vermählt, verliebt sich aber in die Jüdin, die er im Bade gesehen hat, schon kurz nach der Vermählung. Um diese Ver-

irrung einigermaßen entschuldbar zu machen, wird die Engländerin auch bei Lope de Vega als kalt geschildert und mag man dabei auch noch bedenken, daß eine Stammesgenossin oder gar Blutsverwandte der englischen Elisabeth den spanischen Zeitgenossen des Lope de Vega so wenig liebenswürdig vorkommen mußte, daß dem Könige seine Verirrung auch schon deshalb nicht gar so hoch angerechnet wurde. Als sich nun der König auf verbotenem Weg zur Jüdin befindet, die er in einem seiner Paläste versteckt hält, vertritt ihm bei Lope ein Engel den Weg. Auch bei dem Spanier wird dann die Jüdin auf Anstiften der Königin ermordet. Dem racheschnaubenden Könige aber erscheint der Engel abermals. Die Versöhnung erfolgt dann so: Der König will zurück an den Hof und die Königin reist ihm entgegen. Unterwegs treffen sie, ohne von einander zu wissen, in einer Capelle zusammen. Jedes von ihnen will dort vor einem wunderthätigen Muttergottesbilde das Herz ausschütten. Sie knien nieder und fangen, noch immer, ohne von einander eine Ahnung zu haben, halblaut zu beten an. In lauteren, sich durchkreuzenden Worten enthüllen sie dann vor der Gnadenmutter ihre innersten Gedanken. Der König findet sich aber in seiner Andacht gestört und läßt die fremde Dame durch seinen Kämmerling ersuchen, ihr lautes Beten zu mäßigen. Diese aber weist die Botschaft mit den Worten zurück, sie habe ihren Gatten verloren und darum ein Recht zu klagen. Nun aber kniet das Kammerfräulein der Königin zu dem Kammerdiener des Königs nieder. Diese erkennen einander und das fürstliche Ehepaar feiert seine Versöhnung vor dem Altar der Gebenedeiten. Grillparzer findet diese Schlußscene des spanischen Stückes so vortrefflich, daß er meint, er wisse ihr an Innigkeit im ganzen Bereiche der Poesie beinahe nichts an die Seite zu setzen.

Dramatische Fragmente.

Blicken wir einen Augenblick in die Bibel des alten Testaments, und zwar in das Buch Esther, nicht um das Ganze zu durchblättern, sondern nur, um uns den Inhalt des ersten und zweiten Capitels kurz zu recapituliren.

Ahasverus, König der Perser und Meder, welcher über 127 Länder herrschte, gab im dritten Jahre seiner Regierung ein Gastmahl für alle seine Fürsten, und Vasthi, die Königin, gab ein solches für die Frauen. Nachher gaben der König und die Königin ebensolche Gastmahle für das ganze Volk. Am siebenten Tage aber, als sich der König und die mit ihm schmausenden Männer des Weines erfreuten, befahl er, daß die Königin aus ihrem Palaste herüber zu ihm komme mit der Krone auf dem Haupte, damit er ihre Schönheit dem Volke zeige. Vasthi aber, die Königin, weigerte sich dessen und der König gerieth darüber in großen Zorn. Und er hielt Rath mit Denen, die ihm am nächsten waren, damit sie sagen möchten, wie mit der Königin zu verfahren sei. Die Weisen des Reiches riethen aber, daß er sie verstoße und ihre Verstoßung öffentlich bekanntgebe, weil sonst das Beispiel des Ungehorsams, das die Königin gegeben habe, auch bei den übrigen Frauen des Landes Nachahmung finden möchte. Der König that dann auch, wie ihm seine Weisen gerathen hatten.

Nachher, als sich sein Zorn gelegt hatte, gedachte er wieder der Vasthi; seine Diener aber riethen ihm, die schönsten Jungfrauen des Landes für sich zusammenrufen zu lassen, und auch das that er. Die Zusammengerufenen wurden je ein Jahr lang unter der Aufsicht eines Eunuchen im Frauenhause gehütet und gepflegt und gingen einzeln, je nachdem sie die Reihe traf, zum Könige. Entließ sie der, so begaben sie sich nicht wieder in's erste, sondern in ein zweites Frauen-

haus, durften aber zum Könige nur dann zurückkehren, wenn er sie mit Namen rief. In Susa lebte nun damals der unter Nebukadnezar in die Gefangenschaft abgeführte Jude Mardechai und bei ihm die Tochter seines verstorbenen Bruders Namens Esther oder Hadassa, die er an Kindesstatt angenommen hatte. Auch diese war schön und wurde nach Susa in's erste Frauenhaus gebracht, in welchem sie Hegai, der Aufseher, mit ganz besonderer Sorgfalt pflegte. Auch an sie kam die Reihe, sich zum Könige zu begeben. Sie gewann die Huld und Gnade desselben so sehr, daß er sie mehr liebte als alle die anderen Jungfrauen, ihr die Krone auf's Haupt setzte und sie an Vasthi's statt zur Königin machte. Der König aber wußte nicht, daß sie Jüdin war, denn sie hatte, einen Befehl des Mardechai befolgend, sowohl dem Hüter des Frauenhauses, wie auch dem Könige verschwiegen, welchen Stammes sie sei.

Alles das, was uns so im ersten und zweiten Capitel Esther erzählt wird, bildet mit nur geringer Abweichung auch den Inhalt des Grillparzer'schen Fragmentes Esther, das aus dem ganzen ersten Act und einer Reihe sich unmittelbar anschließender Scenen eines unvollendet gebliebenen Dramas besteht. Aber auch das bloße Fragment ist eine wahre Perle. Eine Perle ohne Fassung, möchte ich sagen, aber wo wäre der Goldschmied, der sie würdig zu fassen vermöchte?

Grillparzer weicht von der biblischen Darstellung insofern ab, als er das Herbeiholen der schönen Jungfrauen nach Susa als ein Werk des Haman erscheinen läßt, der im Buche Esther erst im dritten Capitel, nachdem Hadassa schon Königin geworden war, vom Könige als sein erster und vornehmster Beamter über alle Fürsten und Großen des Reiches gesetzt wird. Grillparzer fand so die Gelegenheit, diesem Mächtigsten im Reiche der Perser und Meder in seinem

eigenen Weibe eine Rivalin gegenüberzustellen, die, während er sich mit dem Gedanken abquält, wie dem mißmuthig hinbrütenden Könige an Stelle der verstoßenen Vasthi ein anderes Weib beizubringen sei, Partei für die Verstoßene ergreift und uns von ihrem Gatten, dem großen Staatsmanne, ein recht ergötzliches Bild entwirft. Er ist ein Mann, sagt sie zu Teres (Theresch), mit welchem sie ein wenig gegen ihren Gatten zu conspiriren versucht — er ist ein Mann, der klein und ängstlich ist und den sie kaum achtet, der aber doch „mit seinem schneckenhaften Tasten das Nützliche oft richtiger aufspürt, als sonst ein Kluger und ein Muthiger". Dazu kommt, daß dem so von seinem eigenen Weibe Geschilderten die Sorge vor des Königs Ungnade schon ganz den Kopf verwirrt und er rathlos nach allen Seiten fragt, was zu machen sei, um den König aus seinem Brüten aufzuwecken. Ein Weib! Ein Weib! Das scheint die einzig mögliche Rettung, zumal der König nun auch schon schwer zu drohen beginnt. Aber wo das Weib hernehmen? Die Tochter des Königs von Egypten wäre zu haben, ein Weib jedoch, das ein Anderer in Vorschlag bringt, stößt der König gewiß zurück. Da entschließt sich denn Haman, einen Plan auszuführen, zu dem er schon seine Vorkehrungen getroffen: Die Herbeiholung aller schönen Jungfrauen des Landes, damit der König aus diesen wähle.

Als ein ganz Anderer ist der alte „Mardochai" gezeichnet, wie ihn Grillparzer nennt. Er ist der glaubensstarke, auf die Verheißung bauende Jude, der unermüdet in seinen heiligen Büchern sucht und forscht. Sie sind ihm die Zeugen, daß sein Volk bestimmt ist, der Mittelpunkt der Erde zu sein, dem alle anderen Völker zu dienen haben. Aus ihrem Stamme soll *der* hervorgehen, der einst die ganze Welt beherrschen wird. In diese seine Gedanken und Träume vertieft er sich umsomehr, je schwerer auch er an dem Schicksal trägt, von

dem sein Volk betroffen wurde. Nur als Gefangener, Verachteter und Ausgestoßener weilt er in Susa, aber er hofft, er glaubt, er weiß, daß sich das wenden muß. In Betreff der Mittel, die diese Aenderung herbeiführen werden, ist er nichts weniger als wähleriſch und in der Abholung seines Adoptivkindes Esther, der Tochter seines verstorbenen Bruders, in das Frauenhaus, sage ich es nur: in den Harem des Königs sieht er den Finger Gottes, der ihm die bevorstehende Erlösung zeigt.

Und wieder ganz anders ist in diesem Fragmente Esther-Hadassa skizzirt. Es liegt etwas ungemein Sicheres in diesem Mädchen, eine alle Verhältnisse nüchtern, aber scharf durchdringende Klugheit. Jedes Wort, das sie spricht, trifft. Dabei ist sie von wohlthuender Wahrhaftigkeit; keine Schwärmerin, aber das Richtige immer richtig erfassend. Wenn ihr Adoptivvater schon sieht, wie alle Völker des Universums Israel ganz ebenso dienen müssen, wie Sonne, Mond und Sterne der Erde dienen, so meint sie: Wer weiß, ob Sonne, Mond und Sterne nicht vielmehr Dinge für sich sind. Wenn Mardochai sich stolz darauf beruft, die Juden seien die auserwählten Kinder Gottes, so antwortet sie: „Ja wohl, aber mitunter recht unartige.“

Mit diesen Charakteren ergibt sich die Lebendigkeit und Raschheit der dramatischen Handlung gleichsam von selbst. Sie wird aber noch ganz besonders interessant gemacht durch den Gegensatz, in welchem zu allen diesen Personen der König steht. Obwohl liebebedürftig, hat er sich verleiten lassen, sein Weib ohne rechten Grund zu verstoßen, und ist nun zerfallen mit sich selbst und mit der Welt. Insbesondere grollt er den falschen Räthen, die einst die Verstoßung der Königin als etwas gar so Kluges gepriesen haben. Aber anstatt seine That ungeschehen zu machen, denkt er doch lieber an die Züchtigung derer, die seine Rathgeber waren. Sie waren seine Augen,

seine Hände — es war ja nicht sein Werk, was er gethan, sondern nur das dieser Falschen. Auf den Plan Haman's mit den herbeigeholten Jungfrauen geht er wohl ein, aber er hofft, daß er dadurch nur Gelegenheit finden werde, seinen obersten Beamten noch strenger zu züchtigen, als er es ohnehin schon vor hat.

Seine Begegnung mit Esther gibt der Sache aber doch eine ganz andere Wendung. Zuerst denkt er: Dies Weib ist wie die anderen, die mich ekelten, weil sie mir gefallen wollten. Erst da er sieht, daß sie ihm nicht gefallen will und froh ist, heimkehren zu dürfen, wird sie ihm zu einem Gegenstande des Interesses. Ihre natürliche Unbefangenheit und Aufrichtigkeit hält er für einstudirte Maske und will sie entlarven, muß sich aber sehr bald eingestehen, daß das Mädchen klug ist und aufrichtig. Noch mehr stutzt er, als sie ihm keck den Rath gibt: „Rufe Deine Frau zurück, die Dein Glück ist." Doch da sich Esther die Freude wünscht, die Verstoßene wieder herbeiholen zu dürfen, versinkt er sofort wieder tief in das alte Mißtrauen, wie die Frage verräth: Du weißt also, wo sie weilt?

Der gegenseitige Gedankenaustausch wird immer lebendiger und der König sieht sich gar bald genöthigt, sich vor der klugen Esther wegen seines Verhaltens gegenüber der verstoßenen Königin zu rechtfertigen.

Der König: Vasthi ist stolz.

Esther: Auf Dich.

Der König: Sie ist rachsüchtig.

Esther: Gib ihr nichts zu rächen.

Der König: Eifersüchtig.

Esther: Eifersucht der Frauen ist Liebe.

Ich kann selbstverständlich nicht den ganzen Dialog auch nur auszugsweise hier wiedergeben. Genug, die Geister reizen einander, die Herzen werden warm, die Liebe taucht

auf in Jedem von Beiden, und Esther, die vorhin noch für Vasthi sprach, weist schon den Goldreif, den ihr der König reicht, nicht mehr zurück.

So gewinnt dies Fragment eine Art Abschluß, obschon der Dialog an nicht wenigen Punkten andeutet, daß in der Folge noch Verwicklungen kommen sollen; und weil dieser wenigstens scheinbare Abschluß vorliegt, konnte das Fragment sogar auf die Bühne gebracht werden und hat durch die Lebendigkeit der Handlung ganz ungemein gefallen, ja gefallen müssen.

Auch die Kritiken waren immer voll höchster Anerkennung und insbesondere Esther's Charakterzeichnung wurde schwärmerisch als ganz unvergleichlich schön, ja als typisch für den Stamm gepriesen, dem Grillparzer diese seine Heldin entliehen hat. Ich habe auch dagegen nichts einzuwenden und bemerke nur, daß wir in der Zeichnung, wie sie in dem dramatischen Bruchstücke vor uns liegt, schwerlich schon die ganze Esther sehen, wie sie sich Grillparzer für das vollendete Drama gedacht hat. So einfach, so ohne sichtbare innere Anlage zum Conflict, wie hier diese Esther, pflegte Grillparzer seine Heldinnen sonst nicht zu zeichnen. Ich kann mir auch nicht denken, daß nach Grillparzer's Plan Vasthi's Rolle mit der Verstoßung schon ausgespielt sein sollte. In ihrem raschen Aufgeben auch durch Esther hätten wir vielleicht eine tragische Schuld zu erkennen, deren Sühne nothwendig wäre. Nachdem aber das Drama unvollendet geblieben ist, müssen wir auch die liebliche Gestalt der Heldin — fertig oder unfertig — just so nehmen, wie sie ist, und können uns herzlichst derselben freuen. Wer sie dabei für „typisch" nimmt, wird aber wohlthun, wenn er durch die Jüdin von Toledo und ihren Vater als „typisch" gelten läßt. So viel von dem Fragmente Esther.

Nicht so umfangreich, auch nicht so künstlerisch werthvoll, aber in großen Zügen concipirt und eindrucksvoll in

seiner Wirkung ist das dramatische Fragment Hannibal. Es ist nicht in allen Einzelnheiten historisch genau, aber doch im engsten Rahmen ein treues Bild der gewaltigen Zeit, in welcher Rom und Carthago um die Herrschaft der Welt stritten. Ländergier, die Sucht auszubeuten, trieb sowohl die Römer, wie auch die Carthager in ihre Kriege. Dabei waren die Carthager mehr ein Krämervolk, wie die heutigen Engländer, die Römer mehr Eroberer nach Art der Russen. Trotz dieser Verschiedenheit mußte natürlich Jedes von diesen beiden Völkern in dem anderen ein Hemmniß der eigenen unersättlichen Expansionslust finden; der Kampf entbrannte und wurde durchgeführt bis zur Vernichtung des Besiegten. Carthaginem esse delendam, Carthago muß dem Erdboden gleich gemacht werden, war nicht blos die Parole des beschränkten Cato; und wäre Carthago Siegerin geblieben, wie es eine Zeit lang schien, so hätte wohl auch einmal ein carthaginiensischer Feldherr auf den Trümmern von Rom nachgedacht über die Vergänglichkeit alles Irdischen.

In dem Grillparzer'schen Fragmente, von dem ich spreche, haben Hannibal und Scipio, der nachher der Afrikaner genannt wurde, noch eine kurze Beredung vor der Schlacht von Zama in Numidien. Carthago fühlt sich schon stark erschüttert und wünscht den Frieden. Es ist — so nach dem Inhalte des Fragments — bereit, sein noch in Italien stehendes Heer von dort zurückzuziehen. Auch Sicilien, das seine Kornkammer war, will es hingeben an Rom, und Hannibal soll in diesem Sinne unterhandeln. Unterhandeln der Ruhmgekrönte, der Sieger in so vielen Schlachten; das drückt ihn. Aus jedem Worte, das er spricht, bevor Scipio erscheint, haucht Schwermuth. Es ist, als wenn er trotz Cannä eine Ahnung hätte vom Ausgange; als wäre er nicht mehr

der Hannibal, der er war zu seiner Zeit; und da sein Bruder Mago die Worte spricht:

„Ist doch die Zeit, wozu der Mann sie macht,
Und jede Zeit ist Hannibaln die seine —"

entgegnet er fast wehmüthig:

„Schreib' Dir das auf und sag' es Deinen Kindern;
Das hört sich fein und macht zum Anfang Muth,
Das Ende findet sich ja doch zuletzt von selbst."

Scipio gegenüber findet er sofort wieder sein stolzes Selbstbewußtsein. Aber was sag' ich doch? Der große Hannibal ist fast mehr eitel als stolz und versteigt sich zu dem prahlenden Worte: „Carthago bin ich!" Ja wohl, er war's, aber daß er es war, war seine Schwäche.

Wie ganz anders Scipio! In der Verhandlung fordert Hannibal Spanien für Carthago. Und was entgegnet der Feldherr der Römer? „Wäre ich Rom, so spräch' ich gern, da nimm's. Aber nicht Scipio spricht aus mir, sondern Rom; und Rom sagt Nein!"

Hannibal hat sich vorher die Aufstellung des römischen Heeres betrachtet und begrüßt seinen noch jungen Gegner als den genialen Feldherrn, der diese Aufstellung ersinnen konnte. Aber auch dieses Lob weist Scipio zurück. „Was Du sah'st," spricht er, „ist nur die alte Schlachtordnung Roms, und Roms Feldherren, die Du vor mir besiegt hast, konntest Du schlagen, weil sie, uneingedenk der alten Ordnung, nicht nach Römerart für Rom in die Schlacht gingen, sondern aus eitler Prunksucht für sich selber."

Wir erkennen da mit einem Male: Wenn Hannibal erliegt, erliegt Carthago; wenn Scipio geschlagen wird, ist Rom noch unbesiegt; denn das alte Rom schließt seinen Frieden mit dem Feinde erst dann und nur dann, wenn er sich beugt. Das ist der welthistorische Gegensatz zwischen Rom und allen seinen Feinden, der sich uns in diesem Fragmente

Grillparzer's widerspiegelt; und wenn wir darum hier auch nicht weiter kommen, als bis zu dem Worte Scipio's: „Hispanien ist unser oder Krieg!" so erkennen wir doch schon daraus, daß nicht Hannibal die Ruinen Roms, wohl aber — nicht der Africanus, denn der wollte nicht Carthagos Henker, sondern nur sein Besieger sein, wohl aber nach ihm ein anderer — Scipio die Ruinen von Carthago sehen wird.

Welch' leuchtendes Beispiel könnte dieser Scipio Africanus auch für uns sein! Dieser Scipio, der Feldherr der Stadt, die nur den Frieden schließt, wenn ihr Feind am Boden liegt. Aber freilich: wo wären für unseren Scipio seine Römer? Unserer Generation von heute ist das Mark in den Knochen verdorrt. Indem sie ihrer Nationalsucht fröhnte, vertrödelte sie ihre Begeisterung für das Reich, und wenn nicht eine bessere Generation aufwächst, ist unsere große Zeit für immer dahin, wie sie auch für Hannibal dahin war, noch ehe er sich aus der Schlacht von Zama zur Flucht wandte.

Grillparzer's „Melusina".

Mit Entzücken und Bewunderung, zuweilen freilich auch, aber verhältnißmäßig doch nur selten, mit unverhaltenem Aerger folgten wir bisher den dramatischen Arbeiten unseres Dichters, und ehe wir uns zu seiner Lyrik wenden, mag uns auf einige Augenblicke auch seine romantische Oper „Melusina" beschäftigen.

Den Text dieser Oper schrieb Grillparzer für Beethoven, aber nicht Beethoven, der schon im März 1827 gestorben ist, setzte sie in Musik, sondern Constantin Kreutzer, der Componist des „Nachtlagers von Granada". Geschrieben wurde sie vor „Weh' dem, der lügt" und am 9. April 1835 zum

ersten Male im Josefstädter Theater aufgeführt. Wenn ich aber trotzdem erst an dieser Stelle von der „Melusina" spreche, so thue ich das, weil mir gerade ein Operntext, dies Ding, das zugleich Drama und singbare Lyrik sein soll, der beste Uebergang zu Grillparzer's Lyrik zu sein schien.

Formell betrachtet, besteht die Oper „Melusina" aus drei Aufzügen und gehört zu denjenigen Opern, in welchen zwischen der Musik auch ziemlich viel gesprochen wird, gesprochen in ganz nüchterner Prosa. Ich gehöre nicht zu denen, die an solchen Sprechopern ein sonderliches Gefallen haben.

In breite Charakterisirung der in der Oper als handelnd auftretenden Personen lasse ich mich nicht ein und fange nun ohne Verzug an, die Handlung kurz zu schildern.

Ein Graf Emerich von Forst und seine Schwester Bertha, auch Raimund, dem Bertha in Liebe zugethan ist, jagen im Walde. Raimund wird von seinen Gefährten durch zauberhafte Gewalt abgezogen und kommt immer an einen geheimnißvollen Brunnen zurück, von dem es heißt, es sei in der ganzen Gegend, in der er sich befindet, nicht recht geheuer. Troll, der Diener Raimund's, warnt seinen Herrn und sucht ihn vom Brunnen fortzubringen, aber vergebens. Bald erfahren wir, wer den Zauber übt, der Raimunden zwingt, im Banne des Brunnens zu weilen. In dessen Tiefe wohnen nämlich die drei Feen Melusina, Meliora und Plantina, und Melusina's Herz verlangt Liebe, die Liebe eines Menschen. Ihre Schwestern warnen zwar, denn

„Falsch ist der Mensch und treulos,
Ihn reut, was er verspricht."

Aber Liebe läßt sich nicht warnen. Melusina also ist es, die den Erwählten durch ihren Zauber an den Brunnen lockt und ihn hier mitsammt dem Diener in tiefen Schlaf versenkt.

Der Diener träumt von einem substantiellen Mittagsmahl. Raimund aber sieht die schöne Fee, die um Liebe fleht. Lieben ist ihr zwar verboten, aber die kalte Zauberburg, in der sie mit den Schwestern haust, ist ihr unerträglich. Raimunden will sie unsäglich glücklich machen, wenn er sie wieder liebt. Eines nur ist unerläßlich. Entsagen muß er dann dem Umgange mit seines Gleichen. Entsagen den Freuden des Bechers, denn im Reiche der Feen keltert man keine Trauben. Die Kost der Feen ist Schaum, ihr Leben nur Traum. Alles ist dort ohne Wechsel.

„Ruh' und Gleichmuth sprießen
In Melusinen's Reich.
Und die Tage fließen
Immerdar sich gleich."

„Entscheide Dich! Aber bedenke! Sagst Du ja und es kommt die Reue, so sind wir beide namenlos unglücklich."

Zum Zeichen legt sie ihm einen Ring auf die Brust. Wirft er ihn von sich, so ist auch sie von ihm geschieden; aber ruft er sie vermittelst des Ringes, so kommt sie.

Die Schläfer erwachen. Bertha und der Graf kommen. Raimund spricht entzückt von seinem Traume. Er fühlt den Ring auf seiner Brust und jubelt:

„Melusina,
Ich rufe Dir.
Treu' ohne Reu',
Lieb' ohne Wanken,
Glück ohne Schranken,
Ewig Dein Eigen in That und Gedanken."

Die Andern fühlen ein Grauen und möchten fliehen. Nur Bertha will bleiben, um ihn zu retten.

Aber noch einmal ruft er: „Melusina!" Da tönt nun schon ein unsichtbarer Mädchenchor:

„Schlaget die Saiten!
Klinget die Leier!
Seh't, denn er nahet,
Sehet, er kommt!"

Der Brunnen verſchwindet in der Tiefe, man ſieht den Palaſt Meluſinen's. Dieſe umfaßt Raimunden, der mit ihr verſinkt. Auch Troll folgt ihnen, die Andern aber werden zurückgeſtoßen. So ſchließt der erſte Act.

In der nun folgenden Scene ſehen wir das Glück der Liebe. Nur Licht ohne Schatten; nur Roſen ohne Dornen. Aber, wird das ewig währen?

Der nüchterne Troll meint: „Jauchzt nur, es währt nicht lange. Wo kein Schatten, da iſt auch kein Licht. Reizt nicht Entbehrung, ſo ermattet die Luſt."

Meluſina will Alles doch anders lenken. Sie ſingt:

„Wort, das nicht der Seele Zeichen,
Das die Seele ſelber iſt,
Dichtung, komm' aus Deinen Reichen,
Sei die Zaub'rin, die Du biſt.

Sing' ihm ein Wiegenlied!
Schläf'r' ihn mir ein!
Sag' ihm, ſein Liebchen ſei
Reizend allein."

Aber Troll's Prophezeiung will ſich doch erfüllen. Meluſina ſieht, daß dem von ihr Entführten etwas fehlt, was ſie vielleicht nicht geben kann. Was das iſt? Thätigkeit? Die Nähe der Seinigen? Ja, ſo muß es wohl ſein. Die Heimat fehlt ihm und er ſoll ſie ſehen an dem ſiebenten Tage, an welchem ſich Meluſina, fern von ihm, ihrer jetzigen Geſtalt auf eine Weile entkleiden muß. Nur Eines läßt ſie ihn zuvor verſprechen: Ihr nicht nachforſchen und an dieſem ſiebenten Tage ſie nicht ſehen zu wollen.

In Grillparzer's „Meluſina" geht es alſo, wie in allen dieſen Feen- und Nixenmärchen: Der Menſch darf die Fee nicht in ihrer eigenen Geſtalt ſehen.

Raimund ſieht nun in einem Zauberſpiegel den Grafen und deſſen Schweſter. „Lebt!" ruft er, indem er den Ring

gegen den Spiegel hält, und die er sah, treten leibhaftig vor ihn. Aber sie schaudern. Sie fordern Rechenschaft über sein Thun. Er soll ihnen Melusinen zeigen, wenn sie so rein ist, daß sie das Licht nicht zu scheuen braucht. Zuletzt erblickt er in dem Vorwurfe des Umganges mit einer Unreinen eine Beleidigung seiner Ehre und — die That scheint mir etwas rasch und leichtfertig zu kommen — er ruft: „Wohlan, Ihr sollt sie sehen! Melusina!"

Inzwischen hat sich diese in ein Schuppenthier verwandelt und ist in der Tiefe versunken, nachdem sie zuvor noch im Anblicke eines Sees, dessen Eingang durch ein Thor abgeschlossen werden kann, das folgende schöne Lied gesungen:

„Im verschwieg'nen Mondenscheine
Liegst Du heiter, still und klar,
Lockst, als wär' ich noch die Deine,
Wie ich's früher, früher war.

Ach, mit seligem Genügen
Taucht' ich sonst in Deine Flut,
Ließ von Dir mich schaukelnd wiegen,
Kühlen meines Busens Glut.

Aber jetzo, wie in Flammen,
Steig' ich nieder in den Born,
Denn, wüßt' er's, er würd's verdammen;
Hast Du Kühlung gegen Flammen?
Gegen des Geliebten Zorn?"

Indem Melusina so in die Fluthen steigt, schließt sich das Thor. Aber schon nahten Raimund, der Graf, Bertha und Troll. Raimund erblickt die Verwandlung und ruft: „Ha, Betrügerin! Ungethüm! Ich fluche Dir!"

Melusina kommt in der Gestalt, in der sie sonst bei ihm weilte, aus der Tiefe hervor, aber schuppige Gestalten halten sie zurück. Geister rufen: „Du bist unser!"

Raimund will den Ring von sich werfen, aber Melusine ruft: „Behalt' ihn! Vielleicht rettet er uns noch.“ Dann ziehen sie die Geister gewaltsam mit sich fort.

Im dritten und letzten Aufzuge sehen wir Melusinen wieder. Aermlich gekleidet, liegt sie vor den Thüren eines Jagdhauses im Walde. Ihre Schwestern kommen, reich geschmückt und mit Kronen in den Haaren. „Was suchst Du hier?“ fragen sie. „Fort in den Bauch der Höhle, wie Dir geboten ward!“

Melusina: „Laff't mich hier ihn sehen, damit er meine Leiche trete, wie er meine Liebe zertrat.“ Aber: „Fort! fort! Auch nicht sehen!“ rufen zornig die Schwestern.

Raimund ist unter den Menschen nichts weniger als glücklich. Wir erfahren das aus dem Liede Bertha's:

„Seh't, im Osten steigt die Sonne,
Alles lacht in ihrem Schein;
In die allgemeine Wonne
Stimmt nur seine Brust nicht ein.“

Aber man versucht es eifrig, die Genesung Raimund's zu erzwingen. Er soll, er will thätig werden, und um seine Heilung zu besiegeln, wird ihm Bertha die Hand reichen.

Bertha's Liebe scheint nun das Wunder, den Trübsinnigen, nur an Melusinen Denkenden zum heiteren Leben zurückzuführen, in der That vollbringen zu können. Aber Melusinen's Ring will er trotzdem nicht von sich geben, wenigstens jetzt noch nicht. Und so kommt es, daß der Ring plötzlich alles Geplante wieder vollständig umstößt.

Mit Bertha einem Tanze zusehend, spielt Raimund gedankenlos mit dem verhängnißvollen Geschenke Melusinen's. Da steht diese plötzlich — nur einen Augenblick — vor ihm und verschwindet. Aber der Augenblick genügte. Raimund ruft ihren Namen. „Es ist Täuschung!“ meint Bertha. „Der Ring ist's, der Dich täuscht.“ — „Ist er's?“ entgegnet

Raimund. „Dann fort mit ihm, wenn er mir nicht geben kann, was er mir zeigt.“ So wirft er das Geschenk der Fee von sich und eine schuppige Gestalt erhebt sich aus dem Boden und erhascht den Ring. „Weh' mir!“ ruft Raimund und eilt der Gestalt nach, ihr den Ring wieder zu entreißen. Indem er sie verfolgt, kommt er an ein Grabmal, auf dem der Name Raimund steht. „Im Grabe findest Du den Ring,“ ruft die Gestalt und verschwindet.

„Und sei's im Grab, ich hol' ihn!“

Eine schwarze Erscheinung erhebt sich halb aus dem Grabe und ruft: „So komm', ich hab' ihn!“ Und Raimund verschwindet im Grabe.

Man sieht dann Melusinen in den Wolken, und ihre Schwestern singen, indem sie ihr eine Krone reichen:

„Tod versöhnt,
Treu' wird gekrönt.“

Auch Raimund wird neben ihr sichtbar und der Chor singt:

„Wem sich höh're Mächte künden,
Muß auf ewig sich verbünden
Oder nahen mög' er nie;
Halben Dienst verschmähen sie.“

Alles das ist recht schön, die Sprache melodisch, aber es läßt uns doch einigermaßen leer, und man wird den Text der „Melusina“ eben nur lesen, weil ihn Grillparzer geschrieben hat.

Grillparzer als Lyriker.

Ich habe die „Melusina“ im Vorstehenden so ausführlich behandelt, nur um erkennen zu lassen, daß Grillparzer auch des lyrischen Tones mächtig ist. Aber klingt dieser Ton nicht auch schon aus den Dramen? Wer die „Ahnfrau“, „Sappho“ oder „Hero“ liest, wird ihn gar oft

sehr mächtig vernehmen. Auch in anderen Dramen hören wir ihn. Und doch sagt Grillparzer von sich selbst, Lyriker sei er nicht, und wenn man mich nicht mißverstehen will, gebe ich ihm in diesem Urtheile ganz Recht. Grillparzer konnte den lyrischen Ton anschlagen, wenn er in der Begeisterung des dichtenden Dramatikers aus der Seele eines Anderen sang. Grillparzer arbeitete oft überraschend schnell, aber nicht leicht. Wenn er an seinen Dramen schrieb, glich er einem Menschen, in dem ein Dämon steckt. Diese dämonenhafte Begeisteruug hob ihn dann hinweg über die ihm sonst gesetzte Beschränkung. Seine Begeisterung war dann auch so nachhaltig, daß er, wie wir schon wissen, selbst im Vorzimmer des Polizei-Präsidenten dichten konnte, wenn ihn dieser sozusagen peinlich verhören wollte. Mit jeder echten Begeisterung geht es auch anderen Sterblichen ganz ebenso; sie müssen ihr folgen, ob sie wollen oder nicht. Etwas ganz Anderes aber war es bei Grillparzer, wenn er unabhängig von dramatischem Schaffen aus sich heraus ein Lied schreiben sollte. Da fand er den Ton der Anmuth und Lieblichkeit nur in besonders guten Stunden, und diese kamen leider nicht immer. Für gewöhnlich gelang ihm das lyrische Gedicht nicht so, daß man ihn auch dann unter die ersten deutschen Dichter zählen würde, wenn er nur seine „Gedichte" geschrieben hätte. Das lyrische Gedicht, das Lied, verlangt ein Herauskehren des inneren Ichs. Was in der tiefsten Tiefe des eigenen Herzens empfunden wird, soll der Lyriker in Worte, ich möchte sagen, in Töne kleiden, die das Empfundene einfach, wahr, natürlich und edel wiedergeben, damit es nachempfunden werde von Anderen. Wir wissen aber, daß Grillparzer's Inneres für alle übrige Welt etwas strengstens Verschlossenes war. Auch nicht der leiseste Finger durfte hineinrühren, auch nicht das wohlwollendste Auge durfte hineinsehen. Diese Verschlossenheit hatte das Gute, daß alles, was Grillparzer

ſchrieb, ſein ureigenſtes Eigenthum war. Sie hatte aber auch ihre unverkennbar ſchlimme Seite. Freundesrath hätte ihn vor manchem Mißgriffe warnen und die ihm ſchmerzlichen Folgen des Mißgriffes abwenden können. Dieſe Abgeſchloſſenheit war es auch, die Grillparzer hinderte, gar manchem Lyriker, der jetzt als ſolcher hoch oben unter den erſten ſteht, den Vorrang ſiegreich zu entreißen. Damit will ich nicht im Entfernteſten ſagen, daß Grillparzer als Lyriker niedrig ſtehe. Die große Maſſe im ſingenden Deutſchland und auch die der verſificirenden Oeſterreicher überragt er auch als Lyriker, aber der Lyriker in ihm iſt bei weitem nicht ſo bedeutend, wie der Dramatiker.

Mit der geſchilderten Eigenthümlichkeit mag es einigermaßen zuſammenhängen, daß Grillparzer von dem deutſchen Volksliede niemals mit beſonderer Verehrung und manchmal wohl gar mit einer gewiſſen Verachtung ſpricht. Ich würde ihm auch in dieſer Beziehung Recht geben, wenn er nur das Schlüpferige, Lascive, Frivole, Wüſte und Schmutzige, das im Volksliede nicht ſelten vorkommt, ihn aber widerte, hätte verdammen wollen. Mir ſcheint es aber, Grillparzer habe auch den Ton des Volksliedes nie recht anerkennen wollen, alſo gerade das, was vielleicht die lieblichſte und reizendſte Seite unſerer Lyrik iſt. Wie könnte ich doch das unausſprechliche Etwas, die tönende Seele, die aus dem Liede ſpricht, hier gleich aller Welt erkennbar machen? Die Aufgabe iſt ſchwer. Wer aber Sinn für Lyrik hat, der weiß ſchon, was ich meine, wenn ich an

„Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abſchied nehmen;“

an:

„Es ſteht ein Baum im Odenwald,“

oder an Goethe's:

„Ueber allen Wipfeln
Iſt Ruh',“

erinnere. Gerade Letzteres ruft mir eine Erfahrung in's Gedächtniß zurück, die man kaum für möglich halten sollte. Ein gefeierter Componist Oesterreichs hat mir einst das offene Geständniß abgelegt, das citirte Goethe'sche Liedchen und alles Aehnliche seien ihm unverständliches Zeug, für das ihm jeder Sinn und aller Geschmack fehle. Der Componist muß aber doch auch poetisch veranlagt sein. Wenn nun trotzdem einem solchen ein Theil des poetischen Verständnisses so sehr abgeht, wie das erwähnte Beispiel erkennen läßt, könnte da nicht auch vom großen Grillparzer gesagt werden, das Geheimniß der Lyrik sei bis zu einem gewissen Grade, allermindestens zeitweilig, seinem Bewußtsein entrückt gewesen, indem die dramatische Veranlagung alles Andere überwucherte? Nicht für immer, denn gar nicht selten war es schon sein eminenter Verstand, der ihn zum Rechten und Schönen auch in der Lyrik hinführte. Ueberhaupt scheint mir, Grillparzer habe seine „Gedichte" weit mehr mit seinem Verstande, als mit seinem Herzen, allermindestens unter stark hervorragender Mitbethätigung seines Verstandes geschaffen. Man muß ihn deshalb in seiner Lyrik vorzugsweise als Verstandsdichter betrachten und wird sich dann auch nicht mehr wundern, wenn man hiernach findet, daß das entschieden Beste von seinen lyrischen Sachen die Epigramme und Sinngedichte sind, in denen sein Verstand leuchten und blitzen und sein Witz sprudeln konnte. Sebastian Brunner freilich, der in Wilhelm Lindemann's „Geschichte der deutschen Literatur" der genialste Satyriker und geistreichste Humorist der modernen Zeit genannt wird, ist der Meinung, Grillparzer's Witz sei nur ein erkünstelter gewesen, und die Vorlesung der Epigramme, in der sich unser Dichter zuweilen gefallen habe, sei von den Hörern nicht selten als recht langweilig empfunden worden. Brunner hat eine solche Vorlesung bei der Gräfin Flora Fries, einer geborenen Pereira, mit angehört, und als die

Gräfin, die vom Witze Grillparzer's auch nicht sehr erbaut war, nach dem Weggehen des Dichters an Brunner die Frage richtete, was er während des Vorlesens gedacht habe, antwortete der Befragte, er hätte aus Desperation an der Wand hinaufklettern mögen. Man wird dabei aber nicht vergessen dürfen, daß es mit dem Witz eine ganz eigene Bewandtniß hat. Bei dem einen Zuhörer zündet, was den andern kalt läßt; und bei so verschiedenen Naturen, wie Grillparzer und Brunner, mag es schon gar leicht vorkommen, daß dem Einen stumpf erscheint, was der Andere spitz findet. Beide Antipoden, Brunner und Grillparzer, haben sich übrigens, wenn sie einander in der Gesellschaft begegneten, sehr gut vertragen, wie sich insbesondere in der Freude offenbarte, in der sie Ein Herz und Eine Seele waren, als sie eines Tages an einem und demselben Diner als Gäste theilgenommen hatten, beim gleichzeitigen Weggehen die Ueberzieher verwechselten und vor der Hausthüre die beglückende Entdeckung machten, die Röcke gegenseitig wieder umtauschen zu können, ohne erst wieder zwei Treppen hoch emporklettern zu müssen.*)

In der Cotta'schen Gesammtausgabe von 1872 sind, da eine chronologische Ordnung undurchführbar erschien, die Gedichte Grillparzer's unter den folgenden vier Rubriken zusammengestellt:

Leben und Lieben. Vierzig Einzelgedichte und achtzehn Gedichte mit der gemeinsamen Ueberschrift: Tristia ex ponto.

Poesie und Musik. Neunundzwanzig Einzelgedichte.

Heimat und Fremde. Vierzehn Einzelgedichte, darunter zwei Nachrufe.

*) Weil oben doch von Grillparzer's Witz die Rede ist, so sei hier beiläufig bemerkt, daß, wie Wurzbach berichtet, das bekannte Wortspiel: Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft, von unserem Freunde herrühren soll.

Vermischte Gedichte. Sechsundzwanzig einzelne Gedichte, drei Gedichte mit der gemeinsamen Ueberschrift „Politische Fabeln" und vierundzwanzig Stammbuchblätter.

Nicht gezählt habe ich hierbei die Sinngedichte und Epigramme, von denen ein Theil jedem der vier genannten Abschnitte angehängt, beziehungsweise eingeschaltet erscheint; im Ganzen fast vierthalbhundert Stück, weitaus die meisten vierzeilig, einige auch nur zweizeilig, sehr wenige von größerem Umfange.

Der ersten Rubrik ist das schöne Motto vorausgesetzt:

„Tadle mich nicht, ich thu's schon selber;
Lobe mich nicht, denn es beschämt mich.
Nimm's wie ein wirkliches Leben an
Und leb' es mit, wie ich es gethan."

Wir hätten also doch, wenigstens in einem Theile seiner Gedichte, ein Stück eigenes Leben vor uns, ein Dichterleben, von dem er in seinem Abschiede von Gastein so schön sagt:

„Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einem Male strahlend sich verklärt,
Rings hörst Du der Verwund'rung Ruf erschallen
Und jedes Aug' ist staunend hingekehrt;
Indeß in dieser Flammen glüh'ndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt ...
Der Dichter so!"

Zu recensiren unterlasse ich. Es liegt mir das fern bei diesen und ebenso bei den folgenden Citaten. Ich denke an das oben mitgetheilte Motto und bringe aus dem ersten Abschnitt nur noch zwei sehr kleine, aber schöne Proben. Ein Gedichtchen mit der Ueberschrift „Kuß", das ich jedem Kußlustigen wärmstens zu strenger Beachtung empfehlen möchte, lautet so:

„Auf die Hände küßt die Achtung,
Freundschaft auf die offne Stirne,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Sel'ge Liebe auf den Mund;
Auf's geschloss'ne Aug' die Sehnsucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Alles Weitre Raserei."

Und nun nur noch die drei ersten Strophen von „Ohne Heim". Ich will bei dieser und den folgenden Proben auch zeigen, daß Grillparzer nicht immer bloßer Verstandeslyriker ist, sondern sich sehr oft auch als echten Gefühlslyriker zu geben weiß. Also, man höre:

„Wenn der Vogel singen will,
Sucht er einen Ast;
Nur die Lerche trägt beim Sang
Eigene, leichte Last.

Doch der Fink, die Nachtigall,
Selbst der munt're Spatz
Wählen, eh' die Kehle tönt,
Für den Fuß den Platz.

Gebt mir, wo ich stehen soll,
Weist mir das Gebiet
Und ich will Euch wohl erfreu'n
Noch mit manchem Lied."

Die Menschen aber meinen, der Dichter sänge wie die Lerche und lebe von der Luft. Wenn er dann todt ist, setzen sie ihm ein Denkmal und schmücken das Haus, in welchem er gewohnt hat, zu Ehren des Hausherrn mit des Dichters Büste. Auch ihn, den Dichter, so sagt Grillparzer selbst, „vergolden sie am Ende ganz, nichts ausgenommen als — die leeren Taschen".

Im zweiten Abschnitte „Musik und Poesie" finde ich die folgende, dem Euripides in den Mund gelegte Mahnung,

die Grillparzer 1844 an die Berliner richtete, die aber werth wäre, auch noch anderwärts als in Grillparzer's eigenem Namen Gesprochenes beherzigt zu werden:

„Seid Ihr so arm in Eurem eig'nen Haus,
Daß Ihr Geräthe borgt aus fremden Fernen?
Spricht das Gefühl nicht eig'nen Inhalt aus,
Wie soll's im fremden sich zu finden lernen? ...

Wenn anders ich in meinen Tagen sang,
Als Aeschylos, erreichbar wohl für Keinen,
War's, weil ein and'res Echo mir erklang
Aus meiner Hörer Brust als ihm aus seinen.

Und Ihr nach zwei Jahrtausend Zwischenraum
Das Widerspiel von meines Volkes Leben,
Wollt', was das Wissen Euch verdeutlicht kaum,
Dem Mitgefühl als reiche Nahrung geben? ...

Wer Leben schafft, das seiner Zeit gehört,
Wär's auch im Raum und durch die Zeit begrenzter,
That mehr, als wer zum Sabbath aufbeschwört
Die Schatten von Gespenstern für Gespenster."

Die Perle des folgenden Abschnittes, „Heimat und Fremde" ist Grillparzer's berühmtes Radetzkylied:

„Glückauf, mein Feldherr, führe den Streich!"

Was hat man darüber geschimpft im Jahre 1848! Doch es sei ferne von mir, auf Diejenigen, die damals Zeter schrieen, Steine zu werfen. Das Jahr 1848 ist ja auch, und zwar mindestens zur Hälfte, auf Rechnung Derer zu setzen, die vor diesem Unglücksjahre an den Staatsrudern saßen. Wir alle haben deshalb, wie König Matthias, „mea culpa!" zu sagen. Doch mit der Zeit hat sich ja auch das Urtheil über das Radetzkylied geändert, das heute für jeden ehrlichen Oesterreicher ein begeisterungsvoller und Begeisterung erweckender Kampfesruf ist. Und mehr noch eine Mahnung zur Einigkeit, denn auch heute noch müssen wir es als wahr erkennen, was schon damals wahr gewesen:

„Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen."

Aber, so Gott will, können wir doch in Zukunft jedem Feldherrn unseres Kaisers den Ruf entgegenjauchzen:

„In Deinem Lager ist Oesterreich!"

Wunderbar lieblich, mit Goethe's „Ueber allen Wipfeln" vergleichbar, ist das folgende „Lied" aus dem vierten Abschnitte:

„Ruhe umhüllt
Mit säuselndem Flügel
Thäler und Hügel,
Selige Ruh'.

Und dem Schlummer,
Dem lieblichen Kinde,
Leise und linde
Flüstert sie zu:

Weißt Du ein Auge
Wachend im Kummer,
Lieblicher Schlummer
Drücke mir's zu!" ...

Einige Proben aus den Sinngedichten und Epigrammen werde ich nun aber auch noch geben müssen, trotz Sebastian Brunner's so wegwerfendem Urtheil, und beginne mit den rührenden zwei Zeilen, in denen Grillparzer sich selbst ironisirt:

„Gescheidt gedacht und dumm gehandelt,
So bin ich mein' Tage durch's Leben gewandelt."

Sein Trost war:

„Esel schätzt man nach den Säcken,
Aber Renner nach dem Lauf."

Eine goldene Wahrheit für uns alle sind dann die folgenden Verse:

„Glaubt Ihr, man könne kosten vom Gemeinen?
Man muß es hassen oder ihm sich einen."

Wie grob er ſein konnte, zeigen die Verſe, in denen er ſeine Kritiker „gehörntes Vieh“ nennt, das dumpf ſeine Blumen als Gras freſſe. Aber nicht ſelten wird ſeine Grobheit faſt noch derber. Den modernen Aufklärichtzum Beiſpiel fertigt er ſo ab:

„Laßt mich mit Eurem Publicum
Und Euren gebildeten Leuten;
Sonſt waren nur immer die Dummen dumm,
Jetzt ſind es auch die Geſcheuten.“

Vor denen aber, die unter der Fahne ſogenannter Volksthümlichkeit die Poeſie in den Koth ziehen, warnt er mit den treffenden Worten:

„Bleib' nur der alten Kunſt getreu,
Sie iſt zu allen Zeiten Eine;
Wer ſich unter die Volksthümlichen miſcht,
Den freſſen die patriotiſchen Schweine.“

Denen, die unſern Dichter in ihr politiſches Treiben zerren wollten, die Einen in ihrem extremen Unverſtand zu weit nach links, die Anderen in gleicher Weiſe zu weit nach rechts, gibt er die ſehr richtige Antwort:

„Als liberal einſt der Verfolgung Ziel,
Jetzt nennt der Freiheitstaumel mich ſervil;
Nicht hier, nicht dort in den Extremen zünftig —
Ich glaube faſt, ich bin vernünftig.“

Als er 1849 mit dem Leopoldsorden decorirt wurde, ſagte er von dieſem gar ſchön:

„Mich mahnt er als eine Cocarde,
Daß ich des Kaiſers bin!“

Den Chriſtusleugner Strauß fertigt er, wie folgt, ab:

„Was machſt Du, Freund, ſo viel Spectakel,
Kehrſt uns den Glauben um nach neuer Regel?
Ich mindeſtens glaube lieber zehn Mirakel,
Als Einen Hegel.“

Den Extrem-Nationalen aber und den gewissen Materialisten sagt er:

„Der Weg der neuen Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Bestialität."

Und unseren modernen Liberalen, deren Stärke die Phrase und leere Versprechungen sind:

„Die Henne erhebt ein groß' Geschrei
Bei jedem gelegten wirklichen Ei;
In Oesterreich aber lärmen die Schreier
Schon über ungelegte künftige Eier."

Gar nicht gut ist er auf die Magyaren zu sprechen. Man könnte fast meinen, er habe das wüste Lärmen schon mitangehört, das in letzter Zeit die extreme Linke im ungarischen Parlament erhoben. Er schreibt nämlich:

„Stets gährend und nie ausgegohren,
Bracht' Euch der Fortschritt wenig Frommen;
Die Tugenden der Wildheit habt Ihr verloren
Und die der Bildung noch nicht bekommen."

Daß Grillparzer auf Concordat, Jesuiten und Anderes der Art nicht gut zu sprechen war, können wir uns schon denken. Er war eben — der Sohn seiner Zeit und der alten josefinischen oder nachjosefinischen Aufklärung. Umsomehr überrascht es uns, daß er den schiefen Urtheilen, welche einst durch die politische Aufklärung colportirt wurden oder noch werden, scharf entgegentritt. So z. B. in dem folgenden unbedingt richtigen Urtheil über den deutschen Bund:

„Der deutsche Bund war nicht schlecht von Haus,
Gab auch Schutz in jeder Fährlichkeit,
Nur setzt' er etwas Altmodisches voraus:
Die Treue und die Ehrlichkeit."

Nach alledem nur noch Eines und damit möge es an dieser Stelle genug sein:

„Ein Dummkopf bleibt ein Dummkopf nur,
Für ſich, im Feld und Haus;
Doch wie Du ihn zu Einfluß bringſt,
Wird gleich ein Schurke draus.“

Aengſtliche Gemüther mag ſolche Derbheit ſchrecken, und wenn man ſich eine Vorſtellung von der äußeren, nichts weniger als imponirenden Erſcheinung des Dichters macht, die man erſt zu beachten pflegte, wenn man hörte, das iſt Grillparzer, ſo glaubt man unwillkürlich vor einem großen Contraſte zu ſtehen. Aber auch die Derbheit, die aus den citirten Sentenzen ſpricht, gehörte zum Weſen unſeres Dichters und durfte daher hier nicht ohne Ausdruck bleiben.

Was die Form der Grillparzer'ſchen Verſe anbelangt, ſo iſt die Sprache, wo der Dichter nicht abſichtlich derb ſein will, durchaus edel, wohlklingend und ihr Rhythmus ein leichter und fließender, obgleich, vielleicht gerade weil Grillparzer niemals eine deutſche Metrik ſtudirt hat; denn auf dem Gebiete der letzteren, die erſt in neuerer Zeit in vernünftige Bahnen eingelenkt hat, wurde heillos viel Unſinniges geleiſtet und heute noch gibt es deutſche Poeten, die ſich ſelbſt einbilden, Quantitätsverſe zu ſchreiben, obgleich dieſe der deutſchen Sprache vollſtändig fremd ſind.*) Der deutſche Versbau beruht, wie noch Opitz gelehrt hat, aber nach ihm vergeſſen wurde, einzig und allein auf „den accenten und dem thone“, d. h. der neue deutſche Vers iſt feſte Regelung des Wechſels ſtärker und ſchwächer betonter Silben, wenn man will: betonter und unbetonter Silben, nur muß man dann wiſſen, daß auch die unbetonte Silbe nicht abſolut tonlos ſein kann, daß Stärke und Schwäche des Tones etwas Relatives und nicht ſo ganz Einfaches ſind, wie Derjenige

*) Auch Hamerling gehörte zu den deutſchen Quantitätsmetrikern, beziehungsweiſe zu ihren Schülern. Seine syllaba anceps hat ihm darum auch manch böſen Streich geſpielt.

meinen mag, der über die Sache noch nicht nachgedacht hat. Wenn wir von deutschen Jamben (⏑ –), deutschen Trochäen (– ⏑) und deutschen Dactylen (– ⏑ ⏑) sprechen, so haben wir uns darunter nicht eine kurze und darauffolgende lange, nicht eine lange und darauffolgende kurze und nicht eine lange Silbe mit zwei darauffolgenden kurzen zu denken, sondern eine schwach betonte Silbe mit folgender stark, beziehungsweise stärker betonter Silbe, eine stark betonte Silbe mit darauffolgender schwach, beziehungsweise schwächer betonter Silbe, beziehungsweise eine stark betonte Silbe mit zwei darauffolgenden schwach betonten Silben. Nun aber hat die deutsche Sprache das Eigenthümliche, daß sie mehr als zwei gleichmäßig schwächst betonte Silben nicht ertragen kann. Im Worte „Blume" ist nur die zweite Silbe schwach betont, sagen wir der Kürze halber tonlos. In den Worten „Blühendes Land" sind die beiden Mittelsilben (die zweite und dritte) tonlos. In dem Worte „Gefild" ist die erste tonlos. Stelle ich die Worte nun so: „Blühende Gefilde", so ist hier *an sich betrachtet* die zweite, dritte und vierte Silbe tonlos, aber weil das die deutsche Sprache nicht erträgt, so wird hier die *dritte*, an und für sich tonlose Silbe *de* doch vor der zweiten und vierten so hervorgehoben, daß sie Trägerin der Tonhebung des Verses sein kann und so in den Worten „Blühende Gefilde" der Rhythmus – ⏑ – ⏑ – ⏑, d. i. trochäischer Rhythmus, entsteht. Die Frage, *wann* so eine an sich tonlose Silbe zur betonten wird, läßt sich mit aller Sicherheit beantworten, die diesbezüglichen Regeln zusammenzustellen, gehört aber nicht hierher und ist vielmehr ein sehr umfassendes und difficiles Capitel einer vernünftigen deutschen Metrik. Es ist nicht absolut nothwendig, daß auch der Dichter dieser Regeln sich bewußt sei; er muß aber ein so feines Gehör für die Sprache haben, daß ihm das Ohr die Regeln der Metrik ersetzt. Und Grillparzer hatte dies

Ohr, das ihn zumeist richtig führte, aber irregeführt wurde auch er, sogar sehr oft.

Für diejenigen, die ein Interesse an richtiger deutscher Metrik haben, sei hier nur noch dies gesagt: Wenn ich die folgenden Worte zusammenstelle: List, Neid, Haß, Mord, so sind das vier gleichbetonte, hochtonige Silben, im Gegensatze zu anderen, die man je nach ihrer Art mitteltonig oder tonlos nennen kann. Die vier Worte sind aber nach heutiger Anschauung vom deutschen Versbau kein Vers, sondern reine Prosa; und wenn ich einen deutschen Hexameter mit diesen vier Worten beginnen möchte, so würde ich den hexametrischen Rhythmus kaum herausbringen, obgleich der Hexameter im Griechischen und Lateinischen nach dem Schema ´ – ⏑ – beginnen kann. Der deutsche Vers von heute verlangt eben unbedingt einen Wechsel des Tones. Wenn nun der gefeierte Verskünstler Platen schreibt:

„Hast Du Capri gesehen und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad als Schiffer besucht" ꝛc.,

so läßt man „Hast Du" wohl als Spondeus (´ –) gelten, weil uns die Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache zu dieser Concession zwingen; in Wahrheit aber ist „Hast Du" nur Trochäus (´ ⏑), ganz wie in

„Hast Du keine Rose mehr,
Frühling, mir zu bieten?

Denn wäre „Hast Du" in Wahrheit Spondeus, oder „auch Spondeus", so müßte ich ja auch in dem Platen'schen Hexamer die beiden ersten Worte umstellen und mit „Du hast" beginnen können. Jedermann fühlt aber sofort: „Du hast" ist nicht Spondeus (´ –), sondern einfachster Jambus wie in

„Du hast die schönsten Augen",

dessen unverkennbarer Rhythmus der ist: ⏑ ´ ⏑ ´ ⏑ ´ ⏑
Ich kann aber, und das ist das hier Entscheidende, die Worte „Du hast" sofort zum Spondeus, beziehungsweise Trochäus

umwandeln, wenn ich mir einen solchen Gegensatz construire, durch welchen ein besonderer Ton auf das „Du" fällt, den es an sich nicht hat. Ich kann also schreiben:

„Du hast Capri geseh'n, ich Aermster beweine der Scholle Bleierne Haft."

Nur ist jetzt umgekehrt „hast" eine schwächer betonte Silbe geworden und mein Vers beginnt eigentlich trochäisch, ganz wie der Platen'sche. Kann man diese Abweichung von der griechischen oder römischen Analogie denn niemals verhüten? Es ginge das sehr leicht, wenn man alle deutschen Hexameter nur nach diesem Schema

– ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪

bilden möchte, aber dieser constant hüpfende Tact würde diese Verse unerträglich machen. Man kann auch mitunter Eine betonte Silbe in die Thesis (an die Stelle der beiden kurzen) bringen, z. B.:

„Hochaufschäumender Strom, zornmüthige Geister der Tiefe!"

Hier haben wir in den gesperrten Worten etwas dem Spondeus des griechischen oder lateinischen Hexameters ganz Analoges. Ich könnte vielleicht sagen: einen deutschen Musterhexameter. Allein die Bildung gerade solcher Hexameter ist nicht gar leicht und ihre gesuchte Nachahmung würde zu sprachlichen Härten führen. Um diese zu vermeiden, tolerirt man lieber (und thut wohl daran) Spondeen, wie „Hast Du", die eigentlich nur Trochäen sind. Nur sollte man in dieser Duldung nie so weit gehen und als Spondeen solche Worte verwenden, deren zweite Silben, etwa als bloße Fexionsendung, vollständig werthlos ist. Wenn ich sage:

„Wonneverheißender Mai",

so ist dieser Hexameteranfang tadellos. Sage ich aber:

„Wonne spendender Mai",

so ist dieser Anfang streng zu tadeln, weil „Wonne“ viel zu viel nur Trochäus ist, als daß es auch nur entfernt den Eindruck des Spondeus zu machen vermöchte.

Grillparzer hat nur sehr wenige Hexameter geschrieben, aber wenn er einen so entschiedenen Trochäus wie „Wonne“ selbst an derjenigen Stelle des Hexameters (an der fünften) anwendet, wo regelmäßig der Daktylus (– ∪ ∪) stehen soll und nur ausnahmsweise der Spondeus gestattet ist, so sollte sein dort gebrauchter Spondeus auch das sein, was er vorstellt, oder mindestens etwas dem Spondeus Nahekommendes. Grillparzer schreibt aber:

„Freundlich sei mir gegrüßt, polarischer Feuerländer!
Dir auch töne mein Gruß, du herrlicher Maler-Torso.“

Die gesperrten Worte aber als Spondeen (– –) zu gebrauchen, obgleich sie die ausgesprochensten Trochäen sind, ist eine metrische Freiheit, die zu weit geht, weil sie Regellosigkeit ist.

Auch seine Hexameter:

„Sage, was stört Deine Ruh', o Schatten des göttlichen Goethe“,

in welchem das „Deine“ als Doppelkürze (∪ ∪) gebraucht ist, oder gar:

„O wie so gerne, Jean Paul, pflück' ich Deine herrlichen Früchte“,

wo mir „ich Deine“ ein – ∪ ∪ sein zu sollen scheint, und noch mehr der folgende Hexameter:

„Gleich dem schaffenden Geist kannst Du blitzen und donnern und regnen“,

in welchem die gesperrten Worte ebenfalls ein – ∪ ∪, also „kannst“ eine kurze, beziehungsweise tonlose Silbe sein soll, sind entschieden zu tadeln.

Dagegen finde ich es kaum der Rede werth, daß Grillparzer mitunter auch sonst in jambischen Versen anstatt des

Jambus einen Trochäus bringt, oder in trochäiſchen einen Jambus anſtatt des Trochäus. Auch andere Dichter nehmen ſich, bewußt oder unbewußt, dieſelbe Freiheit. Wenn z. B. die Droſte-Hülshoff in einem jambiſch ſein ſollenden Gedichte, und zwar in dem Versrhythmus von

∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ —

zu ſchreiben ſich erlaubt:

„Ich ſchlafe nicht, Rainer, komm' her, komm' her!"

ſo iſt „Rainer" ein zweifelloſer Trochäus, aber an der Stelle eines Jambus verwendet. Ebenſo ſind die Worte „Will ich" in den folgenden Platen'ſchen Verſen:

„Beim großen Carl in Aachen
Will ich beſtattet ſein",

ein zweifelloſer Trochäus, der an der Stelle eines Jambus ſteht. Dasſelbe gilt von dem Worte „aufhört" in den Rückert-ſchen Verſen:

„Wen keine Luſt verſtört, wen keine Luſt bethört,
Erlangt die höchſte Luſt, wenn alle Luſt aufhört",

wo man höchſtens verſucht ſein könnte, ſtatt von einem Tro-chäus von einem Spondeus zu reden. In den folgenden Verſen von Bodenſtedt aber:

„Deines Haupts ein leiſes Schütteln
Dröhnt tief bis zur Erde Schoß",

können die Worte „Dröhnt tief" wegen des vorwiegenden Tones, der auf „tief" liegt, wohl als ein Jambus gelten, nimmermehr aber für den vom Versrhythmus verlangten Trochäus. Ich wiederhole, daß ich gegen ſolche, auch bei Grillparzer ſehr zahlreich vorkommende metriſche Freiheiten, wenn ſie nicht übertrieben werden, nichts einzuwenden habe; nur ſollen mir dann nicht die deutſchen Quantitätsmetriker kommen und mir den Jambus zum Trochäus oder den Tro-chäus zum Jambus machen.

Grillparzer als Erzähler.

Poesien im weiteren Sinne des Wortes sind auch die beiden Erzählungen Grillparzer's: „Das Kloster bei Sendomir", eine rasch hingeworfene Novelle, die sich Schreyvogel 1828 für die „Aglaja" gewünscht hatte, und „Der arme Spielmann", eine Erzählung, welche 1848 in dem Mailath'schen Taschenbuche „Iris" erschien. Die werthvollere ist zweifellos die letztere. Aber auch die erstere ist sehr spannend geschrieben und hat folgenden Inhalt:

In der Zeit Johann Sobiesky's ritten zwei Deutsche, die eine Sendung nach Warschau hatten, durch die Woiwodschaft Sendomir und übernachteten in einem Kloster, das noch ein neuer Bau war, aber ein solcher von alterthümlichen Formen. Als sie in dem ihnen angewiesenen Raume beim Weine saßen, trat ein eigenthümlich aussehender Mönch in stark abgetragener Kutte in ihr Zimmer, um Feuer bei ihnen anzumachen. Einer der Deutschen fragte ihn, wie alt der Bau sei. „Drei, nein dreißig Jahre", war die Antwort. „Und wie hieß der fromme Stifter?" Da stieß der Mönch — der niedrigste Bruder des Ordens — ein Hohngelächter aus und verschwand. Nachher aber kam er wieder und war zur Antwort bereit, damit er nicht wieder gescholten werde, wenn sich die Fremden über seine Unhöflichkeit beschweren würden. Und nun erzählte er:

Dort, wo der Mondschein um den Thurm spielt, wohnte einst Graf Starschensky in seiner Stammburg. Er war ein stiller, mit sich selbst zufriedener Mann. Einst kam er nach Warschau und als er Abends durch die Straßen schritt, vernahm er den Hilferuf einer weiblichen Stimme. Die Bittende flehte für ihren armen Vater, den Staroſt von Laschek, der sich einst in verbotene Verbindungen eingelassen hatte und deshalb mit Confiscation seines Vermögens bestraft worden

war, während man ſeine beiden Söhne und ſeine Verwandten in die Verbannung geſchickt hatte.

Graf Starſchensky ließ ſich zu dem Kranken führen. Er trat in ein niederes Haus und durchſchritt einen dunklen Gang. Das Mädchen, das ihn angeſprochen hatte, führte ihn, und als er ſo ihre warme Hand fühlte, entſtanden Empfindungen in ihm, die ihm bis dahin unbekannt geweſen waren. Drinnen in dem Zimmer, das nur matt erhellt war, ſah er, daß Elga, ſo hieß das Mädchen, ſchön ſei, und er kam fortan öfter, ſorgte für den Kranken, miethete ihm eine entſprechendere Wohnung und raſtete auch nicht eher, als bis er für ihn und für die Söhne und Verwandten Begnadigung erwirkt hatte. Aber nun kamen neue Sorgen. Der Staroſt war von früher her verſchuldet, die Gläubiger, die ihn wieder im Beſitze eigenen Grundes und Bodens ſahen, drängten, und auch für deren Befriedigung ſorgte Starſchensky.

Natürlich warb er mit alledem auch um Elga's Herz und ſchien Erhörung zu finden. Doch war ſie auch manchmal düſter und nachdenkend, als ob geheimer Kummer auf ihr laſte. Wenn er unerwartet eintrat, hörte er auch wohl derbe Scheltworte des Alten. Als die Brüder der Elga aus der Verbannung zurückkehrten und mit ihnen ihr Vetter Oginsky, fiel es dem Grafen auf, daß ſich Elga kaum zu freuen ſchien und gegen Oginsky ſogar ſehr abſtoßend war, ſo daß Letzterer eines Tages verſchwand und von da an unſichtbar blieb.

Der Graf trat nun endlich mit ſeinen Bewerbungen hervor und Elga ſank ſchamerröthend und ſprachlos in ſeine Arme. Die Vermählung wurde gefeiert und überglücklich nahm der Graf an den Feſtlichkeiten der Hauptſtadt theil, in denen Elga ganz ſelig war.

Starſchensky kannte am Schluſſe des erſten Jahres ſeiner Ehe nur Eine Sorge: Noch fehlte ihm die Hoffnung auf Nachkommenſchaft. Aber auch noch eine andere Wahr-

nehmung drängte sich auf: Er hatte seinen Schwägern gar zu freigebig seine Casse zur Verfügung gestellt und diese hatten so tief hineingegriffen, daß es unerläßlich für ihn war, sich auf seine ländlichen Besitzungen zurückzuziehen, um das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wieder herzustellen. Aber auch in diese Nothwendigkeit, die ihn Elga's wegen schreckte, fügte sich diese mit Freudigkeit.

Frühling und Sommer verstrichen dann auf dem Lande und Elga genas eines Töchterleins.

Um diese Zeit starb der alte Laschek und es zeigte sich wieder, daß er abermals schwer verschuldet war. Für Elga's Brüder war das um so bedenklicher, als sie durch Testament verpflichtet waren, eine bedeutende Summe an Vetter Oginsky abzugeben, der zwar unsichtbar blieb, aber doch Mittel fand, sein Geld zu beheben. Die Brüder wollten wieder Hilfe vom Grafen, aber jetzt war es Elga, welche dieselben mit aller Entschiedenheit abwies.

So vergingen zwei oder drei Jahre und Elga's Töchterlein entwickelte sich zu des Grafen Freude gar lieblich, aber gleichsam als Contrast der Mutter. Hatte diese tiefschwarze Haare und Brauen, aber blaue Augen, so hatte die Kleine goldblonde Locken und tiefschwarze Augen. Die rothen Lippen des Kindes und der Mutter aber schwellten in gleicher Anmuth. Der Graf lebte nur für Weib und Kind und in der fröhlichen Sorge für Verbesserung seiner Güter.

Sein alter Hausverwalter schien aber doch schwer bedrückt zu sein und folgte seinem Herrn nur tieftraurig bei Begehung der Fruchtscheuern, der Saatfelder und Holzschläge. Endlich aben faßte er sich ein Herz und beschwor seinen Herrn, zu dessen höchster Ueberraschung, sich nicht in's Unglück zu stürzen. Seine Schwäger zettelten gewiß wieder Verderbliches, und daß dann auch der Graf mit ihnen verloren sei, ergebe sich ja aus den nächtlichen Besuchen, die der Bote und Ver-

traute der Brüder im Schlosse beim Grafen mache. Das war eine Sache, welcher man auf den Grund sehen mußte.

Als nun bald nachher Graf Starschensky nach einer entfernt gelegenen Besitzung ritt, keuchte der alte Gutsverwalter hinter ihm her und meldete, der nächtliche Besucher sei schon wieder in der Nähe des Schlosses gesehen worden. Nun wurden die Pferde umgewendet. In der Nähe des Schlosses stiegen der Graf und der Verwalter ab, um durch Busch und Gestrüpp zu einer Warte zu gelangen, in deren Nähe der Unbekannte wiederholt bemerkt worden war. Der Graf sah Licht. Als er aber die Warte erreichte, war Alles dunkel und die Thüre der Warte unverschlossen, was nicht sein durfte.

Der Graf athmete aber doch leichter und schritt vor in der Richtung nach dem Schlosse. Er hatte Verdacht gegen sein Weib geschöpft, empfand dies nun aber schon als ein Vergehen, das er ihr durch verdoppelte Zärtlichkeit abbitten müsse. Da zeigt der Verwalter dem Grafen eine Männergestalt, die nach dem Schlosse hinschleicht. Mit gezücktem Säbel stürzt der Graf auf sie los, die Gestalt aber verschwindet. Der Graf will ihr folgen, da erblickt er Dortka, der Gräfin Kammermädchen, an einer sonst verschlossenen Pforte, deren Schlüssel in seiner Verwahrung war. Ein Geständniß ist aber vom Mädchen nicht zu erpressen, und als er sie zur Gräfin schleppt, erscheint diese ruhig, kalt und fast theilnahmslos. Eines aber verweigert sie: Die sofortige Entlassung des Mädchens.

Am anderen Morgen bittet dies um Verzeihung; es habe sich bei dem gestrigen Ereignisse nur darum gehandelt, daß sie ihren Geliebten heimlich bei sich habe empfangen wollen.

Der Graf suchte nun die Sache zu vergessen und trat einige Tage später bei seiner Gattin ein. Diese aber war im

Bade und nur das Kind fand er in einem Zimmer am Boden sitzen. Es hatte nach Kinderart einen ihm erreichbaren Tischteppich erfaßt und so diesen und ein Schmuckkästchen herabgezogen, das vom Falle aufgesprungen war. Indem er sich bemühte, die Schmucksachen wieder hineinzulegen, sieht er, daß der Deckel des Kästchens ein geheimes Gefach hat, das auch Schaden gelitten hatte, so daß ihm aus demselben das Bild eines Mannes in die Hand fällt, den er entsetzt anschaut; denn er sieht hier die blonden Locken, die tiefschwarzen Augen, ja alle Züge seines Kindes und ruft: „Oginsky!"

Das Bild nahm der Graf zu sich und reiste nach Warschau. Dort entdeckte er jetzt, Elga habe schon früher in Beziehungen zu Oginsky gestanden und das diesem aus dem Nachlasse des alten Laschek legirte Geld sei der Preis seines Abstandes gewesen.

Der Graf kam dann zurück. Er gelangte mit einem geschlossenen Wagen bis an die Grenze seiner Besitzungen. Dann wurde eine verhüllte Gestalt, die vielleicht durch einen Knebel am Sprechen verhindert war, in die uns schon bekannte Warte gebracht.

Im Schlosse angekommen, wird der Graf von seinem Weibe zärtlich und mit offenen Armen empfangen. Die nächste Nacht aber bringt er wieder fern vom Schlosse zu und am folgenden Morgen sieht ihn Elga mit schmeichelnden Vorwürfen an. Sie weiß nun schon von der verhüllten Gestalt und fragt, ob das ihr Lohn sei, daß er die ihr geschworene Treue nun bei einer Anderen vergeude. Sie setzt sich dann aber zärtlich zu ihm und fleht: „Laß' uns Frieden schließen."

Der Graf springt auf und verläßt sie. In der Nacht aber kehrt er zu ihr zurück. „Du hast verlangt," sagt er, „das Geheimniß der Warte zu sehen. Folge mir!" — „Sinnst Du Böses?" fragt Elga. „Aber ich habe Muth, ich

folge Dir. Ich will Dein Geheimniß enthüllt sehen." Das Kind fing in diesem Augenblicke zu weinen an. Die Gräfin wickelt es in ein Tuch, wirft einen Pelz um sich und das Kind und folgt so dem Grafen zur Warte.

Hier aber sprach der Graf zu seinem Weibe: „Mein Geheimniß sollst Du sehen, doch schwöre mir erst, daß Du mir die Treue nicht gebrochen hast." Und da sie ohne diesen Schwur in die Warte treten will, hält er sie streng zurück und wiederholt: „Erst schwöre!"

Da schwor sie und trat in den Thurm. Drinnen aber rückte der Graf Lichter zurecht und las dann seinem Weibe ein Document vor, auf welchem Oginsky bekennt, daß Elga's Kind — sein Kind ist.

Dann riß der Graf einen Vorhang weg und zeigte ihr den Gefesselten. „Nimm' hier den Schlüssel," befahl er seinem Weibe, „und löse die Kette, die ihn fesselt." Zugleich drohte er mit seinem Säbel, so daß Elga bleich und zitternd gehorchen mußte.

Der Graf drückte dann dem entfesselten Oginsky einen Säbel in die Hand und forderte ihn auf, sich zu vertheidigen. Der aber weigerte sich dessen und benützte einen Augenblick, der es ihm möglich machte, durch das Fenster zu entspringen.

„Nun denn," sprach hienach der Graf zu seinem Weibe, „so ist jetzt die Reihe an Dir."

Da wälzte sie sich vor ihm auf der Erde und jammerte: „Mache mit mir, was Du willst, nur lass' mich leben, nur leben!"

„Wohlan," antwortete der Graf. „So vernichte Du das Zeugniß Deiner Schmach. Tödte Dein Kind!"

Erst weigerte sie sich; dann aber ergriff sie die lange Nadel, mit welcher sie ihren Pelz befestigt hatte, um sie in's Herz des Kindes zu stoßen. Aber „Halt!" schrie der Graf. „Ich wollte nur sehen, daß Du auch das kannst."

In derselben Nacht ging die Warte in Flammen auf und unter der Asche derselben wurden die Reste menschlicher Gebeine gefunden. In derselben Nacht wurde ein Köhlerweib durch das Weinen eines Kindes geweckt, das ein mit Gold gefülltes Kästchen bei sich hatte und ein Schreiben, in welchem die Köhlerin aufgefordert wurde, für das Gold sich der Kleinen anzunehmen.

Den Grafen aber sah man später in Warschau, wo er sich die Gnade erwirkte, über seinen Besitz testiren zu dürfen und dies Kloster zu stiften. Er selbst trat ein ins Kloster, in der einsamen Zelle aber wurde er wahnsinnig. Nur Nachts, wenn der Zeiger der Uhr auf Eins rückt —

So weit hatte der Mönch erzählt; da tönte die Glocke, die Ein Uhr schlug, und der Erzähler sah schaudernd um sich, mit den Blicken des Wahnsinns. In der Thüre aber erschien der Abt des Klosters und rief: „Wo bleibst Du, Starschensky? Die Stunde Deiner Buße ist gekommen!"

Man sieht auch aus dieser Erzählung: Im Schauerlichen ist Grillparzer ganz besonders heimisch.

Eine Erzählung ganz anderer Art ist „Der arme Spielmann". Sie beginnt mit dem Kirchweihfeste der Brigittenau, das alljährlich mit dem Sonntage nach Vollmond im Monate Juli beginnt. „Ein Aufruhr der Freude, der Losgebundenheit und der Lust." Dann folgt die köstliche Beschreibung eines Menschengewühles, so urwüchsig, so echt wienerisch, wie es Grillparzer noch erlebt hat, das aber trotz aller Beharrlichkeit und Stetigkeit des Wienerthums heute nicht mehr so zu sehen ist wie damals. Für den Dichter ist diese Menge, in der jeder Einzelne aufgeht im Ganzen, ein aufgeschlagener Plutarch. In den Mienen der Einen, in dem heiteren oder bekümmerten Gesichte des Anderen, in dem lebhaften oder gedrückten Gange, in den Aeußerungen der

einzelnen Familienmitglieder zu einander lieſt er ganze Biographien. In der jungen Magd, die halb wider Willen dem drängenden Liebhaber ſeitab vom Gewühle der Tanzenden folgt, ſieht er den Embryo einer Julie, einer Dido oder Medea.

Folgen wir dem Dichter, den die wogende Menge, aus dem Augarten ſtrömend, auf dem für ſie viel zu engen Wege, wie er damals war, in die Brigittenau nur langſam vorſchiebt. Sein Auge weilt jetzt auf einem ſiebzigjährigen Greiſe, der barhäuptig und kahlköpfig daſteht und eine alte Geige bearbeitet, während der Hut vor ihm als Sammelbüchſe auf der Erde liegt.

Was der Alte ſpielte, ſchien eine unzuſammenhängende Folge von Tönen ohne Zeitmaß und Melodie. Die Menge lachte ihn aus. Er machte dann eine Pauſe, ſah empor zum Himmel und jetzt, in dem Zeitpunkte, in welchem für die Leute ſeines Gleichen die Ernte erſt beginnt, ſtülpt er den noch leer gebliebenen Hut mit den Worten auf ſein Haupt: „Sunt certi denique fines“ und wandert — ſo ſcheint es — heimwärts. Heimwärts, doch nicht heim, denn ſpäter findet der Dichter den Alten an einem Pförtchen des Augartens wieder, das in die Taborſtraße führte. Knaben umringen den Alten und verlangen einen Walzer. Aus dem Walzer aber, den ihnen der Alte zu ſpielen verſucht, hören ſie keinen Tact und laufen ſcheltend davon.

Der Dichter tritt zu dem Spielmanne heran und fragt, warum er das Volksfeſt ſo frühe verlaſſen habe. Alles, meint der Alte, muß ſeine beſtimmte Ordnung haben, und dann — der Abend gehört mir und meiner armen Kunſt.

Gärtnergaſſe Nr. 34 wohnte der Alte, vornehm im erſten Stocke. Das heißt: Das Haus hatte nur ein Erdgeſchoß und über dieſem noch eine Stube, in welcher er mit noch zwei Handwerksgeſellen wohnte. Die Stube war aber durch einen Kreideſtrich abgetheilt für ihn und die beiden Geſellen.

Am Abend spät schlich dann der Dichter in die Gärtnergasse und entdeckte die Wohnung des Alten an den leisen, langgehaltenen Tönen der Geige. Der Dichter lauschte und lauschte empor, obschon er sich verwundert fragen mußte, ob das, was er höre, phantasiren oder wie sonst heiße. Da geht unten die Thüre auf und ein Mann ruft zum Giebelfenster hinauf: „Soll das heute einmal wieder gar kein Ende nehmen?" Das Giebelfenster schloß sich jetzt. Todtenstille ringsum.

Später, verabredetermaßen eines Morgens, besucht unser Dichter seinen Geiger und findet ihn, wie er auch jetzt wieder ein höllisches Concert executirt. Nach längerem Lauschen — der Spielende hatte den Eintretenden gar nicht bemerkt — glaubt der Dichter den Faden im Labyrinth der Töne entdeckt zu haben: eine Methode in der Tollheit. Sie bestand darin, daß der Alte nicht nach Sinn und Rhythmus betonte, sondern die dem Gehör wohlthuenden Noten heraushob, verlängerte oder beliebig wiederholte, so daß eine ganz eigenthümliche Confusion von Tönen entstand.

Erst als der Dichter absichtlich seinen Hut fallen ließ, verstummte das Spiel und der Alte begrüßte seinen Gast. Letzterer fragt ihn nach seiner Geschichte. „Ich habe keine," entgegnet der Alte. „Heute wie gestern, morgen wie heute, übermorgen aber, das weiß nur Gott." — „Sie haben ja doch einmal Lateinisch gelernt." — „Ah! Und wie ich doch unter die Musikanten gekommen bin, das also nennen Sie meine Geschichte?"

Soll ich sie hier nacherzählen? Es ist unmöglich. Wer hat nicht schon die goldbestaubten Flügel eines Schmetterlings bewundert? Wie glänzen die Farben! Welch' zarter Schmelz liegt über dem Ganzen! Aber berührt nur ein einziges Mal das zarte Gebilde mit Euren tappigen Fingern. Der Glanz und der Schmelz sind fort und der Schmetterling kriecht wie eine Raupe, wie ein elender Wurm sterbend auf dem Boden.

So wie dem Schmetterling müßte es wohl auch mit der Geſchichte des armen Geigers ergehen, wenn man verſuchen möchte, ſie kurz nachzuerzählen. Der Alte war der Sohn eines mächtigen Hofrathes, in ſeiner Jugend aber ein langſamer Kopf geweſen, der über ein fehlendes Wort nicht hinaus konnte. Bei einer Prüfung auf dem Gymnaſium, in Gegenwart ſeines Vaters, beſteht er ſchlecht und muß nun das Gymnaſium verlaſſen. Er ſoll auf einem Rechnungsbureau arbeiten, aber er kann nicht rechnen. Er ſoll Soldat werden, aber ſein ganzes Weſen empört ſich dagegen. Dann wird er unbeſoldeter Abſchreiber in einer Kanzlei.

Seine Mutter iſt längſt todt. Sein Vater und ſeine talentvollen Brüder wollen nichts von ihm wiſſen. Einſam und verlaſſen wohnt er in einem Hinterſtübchen ſeines Elternhauſes und verzehrt ſein Mittagsmahl in einem Koſthauſe, das von ſeinem Vater dafür bezahlt wird.

Im Hofe des Nachbarhauſes hört er ein Lied. Das erweckt alte Liebe zur Muſik in ihm, die man vorher gewaltſam in ihm ertödtet hatte. Er verſucht das Lied auf der Geige zu ſpielen, aber da ihm die Noten fehlen, bringt er es nicht zu Stande. Dann macht er die Entdeckung, daß die Sängerin des Liedes die kleine, robuſte, blatternarbige Tochter des Greislers im Nachbarhauſe iſt, die auf der Kanzlei Kuchen verkauft. Er faßt ſich ein Herz und ſpricht das Mädchen um die Noten an. Noten kennt ſie nicht, aber ſie will ſie ihm verſchaffen vom Organiſten der Peterskirche, der bei ihrem Vater die Muscatnuß kauft, die er in ſein Bier ſchabt. Später wagt er's, baarhäuptig aus dem Elternhauſe zu ſchleichen, um die Greislerstochter wegen der Noten anzugehen. Zagend ſteht er vor dem Greislergewölbe, während ſie drinnen beim Scheine ihrer Lampe Erbſen lieſt und ein Fleiſcherburſche mit ihr ſcherzt. Ihn ſelbſt, den armen Abſchreiber, packt eine derbe Fauſt. Es iſt die ihres Vaters,

der den Barhäuptigen für den Dieb hält, der ihm aus der Auslage die getrockneten Zwetschken stiehlt. Wie dann der Greisler deh- und wehmüthig um Verzeihung bittet, als er hört, daß der von ihm Mißhandelte der gnädige Herr Sohn des gnädigen Herrn Hofrathes ist; wie dann der Schreiber nachher aus dem Elternhause vertrieben wird, weil man ihn im Greislerladen bei der Greislerstochter gesehen hat, die ihn kaum eines Blickes gewürdigt und ihm nur mürrisch die Noten zugeschoben hat; wie ihm dann Trauerkleider gebracht werden, weil, ohne daß er eine Ahnung davon hat, sein Vater gestorben ist; wie ihm nun der Greisler vorschlägt, mit dem ererbten Vermögen, das aus 11.000 fl. besteht, ein großes Geschäft zu gründen und in dasselbe einen tüchtigen Sachverständigen, wie er, der Greisler, einer sei, als Compagnon zu nehmen; wie ihm beim Weggehen aus dem Fenster eine warnende Stimme nachruft: „Trauen Sie nicht gleich Jedermann, man meint es nicht gut mit Ihnen"; wie er dann doch denen, welchen er Hilfe versprochen hat, aus seiner Erbschaft bereitwillig gibt und mit dem brotlos gewordenen Secretär seines Vaters ein Auskunfts-, Copir- und Uebersetzungscomptoir gründet, das sich auch mit dem Abschreiben von Noten befaßt; wie er, um sich für das eigene Geschäft tüchtig zu machen und den rechten Umgang mit seinen künftigen Kunden zu erlernen, im Greislergewölbe Gewürze abwiegt, Nüsse zählt und Kleingeld herausgibt; wie ihn dann, den Herrn Jacob, die Barbara, des Greislers Tochter, ausschilt, wenn er falsch rechnet, und wie sie zankt, daß er immer nur zwei linke Hände habe — alles das muß man lesen in Grillparzer's eigener Erzählung.

Eine Stelle derselben möge hier wörtlich folgen: „Einmal" — der Alte erzählt uns das — „als ich unbemerkt zur Thüre hereintrat, stand sie (die Barbara nämlich) auf den Zehenspitzen emporgerichtet, den Rücken mir zugekehrt

und mit den erhobenen Händen, wie man nach Etwas sucht, auf einem der höheren Stellbretter herumtastend. Und dabei sang sie leise in sich hinein. Es war das Lied, mein Lied. Sie aber zwitscherte wie eine Grasmücke, die am Bache das Hälslein wäscht und das Köpfchen herumwirft und die Federn sträubt und wieder glättet mit dem Schnäblein. Mir war, als ginge ich auf grünen Wiesen. Ich schlich näher und näher und war schon so nahe, daß das Lied nicht mehr von außen, daß es aus mir heraus zu tönen schien, ein Gesang der Seelen. Da konnte ich mich nicht mehr halten und faßte mit beiden Händen ihren in der Mitte nach vorne strebenden und mit den Schultern gegen mich gesenkten Leib. Da aber kam's. Sie wirbelte wie ein Kreisel um sich. Glutroth vor Zorn im Gesichte stand sie vor mir da. Ihre Hand zuckte und ehe ich mich entschuldigen konnte — —. Ich stand wie vom Donner getroffen. Die Lichter tanzten mir vor den Augen. Aber es waren Himmelslichter. Wie Sonne, Mond und Sterne; wie Engelein, die Versteckens spielen und dazu singen. Ich hatte Erscheinungen, ich war verzückt. Sie aber, kaum minder erschrocken als ich, fuhr mit ihrer Hand wie begütigend über die geschlagene Stelle. „Es mag wohl zu stark ausgefallen sein," sagte sie und — wie ein zweiter Blitzstrahl — fühlte ich plötzlich ihren warmen Athem auf meiner Wange und ihre zwei Lippen und sie küßte mich, nur leicht, leicht; aber es war ein Kuß auf diese meine Wange — hier! Was nun weiter geschah, weiß ich nicht. Nur daß ich auf sie losstürzte und sie in die Wohnstube lief und die Glasthüre zuhielt, während ich von der anderen Seite nachdrängte. Wie sie nun, zusammengekrümmt und mit aller Macht sich entgegenstemmend, gleichsam an dem Thürfenster klebte, nahm ich mir ein Herz und gab ihr ihren Kuß heftig zurück auf das Glas. „Oho! Hier geht's lustig!" hörte ich hinter mir rufen. Es war der Greisler, der eben nach Hause kam. „Nu,

was sich neckt —" sagte er. „Komm' nur heraus, Bärbe, und mach' keine Dummheiten! Einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren." — Sie aber kam nicht.

Sie kam nicht und bekommen haben sie sich am Ende auch nicht. Die Barbara machte wohl einen Plan für sich und ihn. Aber als er ausgeführt werden sollte, war der Secretär mit dem Vermögen unseres Armen durchgegangen und der Greisler stieß Letzteren nun mit Verachtung aus dem Hause.

Der Verstoßene ging nicht mehr in dasselbe zurück. Eines Tages aber kam Barbara, die ihm die Wäsche besorgt hatte, zu ihm und sagte: „Fünf Hemden und drei Tücher; so viel habe ich gehabt; so viel bringe ich zurück." Dann aber fing sie heftig zu weinen an. Als sie ruhiger geworden, sagte sie, daß sie gekommen sei, um Abschied zu nehmen. Was sie gefürchtet, sei nun wahr geworden. Sie müsse jetzt hinaus unter die groben Leute. „Die Hand habe ich Ihnen schon gegeben. Leben Sie wohl und suchen Sie Ihre wenigen Sachen in Ordnung zu halten. Gott mit Dir, Jacob! In alle Ewigkeit, Amen!"

Am anderen Tage schlich Jacob zum Greislerladen und fand eine fremde Frau darin, die ihm erzählte, Barbara sei nach Langenlebarn gereist, um dort den Fleischer zu heiraten. Heute sei die Hochzeit.

Was weiter kam, wissen wir ja schon. Haben wir den Alten doch geigen sehen mit dem offenen Hute zu seinen Füßen. Längst ist er todt, aber er starb als ein Held. Die ausgetretene Donau hatte die Brigittenau überflutet. Hier und dort jammerte ein Kind, vom Wasser fortgerissen. Der Alte aber sprang hinein und rettete sie. Als er dann mit den Gärtnersleuten, bei denen er gewohnt hatte, im Trocknen war, hörte er, daß der Gärtner seine Steuerbücher und seine Baarschaften — ein paar Gulden — in der Hütte zurück-

gelassen. Da ergreift der Alte ein Beil und schreitet noch einmal in das Wasser, das ihm schon bis an die Brust reichte. Aber er rettete auch die Steuerbücher und das Geld. Unmittelbar darauf aber wurde er krank und starb, indem er in seiner Phantasie den Tact schlug und Lectionen ertheilte. Aus Langenlebarn aber kam, als er todt war, die Barbara, um ihn begraben zu lassen. Sie, ihr Mann und ihre Kinder gingen hinter dem Sarge. Am Grabe kniete sie nieder, ihr Buch vor die Augen haltend, während die Anderen Erde in die Grube warfen. Nachher kam unser Dichter auf den Gedanken, vom Fleischer in Langenlebarn sich die Geige als Andenken zu erwerben. Der Mann wollte sie ihm gern für ein paar Gulden überlassen. Da aber fuhr seine Frau vom Stuhle empor: „Warum nicht gar! Die Geige gehört unserem Jacob!“ Dabei nahm sie das Instrument von der Wand, blies den Staub herab und legte es in eine Schublade, die sie heftig zustieß und abschloß. Dann aber, als sie sich mit den Kindern und ihrem Manne zum Mittagessen niedersetzte, liefen ihr die Thränen strommeise über die Backen.

Des Lebens zweite Hälfte und stiller Ausgang.

Im März 1822, unser Dichter hatte kurz vorher sein einunddreißigstes Lebensjahr angetreten, wurde in Wien ein junges, geistreiches, schönes und liebenswürdiges Mädchen begraben, Fräulein Marie P., und alle Welt trauerte über ihren jähen Tod. Sie war kurz vorher mit ihrem Vater auf einem Balle gewesen, hatte fröhlich getanzt, mußte aber, weil ihr Vater, der sie begleitete, unwohl geworden war, den Ballsaal früh verlassen. Daheim mochte sie dann keine nächt-

liche Störung verursachen und sorgte selbst für Herbeischaffung alles dessen, was für ihren Kranken nothwendig war. Man sagte, sie habe sich dadurch eine heftige Erkältung zugezogen und ein hinzugetretenes starkes Fieber habe sie hinweggerafft. Ihre Familie aber wußte, daß etwas ganz Anderes die Ursache dieses Todes gewesen sei. Sie war an gebrochenem Herzen gestorben.

Grillparzer hatte die Familie Marien's früher öfters besucht, hatte aber seit etwa einem Jahre, seinerseits ganz ohne Grund, einzig und allein seiner inneren Scheu vor Gesellschaft nachgebend, seine Besuche eingestellt und hatte keine Ahnung davon, daß das Mädchen ihn liebe. Auch von ihrer kurzen Krankheit wußte er nichts und hörte von ihrem Tode nur zufällig am Tage der Beerdigung und wohnte dann auch — nicht ohne Erschütterung und über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens nachgrübelnd — der Todtenfeier im Dome bei.

Sein Herz war aber doch auch hiebei ohne tiefergehende Empfindung geblieben; dennoch war ihm jetzt mehrere Nächte hindurch, als trete die Todte vor ihn, um ihm Vorwürfe zu machen. Er beruhigte sich aber, da er sich keiner Schuld bewußt war und an heimliche Liebe der Todten zu ihm auch jetzt noch nicht glauben mochte.

Erst sechs Wochen nach der Beerdigung Marien's erfuhr er von ihrer Mutter den wirklichen Sachverhalt und erhielt zugleich sein Bild, das die Todte heimlich gezeichnet hatte, und ihr eigenes, ihrem Testamente gemäß, als theuere Andenken.

Diese Todte kann es also nicht gewesen sein, die er unmittelbar vor seiner viel späteren, erst nach der Aufführung seines Ottokar (1825) angetretenen Reise nach Deutschland zu heiraten gedacht hatte. Eine Andere aber nennt er nicht und gerade dies Schweigen läßt mich vermuthen, daß die-

jenige, welcher er um 1825 die Hand reichen wollte, seine „ewige Braut" gewesen ist. Letzterer hat er im Ottokar, also schon zwei Jahre früher, ein Denkmal gesetzt, das ich an dieser Stelle meinen freundlichen Lesern zeigen möchte.

Im dritten Acte des Ottokar tritt ein Kind im Lager Kaiser Rudolf's auf, das diesem mit einem Blumenstrauße entgegenläuft, und es entsteht folgender kurzer Dialog zwischen Rudolf und der Frau, die das Kind gebracht hat:

Rudolf:

„Wem ist das Kind? Wie heißt Du?"

Frau:

„Kathrina.
Katharina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien."

Rudolf:

„Fall' nicht, Kathrina! Ei, was ist sie hübsch!
Wie fromm sie aus den braunen Augen blickt,
Und schelmisch doch. Zierst Du Dich auch schon, Kröte?
Was wollt Ihr, gute Frau?"

Frau:

„Ach Gott, Euer Hoheit!
Die Böhmen haben unser Haus verbrannt,
Mein Mann liegt krank vor Kummer und Verdruß."

Rudolf (zu Einem seiner Begleiter):

„Schreibt Euch den Namen auf und sehet zu!
(zur Frau):
Worin zu helfen ist, da wird man helfen."

Dieses also die Scene. Mir fällt in derselben das Wort auf: „Zierst Du Dich auch schon, Kröte?" Ist das nur ein Scherzwort Rudolf's, oder ist's ernster Groll des Dichters, was hier in einer Anwandlung von Unmuth seinen Platz gefunden und dann auch stehen geblieben ist? Ich bin weit entfernt, auf diese Frage Ja! sagen zu wollen, möchte vielmehr jede Vermuthung dieser Art für grundlos erklären. Aber festzustehen scheint es mir doch auch, daß die Ursache,

derentwegen Katharina Fröhlich und Grillparzer im Jahre 1825 nicht vor den Altar traten, damals mehr in ihr als in ihm lag, obgleich ich nicht an ihre Eifersucht glaube, von der Kuh spricht. Auch beklage ich das Unterbleiben der Heirat nicht; ich meine vielmehr, es sei für Beide so am besten gewesen, obgleich Grillparzer regen Sinn für das Familienleben hatte und ihm ein Heim an der Seite eines liebevollen Weibes so sehr zu gönnen gewesen wäre. Wir kennen aber längst auch seine innere Abgeschlossenheit und Unnahbarkeit. Und wie sagt Primislaus in der Libussa:

Begreifst Du, „daß ein Inn'res schmelzen muß,
Um Eins zu sein mit einem andern Innern?"

Nur durch dies Einswerden wird die Liebe zur wahren Liebe. Die Ehe aber als ihre Krönung ist nur dann die rechte Ehe, wenn sie innigste Leibes- und Seelengemeinschaft ist. Der Mann soll, ich möchte sagen, universeller sein als das Weib; er soll nicht *ganz* in der Liebe zu *ihr* aufgehen, damit in ihm, wie in Beiden für Gott, so weit mehr als bei ihr noch Etwas übrig bleibt für die Gemeinde, den Staat und die Welt. Nur in diesem Ueberschusse liegt die Begründung des Wortes Gottes I. Mose 3, 16: „Er aber herrsche über Dich."

Damit aber die Ehe dennoch allerinnigste Verschmelzung sein kann, wurde das Weib selbstloser geschaffen, auf daß *sie* an Hingabe ersetze, was *dem Manne* abgeht oder abzugehen scheint, weil er auch noch für Anderes lebt. War diese innige Leibes- und Seelengemeinschaft in der 1825 geplanten Ehe zu erwarten? Grillparzer fing zu zweifeln an, überlegte und verschob. Und Kathi hatte ihn über diese Zweifel nicht hinwegheben wollen, oder — sie konnte es nicht, denn auch sie hatte ihr stark ausgeprägtes, nicht so ganz leicht in dem Anderen aufgehendes Ich. Ihr eigener Lebensgang hatte dazu beigetragen, diese Selbstständigkeit zu entwickeln.

Kathi Fröhlich und ihre beiden Schwestern, die allzeit treu zusammenstanden, mußten sich den eigenen, bescheidenen Lebensunterhalt, wie Grillparzer's Biograph Kuh erzählt, selbstthätig verdienen. Sie thaten das durch Ausnützung ihres musikalischen und theatralischen Talentes. Grillparzer sah seine Katharina zum ersten Male bei Gelegenheit einer der damals in Wien beliebten theatralischen Privatvorstellungen im Geymüllerschen Hause. Die Herzensneigung, die aus dieser ersten Bekanntschaft erwuchs und welche in ihren Anfängen bis in die Zeit nicht gar lange nach dem Tode der Mutter Grillparzer's zurückreicht, war eine gegenseitige. Der Freundin, welcher das Gerücht über den Selbstmord seiner Mutter zweifellos nicht unbekannt geblieben war, graute aber doch nicht selten vor der dämonischen Leidenschaftlichkeit, die den Dichter beherrschte, wenn er so recht im Schaffen war. So kam's, daß ein Etwas zwischen diesen Liebenden lag, das sich nicht wegschieben ließ, sie bis an's Ende jungfräulich aus einander hielt und sie doch auch wieder an einander fesselte. Diese Fessel wurde in den alten Tagen Grillparzer's so stark, daß es die drei Schwestern Fröhlich nicht unterlassen konnten, ihm in ihrer unmittelbaren Nähe, in demselben Hause mit ihnen, in der Spiegelgasse war's, vier Treppen hoch, eine bescheidene, aber seinen geringen Bedürfnissen entsprechende Wohnung zu bereiten, so daß ihm wenigstens die Pflege und wachsame Sorgfalt einer Frau nicht gefehlt hat. Die Genügsamkeit des Pfleglings machte den treuen Pflegerinnen die Pflege leicht.

Doch ich darf den Ereignissen nicht zu weit vorauseilen*) und will darum hier nur die Bemerkung anknüpfen,

*) Hier unter dem Strich sei nur noch kurz der „Schwestern-Fröhlich-Stiftung" gedacht, welche durch Testament der 1880 gestorbenen Anna Fröhlich entstanden ist und durch ein Curatorium verwaltet

daß es unrichtig wäre, wenn man annehmen wollte, Grillparzer sei — von den drei Schwestern Fröhlich ganz abgesehen — in der Welt jemals verlassen und allein gestanden. Es ist wahr, unser Freund war unzufrieden, krittlich, mürrisch, selbstquälerisch und liebte die Störungen nicht, die sich von Außen an ihn herandrängten. Kränklichkeit, die noch hinzutrat, vermehrte den Eindruck, den jene Schattenseiten seines Naturells schon an und für sich hervorbringen mußten. Deswegen hatte sich aber doch eine stille Gemeinde um ihn gesammelt, die ihn liebte und verehrte, ihn als ihren geistigen Mittelpunkt betrachtete und ihm treu blieb bis an's Ende.

Wie nothwendig diese stille Gemeinde von wackeren Freunden und Freundinnen für ihn war, begreift Jeder, der nur einigermaßen eine Ahnung von der Empfindsamkeit hat, mit welcher er hämischen und boshaften Auslassungen eines beschränkten Recensentengesindels, das sich zu heben vermeinte, indem es ihn niederdrückte, und der kalten Ignorirung seines Schaffens, durch welche sich Norddeutschland auszeichnete, von jeher gegenüberstand. Er hatte ein lebendiges Bedürfniß nach Anerkennung und sah sich nicht selten geradezu unwürdig behandelt, hat es aber nie gelernt, Anwürfe dieser Art in vornehmer Gleichgiltigkeit, wie er gesollt hätte, zu ertragen. Im Gegentheil; seine Empfindsamkeit wurde zu reizbarster Empfindelei und verbitterte so Keinem mehr das Leben als ihm selber.

Selbst große Geister waren von gründlichster Verkennung Grillparzer's nicht frei zu sprechen. Thomas Carlyle z. B., der berühmte englische Essaiist, Biograph und Historiker, schwatzte Unsinn über ihn, indem er ihn einen mittelmäßigen

---

wird, an dessen Spitze der jeweilige Bürgermeister von Wien steht. Diese Stiftung gewährt Pensionen, Stipendien und Ehrengaben „an bedürftige hervorragende künstlerische und literarische Talente".

Dramenschmied nannte, der — ich habe es an anderer Stelle schon angedeutet — in seinen Charaktern nur sich selbst schilderte. Der große Deutsche Gervinus aber redet, indem er Grillparzer's gedenkt, nur vom Schauerlichen, das sich mit dem Weinerlichen verbinde und in dieser Verbindung nur den gesunkenen Begriff von Welt und Kunst verrathe. Nach diesem hohen Richter sollten Sappho und Medea nur als Wundermeteore begrüßte Irrlichter sein und gehörte Grillparzer neben Werner, Müllner, Houwald nur zu Denen, die den Verfall der Bühne herbeiführten.

Nach solchem Vorgange mußten natürlich auch Hillebrandt und Th. Mundt unserem Dichter die ihm gebührende Ehre größtentheils vorenthalten, auch wenn der Eine oder Andere von ihnen allgemeines poetisches Talent von schönster Bedeutung an ihm entdecken mochte; ebenso konnte Hieronymus Lorm schweseln, Grillparzer stehe wie ein Bildhauer zwischen den Trümmern seiner Götterstatuen „auf den Ruinen einer Poesie, welcher eine deutsche Unsterblichkeit aufbehalten gewesen wäre; auf ungeborenen Werken, die er" — unser Grillparzer — „zerschlagen mußte, statt zu schaffen".

Nun wissen wir's; er mußte seine Werke in sich selbst ertödten, oder, wenn sie — entstanden waren, zerschlagen, denn — er war ja ein Oesterreicher! Unfähig, das Wunderbare, das Grillparzer in seinem Schaffen so gern cultivirte, weil er es in der Poesie für unentbehrlich hielt, zu begreifen und zu genießen, glaubten norddeutsche Kunstrichter einfach dadurch mit Grillparzer fertig zu werden, daß sie alles an ihm, was ihnen fremd und unverständlich war, kurzweg österreichisch und katholisch nannten, eine Bezeichnung, die in ihrem Sinne gleichbedeutend mit albern und knechtisch war. Diese Kritiker — so grollt Wurzbach mit Recht und hätte sich eigentlich noch viel schärfer ausdrücken können — „scheinen freie Gesinnung immer nur dann zu vermissen, wenn sich ein

Oesterreicher in seinen Dichtungen als Oesterreicher fühlt". Was aber aus Norddeutschland herübertönte, wurde dann auch hier in Oesterreich papageimäßig nachgestottert, nicht selten wohl gar überboten, so daß man schließlich den Aberwitz zu hören bekam, Grillparzer sei nur Patriot — aus Furcht.

Noch eines ganz absonderlichen „Geistreichen" aus Norddeutschland muß ich gedenken, des Berliner Professors Solger, der mit seiner theuren Ehehälfte in eine Vorstellung der Sappho nur gegangen war, um über den Wiener Trottel, der da ein Trauerspiel aufführen lasse, recht nach Herzenslust zu lachen, aber, als er nicht lachen konnte, offenbar wüthend wurde, und in einem Briefe an Tieck über unseren Dichter schimpfte, indem er sagt, daß Grillparzer alle schlechten Neigungen der Gegenwart in Beschlag nehme, und nach anderem Unsinn dieser Art von einem verfluchten Hochmuth schwatzte, der alles Edle und Wahre in der menschlichen Natur besudle!!!

Solger aber war noch nicht der Letzte, der so oder in ähnlichem Tone sprach, und so konnte es denn nicht fehlen, daß Grillparzer bei den Norddeutschen gar bald und im besten Falle nur noch als ein kleiner Localpoet galt, so daß sich Wurzbach zu dem zürnenden Worte erheben konnte, norddeutsche Scheelsucht urtheile so falsch.

Es sollte glücklicherweise nicht so bleiben. Byron, der die Sappho in italienischer Uebersetzung gelesen, sprach mit hoher Achtung von Grillparzer und auch in Deutschland regten sich allmälig Kritiker, die den gleichen Ton anschlugen. Unter die Ersten gehören Julian Schmidt und Rudolf Gottschall. „Oesterreich", meint der Erstere, „ist mit Recht stolz auf ihn. Die Reinheit seiner Formen und das Methodische in seinen Compositionen verdient die vollste Anerkennung." Gottschall spricht zwar noch von schattenhafter Handlung auf der

Schicksalsbühne, nennt unseren Freund aber doch einen Dichter, „dem es weder an psychologisch-interessanten Momenten, noch an dichterischem Schwunge fehlt". Noch weit energischer hat für Grillparzer's Anerkennung Laube gearbeitet. Auch Börne darf in dieser Beziehung genannt werden, da er z. B. die Sappho eine köstliche Frucht in goldener Schale nennt, vor der man geblendet den Blick senke, um sich an ihrer Wärme zu erfreuen. Hier, an der Sappho, sehe man innerhalb eines Tages Keim, Wachsen, Blüthe, Frucht und Hinwelken der Liebe — ein etwas phrasenhaftes Urtheil, aber die Phrase wirkte.

Inzwischen hatten hier in Oesterreich die vermeintlichen oder wirklichen Zurücksetzungen Grillparzer's im Amte noch eine Weile fortdauern sollen. Wir wissen schon, wie so ganz erfolglos er um die Personalzulage bat, die sein Amtsvorgänger als Archivdirector bezogen hatte. Als nun später, nach dem Tode des Kaisers Franz, die Stelle eines Bibliothekars der Wiener Universität frei wurde, bewarb sich Grillparzer um diese. Er that das, obgleich die Bibliothekarstelle nicht mit höherem Gehalte verbunden war als diejenige, die er zur Zeit bekleidete. Sie sagte ihm aber mehr zu und schien so recht für ihn geschaffen zu sein. Aber nicht er erhielt dieselbe, sondern ein Mensch, der ihm an Dienstjahren und Gehalt um die Hälfte nachstand. „Ich kehrte zu den Acten zurück", sagt Grillparzer, aber wir können uns denken, mit welchen Gefühlen diese Rückkehr für ihn verbunden war. Die Acten „wurden ihm täglich widerlicher, nachdem sie ihn anfangs wenigstens historisch interessirt hatten".

Aber fort von diesen düsteren Bildern! Wenden wir uns nun um so lieber den späten Lichtpunkten zu, die unseren Grillparzer schließlich doch auch noch erfreuen sollten. Diese Wandlung der Dinge war um so nothwendiger für ihn, als er schon im Jahre 1832 seinen Freund Schreyvogel, den energischen Förderer seiner Muse, durch den Tod verloren hatte.

Zu den Lichtpunkten rechne ich die Ernennung Grillparzer's zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, ein Ereigniß, das am 14. Mai 1847 eintrat und Grillparzern anspornte, der Sitte gemäß an die Ausarbeitung einer Beschreibung seines eigenen Lebens heranzutreten und so die nächste Veranlassung zu einer Arbeit wurde, an welcher nur zu beklagen ist, daß sie Bruchstück geblieben ist und leider nur bis 1836 reicht, mithin nicht weniger als fünfunddreißig Lebensjahre des Dichters, freilich gerade die äußerlich stillsten, unbesprochen läßt.

Auch Grillparzer's Ernennung zum Mitgliede des österreichischen Herrenhauses, in welchem er sich selbstverständlich zur Linken gesellte und an Halm's Seite Platz nahm, rechne ich zu den Lichtpunkten und darf zu denselben wohl auch die in 1848 erfolgte Entschädigung rechnen, die unserem Dichter dafür zu Theil wurde, daß man ihn früher in seinen Bezügen unbilligerweise verkürzt hatte.

Ein glänzender Lichtpunkt im Leben Grillparzer's war denn auch die Gnade Kaiser Franz Josef I., die unseren Dichter im Jahre 1849 mit dem Leopoldsorden schmückte, ein Ereigniß, das um so markanter ist, als Grillparzer dieser Ehre *als Dichter* gewürdigt wurde, was in den Annalen Oesterreichs bis dahin noch niemals zu melden war.

Lichtpunkte muß ich selbstverständlich auch die Wiedereinführung der Grillparzer'schen Dramen in das Repertoire des Burgtheaters nennen, das große Verdienst H. Laube's. Im November 1840 schon war in einer Burgtheater-Akademie, und zwar zum Besten der barmherzigen Schwestern, der erste Act der „Libussa" mit bestem Erfolge gegeben worden. Leider konnte man trotzdem nach 1848 Grillparzer's Dramen noch für halb vergessen und ihren Verfasser fast schon für eine mythische Person halten; da wurden 1851 die „Ahnfrau" und „Der treue Diener seines Herrn" wieder hervorgeholt,

denen 1852 die „Hero“ und 1857 die „Medea“ folgte, um für später auch noch anderen glänzenden Wiederaufnahmen Bahn zu brechen. In der „Hero“ erntete bei der Aufführung von 1852 die Schauspielerin Frau Bayer-Bürck den Ruhm des Tages und der „Medea“ gab die Wolter für jetzt und künftig ihre idealste Gestaltung.

Auf den Dichter strahlte der Glanz dieser Aufführungen wohlthuend zurück. Aber ihn wieder ganz mit dem Theaterpublicum zu versöhnen, vermochten sie nicht und was er inzwischen Neues geschaffen, wurde beharrlich zurückgehalten in seinem Pulte. Ja, es entstand sogar das Gerücht, Grillparzer habe bereits in seinem Testament verfügt, daß alles Geschriebene, was man nach seinem Tode bei ihm finden werde, sofort zu verbrennen sei. Thatsächlich verweigerte er die Herausgabe einer siebenten Auflage der „Ahnfrau“, als die sechste längst vergriffen war.

Noch eines anderen Lichtpunktes habe ich zu gedenken: Grillparzer konnte im Jahre 1856 die ihm widerliche Last seiner dienstlichen Stellung endlich abschütteln, indem in dem genannten Jahre auf sein Ansuchen seine Pensionirung erfolgte, bei welcher Gelegenheit der Dichter auch noch durch allergnädigste Verleihung des Hofrathstitels ausgezeichnet wurde. Aber still und anspruchslos lebte er fort, fast den Wolken nahe in der Spiegelgasse, über seinen Büchern hockend, immer noch Neues lernend und wohl auch langsam fortarbeitend an den Schätzen seines Pultes. Seine Vaterstadt Wien verließ er nie, wenigstens nie auf lange Zeit. Nur seine zweite Reise nach Deutschland erlaubte er sich noch und im Sommer je einen kurzen Landaufenthalt in Rohitsch, Baden bei Wien oder in einer sonstigen ihm verlockend scheinenden Sommerfrische. Unter diesen Umständen darf man Grillparzer's Alter trotz langsam zunehmender Hinfälligkeit ein glückliches nennen. Er wurde einundachtzig Jahre alt, aber Seniles hat er nicht geschaffen.

Gern spazierte er, wenn er in Wien verweilte, auf dem Glacis und bedauerte es sehr, als er noch sehen mußte, wie Wall und Graben langsam verschwanden. Aber ihm blieb ja noch sein lieber Prater. Begleiten wir ihn auf einem seiner Gänge in den letzten Jahren, in denen er sie noch gern allein machte. Seine dunkelblonden Haare waren gebleicht. Sein blaues Auge schien matt geworden zu sein. Im blassen Angesichte zeigten sich schon die Spuren des nahenden Zerfalls. Sinnend, den Kopf nach vorn und ein wenig seitwärts geneigt, schritt er dahin in schattiger Allee. Niemand, der ihn nicht kannte und ihn so dahingehen sah, vermuthete etwas Besonderes und Bedeutendes in ihm. Sehen wir nun aber, wie ihn ein Bekannter unvermuthet anredet. Im ersten Augenblicke scheint dem Sinnenden diese Störung nichts weniger als angenehm zu sein. Man sieht einen Schimmer des Mißmuths in seinem Gesichte, aber nur eine Secunde dauert das und Grillparzer hat schon ein freundliches Wort, mit welchem er den Gruß des Störers wohlwollend erwidert. Der Störer wendet sich wieder weg von ihm, um zurück in die Stadt zu gehen, Grillparzer aber wandert tiefer in den Prater. Zufällig aufblickend, sieht er jetzt schon wieder einen anderen Bekannten, der ihm entgegenkommt. Jetzt ist es Grillparzer, dessen anmuthige Tenorstimme freundlich zu grüßen beginnt. Der Andere macht Kehrt und wandert mit ihm durch die schattigen Gänge. Die Unterhaltung wird mit jedem Schritte lebendiger. Der Kopf Grillparzer's ist nicht mehr geneigt, wie der Alexander's, sondern richtet sich gerade empor. Der Mann scheint ordentlich zu wachsen, das blaue Auge wird weit und groß und leuchtend.

In der Unterhaltung wird jetzt vielleicht ein Gegenstand berührt, der den Dichter zwingt, ein verdammendes Urtheil auszusprechen. Da hält er im Gehen inne; der eine Fuß wird eigenthümlich aufgesetzt; die feine Hand macht eine energische Bewegung und das Auge sprüht Zorn.

Zum Glücke gilt der Zorn nicht dem Begleiter. Die Wolke, die das Antlitz des Greises zu verdüstern schien, ist schnell verweht und nur der Ausdruck wohlwollender Freundlichkeit blieb übrig.

Das war Franz Grillparzer; treu, fest, innig. Ein Charakter ohne Wandel und, soweit er konnte, ein eifriger Förderer alles Guten und Schönen. Manch angehendes Talent, das von Anderen geringschätzig abgestoßen wurde, fühlte sich durch ein ermunterndes Wort Grillparzer's gehoben, durch seinen Rath gefördert. Mancher auch wurde freigebig aus Grillparzer's Börse unterstützt, obschon diese nie Ueberfluß hatte. Dies Wohlwollen hängt mit einer Eigenschaft unseres Dichters zusammen, auf die Sebastian Brunner in seinen Denkpfennigen aufmerksam macht. „Ein vorzüglich schöner Zug von Grillparzer", heißt es dort, „den noch Keiner seiner Charakterschilderer hervorgehoben hat (was man eben nicht besitzt, versteht man auch an Anderen nicht, oder will es nicht verstehen), war die Anerkennung der Leistungen Anderer. Er hat mir gegenüber oft die günstigsten Urtheile über fremde Leistungen gefällt, wie sie eben nur aus einer edlen, neidlosen Seele hervorkeimen können."

Noch ein anderes Wort Brunner's habe ich mir bis zu dieser Stelle zurückgelegt. Es lautet so: Grillparzer „war im Ganzen ein guter, wohlwollender, ehrenhafter Mann. Die schon zu seiner Zeit herrschende Schund- und Schmutzliteratur war ihm in die Seele hinein zuwider. Das Treiben derselben stand mit seiner ehrenhaften Gesinnung in keiner Harmonie. Er sprach auch seinen Ekel und Abscheu über das damals schon täglich sich frecher hervordrängende, des Wissens und Charakters bare Schreiberthum aus. Ehrenvolle Ausnahmen wußte er auch zu würdigen."

So war Grillparzer mit der Zeit also doch nicht blos durch allseitige Anerkennung seines Dichterruhms, sondern

auch durch sein Alter ehrwürdig geworden und konnte es nicht fehlen, daß die ganze Metropole, als im Jahre 1871 Grillparzer's achtzigster Geburtstag heranrückte — auch schon der fünfzigste war 1841 liebevoll durch Prägung einer Denkmünze verherrlicht worden — diesen Tag glänzend mitfeierte. Zahlreiche Deputationen, die Betheiligung des Stadtrathes, die wissenschaftlichen und künstlerischen Genossenschaften, der Reichsrath, das kaiserliche Haus, sie alle beeilten sich, dem großen Sohne der Metropole Oesterreichs zu zeigen, wie hoch sie ihn ehrten und wie voll des wärmsten Dankes sie waren gegenüber den Schöpfungen seiner Muse.

Und noch einen Geburtstag erlebte der Greis, einen nicht so glänzenden, aber still heiteren, den des Jahres 1872. Dieser aber sollte sein letzter sein. Schon wenige Tage später wurde der alte Herr wortkarger als sonst und hatte auch öfter das Bedürfniß, allein zu sein. Am 21. Jänner regte er sich früher als sonst in seinem Bette und klagte über Athemnoth. Aber im Bette zu bleiben, verweigerte er trotz dem Anrathen des Arztes und obgleich auch Kathi Fröhlich den Vorschlag des Doctors unterstützte. Er stand auf und kochte sich noch selbst, wie er zu thun gewohnt war, seinen Morgenkaffee. Die Zeitungen, die er sonst, obgleich sie ihn ärgerten, mit pünktlichem und ausdauerdem Eifer zu studiren pflegte, ließ er diesmal unberührt. Die Cigarre, die er beim Lesen der Zeitungen zu rauchen pflegte, hatte er sich wohl angezündet, aber sie schmeckte ihm schon nicht mehr recht. Ein Diener des Burgtheaters kam dann und brachte ihm seine Vierteljahrestantième und Grillparzer bestätigte noch selbst den Empfang durch Namensunterschrift. „Ihr werdet's aber nicht lesen können", sagte er, als er das Papier dem Diener zurückgab.

Um 1 Uhr Mittags überkam ihn ein längerer Schlummer. Kurz nach 2 Uhr bemerkte Katharina Fröhlich, daß die Athem-

züge des Freundes rascher als sonst gingen. Zwanzig Minuten später war er bereits todt.

Und jetzt bereitete ihm Wien eine Leichenfeier, die eines Landesherrn würdig gewesen wäre. Schon „bei der kirchlichen Einsegnung der Leiche", erzählt Betty Paoli, „waren, von den Mitgliedern des Kaiserhauses angefangen, alle Stände vertreten und mit fürstlichen Ehren ward der Dichter bestattet, der in den Tagen seiner Kraft und seines Wirkens nur allzuoft stumpfsinniger Gleichgiltigkeit begegnet war". Aber lassen wir diese Klage! Für uns lebt er noch, obgleich sie ihn begraben haben.

Die Hunderttausende, die ihm die letzte Ehre gaben, die aber nicht die letzte sein sollte, geleiteten ihn zum Währinger Friedhofe. Dort jedoch, wo heute Mozart, Beethoven und Schubert schlummern, sucht man den Ruheplatz dieses Todten jetzt noch vergebens.

Eine andere, dem Andenken Grillparzer's geweihte Stätte ist uns nun der Volksgarten zu Wien geworden, wo seit dem 21. Mai 1889 schön und herrlich das ihm gesetzte Monument aus weißem Marmor steht, das uns besser als alles Andere zeigt, wie er einst unter seinem Volke geweilt hat. Man glaubt ihn dort in dem todten Steine noch inmitten seines Schaffens zu sehen. Saxa loquuntur; der Stein redet mit uns und lehrt uns ihn sehen; ihn sehen auch jetzt noch.

Diese redenden Steine sind ein gemeinschaftlich ausgeführtes Kunstwerk von Weyr und Kundmann. Das Ganze ist ein halbkreisförmiger Rundbau. Die Mitte desselben bildet eine hohe Nische, in der Grillparzer in sitzender Stellung thront. Diese Figur ist von Kundmann geschaffen. Rechts und links von der Nische, die Hauptfigur flankirend und von dieser durch korinthische Säulen getrennt, befinden sich von Weyr componirte Hautreliefs. Wir sehen da die Schlußscene aus der „Ahnfrau", die Schlußscene des ersten Actes

von „Traum ein Leben" und eine Scene aus dem dritten Acte von „König Ottokar". Auf der anderen Seite den Abschied Sappho's von Phaon und Melitta, die Schlußscene des dritten Actes der „Medea" und die erste Scene des fünften Actes von „Des Meeres und der Liebe Wellen". Das Ganze ist so herrlich, daß es zu Wiens schönsten Kunstwerken gehört, und das Sappho-Relief ist zugleich eine zarte Huldigung für die bedeutendste Darstellerin Grillparzer'scher Heldinnen. Das Antlitz der Sappho zeigt uns nämlich die Züge der Wolter.

Für mich aber ist es nun Zeit geworden, von meinen Lesern Abschied zu nehmen. Ich thue das, indem ich an das große und stolze Wort erinnere, mit welchem Grillparzer in voller Berechtigung seinen Werth abschätzt, indem er sich „trotz allem Abstande", wie er, um nicht anmaßend zu erscheinen, hinzufügt, eben doch *als den Besten* erkennt, der *nach Goethe und Schiller* gekommen ist.

Ganz wie er, scheint in dieser Beziehung eine ihm zeitgenössische, erst jüngst heimgegangene hohe Frau gedacht zu haben: die deutsche Kaiserin Augusta. Grillparzer war schon damals, als sie noch Kronprinzessin von Preußen war, ihr Lieblingsdichter und blieb es bis zuletzt. Zu seinem achtzigsten Geburtstage zeigte sie ihm das durch ihren warmen Glückwunsch und noch in demselben Jahre, im Herbste 1871, sandte sie ihm ihr Bild als Zeichen der Verehrung, die ihm gezollt werde von einer „Tochter von Weimar".

Und ich?

Den Strömen folg' ich, die nach Norden wandern,
Aus Oest'reichs Quellen tränkend Deutschlands Meer,
Und auch entgegen zieh' ich jenem andern,
Der seine Wogen wälzt gen Osten her;
Und jeden Deutschen bis zum fernen Flandern,
Ich frag' ihn grüßend, ohne Schwert und Wehr:
Was ist, Ihr Männer, Eurer Hände Schaffen?
Könnt Ihr nur Waffen schmieden, nichts als Waffen?

Seh't Euer Land! Im Sonnenglanze ruht es;
Wie grünt es schön, vom Thau der Nacht getränkt!
Der Pflüger pflügt und sieht schon frohen Muthes,
Was ihm die Ernte einst, die reiche, schenkt;
Doch ich erbebe, denk' ich auch des Blutes
Der Millionen, die da ruh'n versenkt,
Und könnt Ihr wollen, daß uns doch die Erde
Noch mehr zum Leichenfeld der Mordlust werde?

Gott will den Frieden! Eilt, ihm zu errichten
Sein Gotteshaus, aus dem die Eintracht tönt!
Sein hoher Priester mag den Hader schlichten,
Daß von der Feldschlacht nie das Blachland dröhnt.
Der holden Musen auch vergeßt mit nichten,
Daß hehre Kunst den Frieden uns versöhnt
Und endlich wiederkehre, neugeboren,
Das Ideale, das Ihr habt verloren.

Hört Ihr den Schleier nicht der Ahnfrau rauschen?
Ihr müßt ja wissen, was vom Schlaf sie weckt:
Ihr konntet, ach! der Aftermuse lauschen,
Die falsches Wollen gleißend überdeckt.
Daß Ihr Begierde könnt um Liebe tauschen,
Das ist es, was aus ihrem Grab sie schreckt;
Doch habt Ihr Thränen noch, so laßt sie fließen;
Laßt unter Thränen die Verirrung büßen.

Sind so die Herzen wieder rein geworden,
Dann mach' Euch Sappho's oder Hero's Leid
Empfänglich wieder reineren Accorden
Und für Libussa's ernste Herrlichkeit.
Dann mag Medea Euch im blut'gen Morden
Die Greuel zeigen der Vergangenheit,
Doch auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Laßt Rudolf's Schatten als Versöhner schreiten.

Ihr Armen aber in den nied'ren Hütten,
O ladet Euch den Spielmann gern zu Gast,
Daß Euch er sage, wie auch er gelitten
All Eures Leidens doppelt schwere Last
Und dennoch einst in der Verwüstung Mitten
Zu kühnen Thaten den Entschluß gefaßt,
Durch den zum Opfertode ward sein Sterben,
So schön, wie Helden sonst um Nachruhm werben.

Inhalt.

	Seite
Statt Vorwortes	III
Einleitung	VII
Franz Grillparzer's erste Lebensjahre	1
Musterpädagogie mit josefinischem Beigeschmack	7
Die ersten Verse	16
Ein junger Löwe zeigt seine Krallen	19
Unser tägliches Brot gib uns heute	23
Das zurückgewiesene Drama	26
Im närrischen Hause	29
Der Bibliothekstrottel	34
Was aus dem Kindlein geworden ist	37
„Die Ahnfrau"	40
Schicksalstragödie oder nicht?	55
„Sappho"	60
Des Dichters Ruhm, des Menschen Leid	74
„Das goldene Vließ" und ein polizeiliches Intermezzo	86
Weiteres über die Vließ-Trilogie	94
Die Poesie und das Amt	121
„König Ottokar's Glück und Ende"	126
Der Dichter auf Reisen	152
Die Ludlamshöhle	156
„Ein treuer Diener seines Herrn"	166
Einblick und Ausblick	185
„Der Traum ein Leben"	190
„Des Meeres und der Liebe Wellen"	210
„Weh dem, der lügt!"	228
„Libussa"	246
„Ein Bruderzwist in Habsburg"	268
„Die Jüdin von Toledo"	292
Dramatische Fragmente	310
Grillparzer's „Melusina"	318
Grillparzer als Lyriker	324
Grillparzer als Erzähler	341
Des Lebens zweite Hälfte und stiller Ausgang	354